

# HANSISCHE STUDIEN

## V

Zins - Profit  
Ursprüngliche Akkumulation

Abhandlungen  
zur Handels- und Sozialgeschichte

Band  
21



HERMANN BÖHLAUS NACHFOLGER WEIMAR

535

VERHANDLUNGEN ZUR RECHTSGESCHICHTE  
UND SOZIALGESCHICHTE



Verhandlungen von der  
Königlichen Anwaltschaft der  
Königlichen Staatsanwaltschaft der  
Königlichen Landesjustizverwaltung

Band II

RECHTSGESCHICHTE  
UND SOZIALGESCHICHTE

VERLAG HERMANN BOHLAUS NACHFOLGER  
WEIMAR

ABHANDLUNGEN ZUR HANDELS-  
UND SOZIALGESCHICHTE

Herausgegeben von der  
Hansischen Arbeitsgemeinschaft der  
Historiker-Gesellschaft der  
Deutschen Demokratischen Republik

Band 21

1981  
VERLAG HERMANN BÖHLAUS NACHFOLGER  
WEIMAR

# HANSISCHE STUDIEN V

## *Zins – Profit* *Ursprüngliche Akkumulation*

Herausgegeben

von

KONRAD FRITZE  
ECKHARD MÜLLER-MERTENS  
JOHANNES SCHILDHAUER

1981

VERLAG HERMANN BÖHLAUS NACHFOLGER  
WEIMAR



Rat der Stadt Wismar

(Bezirk Rostock)

— Stadtarchiv —

Aufnahme Ratsarchiv

138/81

ISSN 0065-0358

Copyright 1981 by Hermann Böhlhaus Nachfolger, Weimar

LSV 0265

272-140/186/81

Printed in the German Democratic Republic

Gesamtherstellung: Druckhaus Köthen

L.-Nr. 2548

Best.-Nr. 795 655 2

DDR 26,- M

## INHALTSVERZEICHNIS

### ZUM GELEIT

*Jobannes Schildbauer* (Greifswald)

Zur Arbeit der Hansischen Arbeitsgemeinschaft der Historiker-Gesellschaft der DDR 1978 und 1979 . . . . .	9
---	---

### ZINS - PROFIT

*Walter Stark* (Greifswald)

Zins und Profit beim hansischen Handelskapital . . . . .	13
--	----

*M. P. Lesnikov* (Leningrad)

Zur Frage des Profitniveaus im hansischen Handel zu Beginn des 15. Jahrhunderts anhand des Nachlasses von Hildebrand Veckinchusen . . . . .	28
---	----

*Maria Bogucka* (Warschau)

Zur Problematik der Profite im Handel zwischen Danzig und Westeuropa (1550-1650) . . . . .	41
--	----

*I. E. Kleinenberg* (Jaroslawl)

Preise, Maße und Profit im hansischen Nowgorod-Handel im 14. und 15. Jahrhundert . . . . .	51
--	----

*A. L. Choroškevič* (Moskau)

Preise und Profite im russischen Ostseehandel des Mittelalters in den sowjetischen Arbeiten der Nachkriegsperiode . . . . .	64
---	----

*Adolf Laube* (Berlin)

Zur Profitbildung im erzgebirgischen Silberbergbau des 15. und 16. Jahrhunderts . . . . .	78
---	----

*Walter Stark* (Greifswald)

Die Handelsgesellschaft der Brüder Veckinchusen im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts . . . . .	90
--	----

### URSPRÜNGLICHE AKKUMULATION

*Adolf Laube* (Berlin)

Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals - Problemstellung und vergleichende Sicht . . . . .	117
---	-----

*Klaus Spading* (Greifswald)

Die Hanse und Holland im Prozeß der ursprünglichen Akkumulation . . . . .	139
---	-----

<i>A. N. Čistozvonov</i> (Moskau)	
Der Prozeß der ursprünglichen Akkumulation in der Periode der niederländischen Revolution im 16. Jahrhundert (1566-1609) . . . . .	154
<i>Franz Irsigler</i> (Trier)	
Frühe Verlagsbeziehungen in der gewerblichen Produktion des westlichen Hanseraumes . . . . .	175
<i>Helmut Bräuer</i> (Karl-Marx-Stadt)	
Zu einigen Problemen der Finanzpolitik des Chemnitzer Rates im 15. und 16. Jahrhundert . . . . .	184
<i>Sándor Gyimesi</i> (Budapest)	
Außenhandel und Reichtumsansammlung im Ungarn des 16. Jahrhunderts . . . . .	194
<i>Helga Schultz</i> (Berlin)	
Handwerk, Verlag, Manufaktur in den deutschen Territorien während des 17. und 18. Jahrhunderts . . . . .	199
<i>Jörg-Peter Findeisen</i> (Greifswald)	
Das Holland-Bild der schwedisch-pommerschen Wirtschaftstheoretiker in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts . . . . .	210

## VERZEICHNIS DER BEITRÄGER

Prof. Dr. Maria Bogucka, Historisches Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau

Dr. Helmut Bräuer, Stadtarchiv Karl-Marx-Stadt

Dr. A. L. Choroskevič, Institut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Moskau

Dr. A. N. Čistozvonov, Institut für Allgemeine Geschichte der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Moskau

Dr. Jörg-Peter Findeisen, Sektion Geschichtswissenschaft der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald

Prof. Dr. Sandor Gyimesi, Karl-Marx-Universität für Wirtschaftswissenschaften in Budapest

Prof. Dr. Franz Irsigler, Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Trier

Prof. Dr. I. E. Kleinenberg, Polytechnische Hochschule in Jaroslawl

Prof. Dr. Adolf Laube, Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR in Berlin

Prof. Dr. M. P. Lesnikow, Leningrad

Prof. Dr. Johannes Schildhauer, Sektion Geschichtswissenschaft der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald

Dr. Helga Schultz, Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR in Berlin

Dr. Klaus Spading, Sektion Geschichtswissenschaft der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald

Dr. Walter Stark, Sektion Geschichtswissenschaft der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald



## ZUM GELEIT

JOHANNES SCHILDHAUER

### Zur Arbeit der Hansischen Arbeitsgemeinschaft der Historiker-Gesellschaft der DDR 1978 und 1979

Die „Hansischen Studien V“ setzen die Reihe der wissenschaftlichen Veröffentlichungen<sup>1</sup> der Hansischen Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Demokratischen Republik fort. Sie beinhalten in besonderem Maße Forschungsergebnisse, die zur Klärung von Grundfragen der hansischen Geschichte von Bedeutung sind. Die meisten von ihnen wurden auf den wissenschaftlichen Tagungen vorgetragen und waren Anlaß zu ergiebigen Diskussionen. Sie werden nunmehr einem größeren Kreis historisch Interessierter zugänglich gemacht.

Auf den Arbeitstagungen 1978 in Sellin<sup>2</sup> und 1979 in Karl-Marx-Stadt<sup>3</sup> standen für die Übergangsepoche vom Feudalismus zum Kapitalismus wichtige Themen zur Diskussion, nämlich „Zins und Profit in der spätmittelalterlichen Wirtschaft, besonders im hansischen Wirtschaftsraum“ und „Probleme der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals, speziell im Hanseraum“. Dabei galt es, zur Klärung grundsätzlicher theoretischer Fragen beizutragen und die untersuchten Probleme in vergleichender Sicht zu behandeln. Für die Hansegeschichtsforschung ergab sich daraus zugleich die Möglichkeit einer besseren Einordnung der historischen Erscheinungen in den hansischen Gebieten in die allgemeine europäische Entwicklung.

Auch namhafte ausländische Historiker, vor allem aus der Sowjetunion und der Volksrepublik Polen, aber auch aus der BRD, Belgien und der VR Ungarn, beteiligten sich an der Diskussion der genannten Probleme. Ihr Auftreten auf den Tagungen sowie die Überlassung ihrer Beiträge für den Druck in unserer Reihe sind Ausdruck der sich weiter festigenden internationalen Verbindungen der Hansischen Arbeitsgemeinschaft.

Mit dem Thema „Zins und Profit ...“ wurde zugleich die auf der Tagung in Frankfurt/Oder im Jahre 1972 behandelte Thematik: „Die progressive Rolle des Handelskapitals und ihre Grenzen“ weitergeführt. Die Wichtigkeit des Themas ergibt sich daraus, daß die Sicherung des Profits die wichtigste Triebfeder aller Ak-

<sup>1</sup> Zuletzt: Hansische Studien IV. Gewerbliche Produktion und Stadt-Land-Beziehungen. Weimar 1979 (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, Bd. 18).

<sup>2</sup> Siegrid Looß, Zins und Profit im Spätmittelalter. 23. Arbeitstagung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft vom 2. bis 4. Oktober in Sellin, in: ZfG 1979/7, S. 661 ff.

<sup>3</sup> Helga Andres, Probleme der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals im Hanseraum. 24. Jahrestagung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft vom 15. bis 17. Oktober 1979 in Karl-Marx-Stadt, in: ZfG 1980/5, S. 471 f.

tionen des hansischen Kaufmanns war. Stellten doch Handel und der in ihm erzielte Profit die Hauptquelle für die Bildung des Bürgerkapitals dar. Im krassen Gegensatz zu der Bedeutung dieser Tatsachen stehen jedoch unsere konkreten Kenntnisse über die Höhe der Handelsprofite und ihre Entwicklungstendenzen. Hier Abhilfe zu schaffen und zu weiteren Forschungen anzuregen, war das Ziel der Selliner Tagung.

An ihre Ergebnisse knüpfte die Jahrestagung in Karl-Marx-Stadt an, indem sie den Formen der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals nachging. Bildete doch die ursprüngliche Akkumulation ein wesentliches Element der Genesis des Kapitalismus. Ausgehend von dem von Karl Marx untersuchten „klassischen Fall“, der ursprünglichen Akkumulation in England, standen die unterschiedlichen konkret historischen Erscheinungsformen dieses Vorganges in verschiedenen Ländern zur Diskussion. Daraus erwuchs die Möglichkeit, den Platz der Hansegebiete in der europäischen Kapitalismusedwicklung schärfer zu bestimmen.

Die Publikationstätigkeit der Hansischen Arbeitsgemeinschaft konnte vor allem dank der Unterstützung durch die ehemaligen Hansestädte weiter gefördert werden. So wurde die Reihe „Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte“, Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, Weimar, mit der Herausgabe der Bände 17 bis 19 fortgeführt. Im Jahre 1978 erschien die Arbeit von Peter Beyer, „Leipzig und die Anfänge des deutschen Eisenbahnbaus. Die Strecke Magdeburg als zweitälteste deutsche Fernverbindung und das Ringen der Kaufleute um ihr Entstehen 1829–1840“ als Band 17 der Reihe, während 1979 mit den „Hansischen Studien IV“ Forschungsergebnisse zu den Themen „Gewerbliche Produktion und Stadt-Land-Beziehungen“ – Band 18 der Reihe – vorgelegt wurden. Im Jahre 1979 ging auch die Arbeit von Günter Korell in Druck, die Anfang 1980 unter dem Titel „Jürgen Wullenwever. Sein sozialpolitisches Wirken in Lübeck und der Kampf mit den erstarkenden Mächten Nordeuropas“ als Band 19 der „Abhandlungen . . .“ erschien.

Weitere Publikationen, bereits erschienene wie auch noch im Druck befindliche fanden eine finanzielle Unterstützung, so H. Ewe, Stralsunder Bilderhandschrift, Rostock 1980, Hansische Studien V sowie H. Harnisch, Bauer, Feudaladel, Städtebürgertum.

## ZINS - PROFIT

Die Zins-Profite sind im Wesentlichen durch die Differenz zwischen dem Nominalzins und dem Realzins bedingt. Die Zins-Profite sind im Wesentlichen durch die Differenz zwischen dem Nominalzins und dem Realzins bedingt. Die Zins-Profite sind im Wesentlichen durch die Differenz zwischen dem Nominalzins und dem Realzins bedingt.

Die Zins-Profite sind im Wesentlichen durch die Differenz zwischen dem Nominalzins und dem Realzins bedingt. Die Zins-Profite sind im Wesentlichen durch die Differenz zwischen dem Nominalzins und dem Realzins bedingt. Die Zins-Profite sind im Wesentlichen durch die Differenz zwischen dem Nominalzins und dem Realzins bedingt.

1. Vgl. hierzu die Ausführungen von Prof. Dr. G. F. Schmiedel, *Die Zins-Profite*, Berlin 1931, S. 11. 2. Vgl. hierzu die Ausführungen von Prof. Dr. G. F. Schmiedel, *Die Zins-Profite*, Berlin 1931, S. 11. 3. Vgl. hierzu die Ausführungen von Prof. Dr. G. F. Schmiedel, *Die Zins-Profite*, Berlin 1931, S. 11.



WALTER STARK

## Zins und Profit beim hansischen Handelskapital

Bereits die Frankfurter Tagung unserer Arbeitsgemeinschaft im Jahre 1972 befaßte sich mit dem hansischen Handelskapital und seiner historischen Wirksamkeit. Die heutige Tagung greift diese Thematik unter bewußter Anknüpfung an damals erörterte Fragen unter dem Aspekt von Zins und Profit wieder auf, hatte doch Konrad Fritze in seinem Vortrag auf der Frankfurter Tagung die Erforschung der Profitabilität des hansischen Handelskapitals als dringendes Desiderat der Forschung nachdrücklich hervorgehoben.<sup>1</sup> Wenn ich mich heute zu dieser Thematik äußere, geschieht das in der Hoffnung, daß in diesem Kreise niemand eine bündige Aussage etwa über die Höhe des vom hansischen Kaufmann in dieser oder jener Entwicklungsperiode des Hansehandels erzielten Durchschnittsprofites erwartet. Wir wollen uns vielmehr darauf konzentrieren, die Schwierigkeiten, aber auch die Notwendigkeit und die Möglichkeiten für eine zukünftige Lösung dieses zentralen Problems zu erörtern.

Das Wirken hansischen Handelskapitals in der Geschichte – das ist ein zeitlich und räumlich gesehen weites Feld. Beschränkung erscheint daher notwendig und zweckmäßig. So wollen wir uns schwerpunktmäßig mit dem Handel der hansischen Seestädte unter dem Gesichtspunkt der Profitabilität befassen und uns zeitlich auf das 14. und 15. Jh. konzentrieren. Wenn sich dennoch gelegentliche Grenzüberschreitungen territorialer und chronologischer Art nicht vermeiden lassen, so werden sie gerechtfertigt einerseits durch die Weiträumigkeit hansischer Handelsverbindungen und andererseits durch die relative Zählebigkeit der im 13./14. Jahrhundert entwickelten Organisationsformen und Gewohnheiten des Handels. Noch eine zweite Vorbemerkung erscheint nützlich: Hansischer Handel ist von Anbeginn an Kaufmannshandel und als solcher ausdrücklich zu unterscheiden vom „Warenhandel zwischen den Produzenten selbst, der auf den Austausch von Gebrauchswerten als letzten Zweck gerichtet ist“. Beim Kaufmannshandel dagegen konzentrieren sich – nach Marx – „Käufe und Verkäufe, wodurch Kauf und Verkauf aufhört, an das unmittelbare Bedürfnis des Käufers (als Kaufmann) gebunden zu sein“.<sup>2</sup> Das Ziel der Arbeit des Kaufmanns lag im Handelsgewinn, in der Erreichung eines möglichst hohen Profits. So selbstverständlich uns heute diese Feststellung von den

<sup>1</sup> K. Fritze, Die progressive Rolle des hansischen Handelskapitals und ihre Grenzen, in: Hans. Studien III, Weimar 1975, S. 15 ff. (Abhandlungen z. Handels- und Sozialgeschichte, Bd. XV).

<sup>2</sup> K. Marx, Das Kapital, Bd. III, in: MEW, Bd. 25, Berlin 1964, S. 338.



Lippen geht, so schwer hatte es das Mittelalter, den Kaufmann, seinen Wert und die Zielsetzung seiner Arbeit richtig zu bestimmen und einzuordnen; und mit den Nachwirkungen dieser Schwierigkeiten hatte sich die Wissenschaft bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts auseinanderzusetzen. Das öffentliche Bewußtsein wurde im Mittelalter in starkem Maße durch die kirchliche Lehre bestimmt. Kanonisches Recht und scholastische Moralliteratur verdammt den mühelosen Gewinn, verboten das Zinsnehmen beim Leihgeschäft und gestatteten bei Kauf und Verkauf nur den gerechten Preis, das *justum pretium*, als Gegengewicht gegen das *lucrum turpe*, den schändlichen Gewinn. Äußere Güter sollten nach Thomas von Aquino nur soweit erworben werden, wie sie für eine dem Stande gemäße Lebensführung nötig waren. Das Überschreiten dieses Maßes galt als Sünde, denn der Sünder verfiel der Habgier.<sup>3</sup> Der Kaufmann stellte keine Güter her, er schaffte sie nur heran. Diese Leistung, also die Arbeit des Transportes, seine Aufwendungen und das Risiko des Handels war man als vergütungswürdig anzuerkennen bereit, was im *justum pretium* seinen Ausdruck finden sollte. Einen darüber hinaus gehenden Gewinn aber billigte die kirchliche Lehre dem Kaufmann nicht zu.<sup>4</sup>

Bei aller religiösen Gebundenheit des mittelalterlichen Menschen waren aber auch damals die kirchliche Morallehre das eine, ein anderes dagegen die Realität des gesellschaftlichen Lebens. Und die Kaufleute des Mittelalters taten das Ihrige dazu, das Auseinanderklaffen von Ideal und Wirklichkeit augenfällig werden zu lassen. Deshalb dürfte das Urteil eines anonymen schlesischen Zisterziensers vom Ende des 14. Jh. über die Kaufleute seiner Zeit kaum zu hart gewesen sein:

„Item mundi mercatores  
Qui sunt nisi fraudatores?  
Semper fallere pretendunt,  
sive emunt, sive vendunt!“<sup>5</sup>

Daß der Kaufmann, wo es möglich war, fälschte und betrog und daß von kaufmännischer Ehrbarkeit kaum die Rede sein konnte, war schon damals ein offenes Geheimnis. Wo haben wir die Ursachen dafür zu suchen, daß – wie Bruno Kuske es einmal formuliert hat – „die geschäftliche Moral besonders des mittelalterlichen Kaufmanns . . . noch recht bedenkliche Lücken aufwies und daß auf der Seite des Verkäufers mehr als heute die Kalkulation mitspielte, auf unlautere Weise einen besonderen Vorteil herauszuschlagen“?<sup>6</sup> Zunächst sei hier der Einwand gestattet,

<sup>3</sup> Aaron J. Gurjewitsch, *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen*, Dresden 1978, S. 305 ff. (*Fundus-Bücher* 55–57).

<sup>4</sup> Aus der Fülle der Literatur über diesen Gegenstand kann hier nur genannt werden: W. Trusen, *Spätmittelalterliche Jurisprudenz und Wirtschaftsethik*. Dargestellt an Wiener Gutachten des 14. Jh., Wiesbaden 1961, S. 46 ff. (*VSWG*, Beiheft 43); J. W. Baldwin, *The Medieval Theories of the Just Price*, Philadelphia 1959; die Arbeit von Th. Mayer-Maly, *Der gerechte Preis*, in: *Festschrift Heinrich Demelius zum 80. Geburtstag*, hrsg. v. G. Frotz, Wien 1973, S. 139 ff. war mir leider nicht zugänglich.

<sup>5</sup> Zit. nach G. Frh. v. d. Ropp, *Kaufmannsleben zur Hansezeit*, Leipzig 1907, S. 49. (*Pfingstblätter des Hans. GV*, Bd. 3).

<sup>6</sup> B. Kuske, *Städtische Handels- und Verkehrsarbeiter*, Bonn 1914, S. 5.

daß der mittelalterliche Kaufmann wohl kaum eine besonders üble Geschäftsmoral aufzuweisen gehabt hat. Gegenüber dem, was gegenwärtig in kapitalistischen Ländern an Wirtschaftskriminalität geleistet wird, wirkten seine Methoden geradezu primitiv und anfängerhaft. Er war aber gezwungen, sich ihrer zu bedienen, wollte er im Konkurrenzkampf bestehen. Die Ungenauigkeit des Maß- und Gewichtswesens sowie der Zustand des Geldwesens mit den sich hieraus ableitenden vielfältigen Möglichkeiten zum Manipulieren, die mangelhafte Technik bei der Konservierung von leichtverderblichen Waren u. a. m. zwangen ihm geradezu den Versuch auf, dem Käufer den Schaden aufzuhalsen, wollte er nicht selbst das Opfer sein. Und was der Notfall gebot, wurde sehr bald zum Grundsatz alltäglichen Handelns.<sup>7</sup> Diese Überlegungen sollen erklären, nicht entschuldigen. Der Kaufmannsprofit entsprang der Übervorteilung und der Prellerei, wovon noch zu handeln sein wird.

Wer das Wirken des mittelalterlichen Kaufmanns und die Motivation seines Handelns erkennen will, darf also nicht den von der Kirche geforderten Moralkodex für Realität ansehen.<sup>8</sup> Unter anderem rührte bekanntlich aus dieser Verwechslung die fundamentale Fehleinschätzung Werner Sombarts her, der in den „Träger(n) des berufsmäßigen Handels in vorkapitalistischer Zeit . . . nicht anderes als handwerksmäßige Existenzen“ erblickte. Diesem Handwerker des Austausches „liegt im Grunde seines Herzens nichts ferner als ein Gewinnstreben im Sinne modernen Unternehmertums; auch er will nichts anderes, nicht weniger, aber auch nicht mehr, als durch seiner Hände Arbeit sich recht und schlecht den standesgemäßen Lebensunterhalt verdienen; auch seine ganze Tätigkeit wird von der Idee der Nahrung bestimmt“.<sup>9</sup> Dem Händler des Mittelalters stellte Sombart dann den vom „kapitalistischen Geist“ beherrschten Unternehmer gegenüber. Die „Totalität des kapitalistischen Geistes“ sah Sombart aber im „Gewinnstreben im Zusammenhang mit ökonomischem Rationalismus und Auflösung aller Qualitäten in die eine Qualität – Geld“.<sup>10</sup> Von dieser fehlerhaften Grundeinstellung leiteten sich alle übrigen Fehltritte her: der Umfang des mittelalterlichen Güterverkehrs sei gering gewesen; die Handelsmethoden unrationell, empirisch; die Buchführung geprägt durch einen „Mangel an exakt-rechnerischen Wollen und Können“ und die Handlungsbücher eines Johan Tölner, Vicko van Geldersen und Johann Wittenborg seien nichts anderes gewesen als „Notizbücher, die die Stelle der Knoten in den Taschentüchern von Bauern vertraten, die zu Märkte in die Stadt ziehen“.<sup>11</sup>

Ein Gutes haben Sombarts pronociert vorgetragene Irrtümer allerdings gehabt: Sie riefen massive Gegenkritik hervor, die letzten Endes für den mittelalterlichen

<sup>7</sup> E. v. Ranke, Von kaufmännischer Unmoral im 16. Jh., in: HGBII, 50/1925, S. 244 f.

<sup>8</sup> B. Kuske, Die Entstehung der Kreditwirtschaft und des Kapitalverkehrs, in: Köln, der Rhein und das Reich. Beiträge aus fünf Jahrzehnten wirtschaftsgeschichtlicher Forschung, Köln-Graz 1956, S. 50.

<sup>9</sup> W. Sombart, Der moderne Kapitalismus, Bd. 1, 2. Aufl., München-Leipzig 1916, S. 291 f.

<sup>10</sup> Ebenda, S. 310. – Vgl. hierzu die grundsätzliche Kritik am Begriff „kapitalistischer Geist“ bei E. Pitz, Studie zur Entstehung des Kapitalismus, in: Wilhelm Aubin Festschrift zum 80. Geburtstag, Bd. 1, Wiesbaden 1965, S. 19 ff.

<sup>11</sup> W. Sombart, a. a. O., S. 294 ff., 298.



Kaufmann gerade diejenigen Eigenschaften nachwies, die ihm Sombart abgesprochen hatte: das Erwerbsstreben und den ökonomischen Rationalismus. Aus der Vielzahl der Opponenten, die mit ihren Forschungen unser Wissen bereichert haben, seien für den hansischen Bereich ohne Anspruch auf Vollständigkeit Fritz Keutgen, Rudolf Häpke, Bruno Kuske, Fritz Rörig und Luise von Winterfeld genannt. Spätestens seit der Arbeit von Luise von Winterfeld über das Kölner Kaufmannskapital<sup>12</sup> dürfte für die Hansestädte entschieden sein, daß der Handel und die in ihm erzielten Profite die Hauptquelle für die Bildung des feudalen Bürgerkapitals darstellten. Auch die gegenwärtige Wirtschaftsgeschichtsschreibung erkennt an: „Das Gewinnstreben der Fernkaufleute war im Prinzip grenzenlos, da die Möglichkeiten der Reichtumbildung unbegrenzt waren.“<sup>13</sup> Es bedeutet dann nur eine willkommene Verfeinerung unseres Bildes vom mittelalterlichen Kaufmann, wenn Erich Maschke an diese seine Feststellung anknüpfend in seiner Arbeit über das Berufsbewußtsein des mittelalterlichen Fernhändlers maßloses Gewinnstreben und Maßhalten, Rationalität und Großzügigkeit, Sicherheitsbedürfnis und Risikofreudigkeit als die Widerspruchspaare nennt, zwischen denen sich das Handeln des mittelalterlichen Kaufmanns bewegte.<sup>14</sup> Es hat demgegenüber wenig zu bedeuten, wenn zur gleichen Zeit Friedrich Lütge immer noch als Motiv des Fernhändlers der feudalen Anfangsperiode die „Freude am Abenteuer“ sehen will. Dagegen bedeutet es eindeutig einen Schritt zurück, wenn Lütge für den spätmittelalterlichen Kaufmann einen Mittelweg zwischen der Alternative des „Nahrungsprinzips“ und des „kapitalistischen Erwerbsstrebens“ sucht mit der Behauptung: „Man wirtschaftet nicht des Wirtschaftens und des Gewinnes wegen, sondern man wirtschaftet und verdient um dessen willen, was man mit diesen Mitteln erreichen kann“. Zur Erklärung dieser verklausulierten Rückkehr zu Sombart muß Lütge doch nun wieder einen „ordo“ bemühen, der einer ins Mittelalter transponierten „formierten Gesellschaft“ Erhardscher Provenienz bedenklich ähnlich sieht, denn in Wahrheit hat Lütge hier, ohne den Urheber zu nennen, einen thomistischen Grundsatz eingeschmuggelt.<sup>15</sup>

Herrscht also im Prinzip Einigkeit darüber, daß der Kaufmann im Mittelalter möglichst viel verdienen, d. h. einen maximalen Profit machen wollte, so scheiden sich die Geister allerdings sofort wieder bei der Antwort auf die Frage, wie der Profit beim vorkapitalistischen Handel zustande kam. Befragen wir ein nichtmarxistisches Handbuch oder eine Wirtschaftsgeschichte hierüber, so lesen wir z. B. wieder bei Friedrich Lütge: „Der Handelsgewinn beruht auf der Ausnutzung von Preisdifferenzen und ist in diesem spezifischen Sinne Zwischenhandelsgeinn.“<sup>16</sup> Eine Erkenntnis dieser Art bringt uns keinen Schritt weiter. Etwas ausführlicher wird

<sup>12</sup> L. v. Winterfeld, *Handel, Kapital und Patriziat in Köln bis 1400, Lübeck 1925* (Pfingstblätter des Hans. GV, Bd. 16).

<sup>13</sup> E. Maschke, *Das Berufsbewußtsein des mittelalterlichen Fernkaufmanns*, in: *Beiträge zum Berufsbewußtsein des mittelalterlichen Menschen*, hrsg. von P. Wilpert, Berlin 1964, S. 308 (Miscellanea Mediaevalia, Bd. 3).

<sup>14</sup> Ebenda, S. 335.

<sup>15</sup> F. Lütge, *Deutsche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Ein Überblick*, 3. Aufl., Berlin-Heidelberg-New York 1966, S. 92, 169 ff.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 299.

da schon „Meyers Handbuch über die Wirtschaft“ vom Bibliographischen Institut Mannheim, das als Bestandteile des Profits den Pioniergewinn oder „innovation profit“, den Marktlagengewinn sowie Monopolgewinne nennt, wobei dann noch zu allerletzt bemerkt wird: „Dynamische Gewinne können immer nur unter der Voraussetzung unvollkommener Märkte entstehen“.<sup>17</sup> Die wesentlichste Quelle des Profits wird auch hier verschwiegen oder nur versteckt angedeutet.

Die marxistische Wirtschaftsgeschichte vertritt demgegenüber seit Karl Marx für den Handel vorkapitalistischer Gesellschaftsformationen das Prinzip, daß der Profit auf der Grundlage des nichtäquivalenten Warenaustausches gemacht wurde. Der Handelsprofit wurde nach der Formel  $G - W - G'$  „gemacht in den zwei Akten des Kaufs und Verkaufs“ und er wurde „realisiert im letzten Akt, dem Verkauf“. Aus diesem Charakter als Veräußerungsprofit ergab sich das Gesetz kaufmännischen Profitstrebens, das Marx formulierte als „Wohlfeil kaufen, um teuer zu verkaufen. Also nicht der Austausch von Äquivalenten“.<sup>18</sup> Bei allen Fortschritten in der Ware-Geld-Wirtschaft haben wir es im Spätmittelalter eben immer noch mit einem Handelskapital zu tun, das den „Produktenaustausch unentwickelter Gemeinwesen vermittelt“, und solange „erscheint der kommerzielle Profit nicht nur als Übervorteilung und Prellerei, sondern entspringt größtenteils aus ihr“. Auf diese Weise eignete sich das Kaufmannskapital einen beträchtlichen Teil des Mehrproduktes an, was für das hansische Handelskapital im besonderen noch dadurch wesentlich erleichtert wurde, daß seine Vertreter z. B. in Osteuropa nicht mit dem unmittelbaren Produzenten, dem Bauern und Jäger, sondern vielfach mit dem Aneigner des feudalen Mehrproduktes, dem Adel, handelte und diesem Vertreter „genießenden Reichtums“ die Fallen stellen konnte.<sup>19</sup> Natürlich wollte und will auch die nichtmarxistische Geschichtswissenschaft nicht in Abrede stellen, daß Profite gemacht wurden; doch konnte und kann sie nicht darauf eingehen, daß der Profit auch des hansischen Kaufmanns auf der Mehrarbeit des agrarischen und gewerblichen Produzenten beruhte und vom Kaufmann durch den Kauf der Waren unter ihrem Wert und den Verkauf der Waren zum Wert oder darüber angeeignet wurde. Es hätte dadurch das so mühsam geschaffene und schwer zu erhaltende Bild vom „ehrbaren Kaufmann“ allzu leicht wieder zerstört werden können. Es wäre dadurch ein Image in Gefahr geraten, das aufzubauen vor allem die Schule von Fritz Rörig zu ihrem Anliegen gemacht hatte.<sup>20</sup>

Haben wir also festgestellt, daß der Kaufmann verdienen wollte, auch woher im Prinzip sein Verdienst stammte, so bleibt die Frage zu erörtern übrig, wieviel denn nun im Handel verdient wurde, also die Frage nach der Höhe des Handelsprofits beim spätmittelalterlichen hansischen Handelskapital. Sie ist von der Forschung bisher zu selten gestellt und noch seltener beantwortet worden. Forschungs-

<sup>17</sup> Meyers Handbuch über die Wirtschaft, hrsg. von der Lexikonredaktion des Bibliographischen Instituts Mannheim, 1966, S. 952.

<sup>18</sup> K. Marx, S. 342.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 343.

<sup>20</sup> S., z. B. die Polemik der Rörig-Schülerin B. Köhler, Das Revalgeschäft des Lübecker Kaufmanns Laurens Isermann (1532–1535), phil. Diss. Kiel 1936, S. 50, gegen die in Anm. 7 zit. Arbeit.



bemühen und -ergebnisse stehen in einem empfindlichen Mißverhältnis zur Gewichtigkeit dieses Problems bei der Erklärung bisher lediglich registrierter, in ihren ökonomischen Ursachen nur vermuteter, letztlich aber nicht geklärter Vorgänge von teilweise zentraler Bedeutung. So gilt es als sicher, daß das hansische Handelskapital im 15. Jh. im Gegensatz zum oberdeutschen Handelskapital in zu geringem Maße den Weg in die Produktion gefunden hat, was damit erklärt wird, daß vermutlich die im Handel erzielten Gewinne so hoch waren, daß ein echter Anreiz zur Investition in der Produktion nicht gegeben war. So einleuchtend diese These scheint, so ist sie doch erst in dem Augenblick gesichert, wo wir Genaueres über die Höhe des Handelsprofites sagen können. Ähnliches gilt für die Frage des Übergangs von Kapital aus dem Handelskapital in das Renten- und Wucherkapital. War denn wirklich der Übergang von der Kaufmannschaft zum Rentnerdasein identisch mit dem Verzicht auf einen höheren Gewinn? Die Höhe der Rentensätze kennen wir, zu wenig bekannt dagegen ist der andere Vergleichspartner, der Handelsprofit. Ein dritter Fragenkomplex, zu dessen Klärung die Kenntnis der Höhe des Handelsprofites wesentlich beitragen könnte, ist der der Konkurrenzkämpfe einzelner Kaufmannsgruppen um die Vorherrschaft in Absatz- und Einkaufsgebieten und auf einzelnen Handelsrouten, wie z. B. die Auseinandersetzungen zwischen Hansen und Holländern oder Hansen und Engländern um den Ostseehandel. Gewiß ist hier nicht alles aus einem Punkt, dem des Profits, zu erklären, aber in vielen Einzelheiten und auch in Grundfragen würden wir doch genauer zu sehen lernen.

Selbstverständlich gibt es auch für den hansischen Bereich eine Reihe von Angaben über Profithöhen. Schon Karl Koppmann und C. Mollwo, die Herausgeber der Tölnerschen und Wittenborgschen Handlungsbücher, haben sich an dieser Frage versucht.<sup>21</sup> Ihnen sind eine ganze Reihe weiterer Versuche gefolgt, die aufzuzählen hier nicht der Ort ist.<sup>22</sup> Es handelt sich aber fast durchweg um gewissermaßen im Vorübergehen gewonnene Einzelergebnisse mehr zufälligen Charakters, die sich nicht zu auswertbaren Reihen ordnen lassen. Daher finden sich in allgemeinen Darstellungen der Hansegeschichte nur vorsichtige Schätzungen in weiten Von-Bis-Spannen, so bei Dollinger ein Durchschnittsprofit im Hansehandel von 15–25%, während in der Hansegeschichte von Schildhauer-Fritze-Stark die Spanne gar von 7 bis 39% reicht.<sup>23</sup> Auch die marxistische Hanseforschung steht hier durchaus noch am Anfang, wenn es auch schon für das Spätmittelalter beachtliche Ergebnisse sind.

<sup>21</sup> Johan Tölners Handlungsbuch von 1345–1350, hrsg. von K. Koppmann, Rostock 1885 (Gesch. Quellen der Stadt Rostock, Bd. 1); Das Handlungsbuch von Herrmann und Johann Wittenborg, hrsg. von C. Mollwo, Leipzig 1901.

<sup>22</sup> Von neuen Arbeiten zum Hansebereich seien hier nur genannt H. Amman, Untersuchungen zur Geschichte des Oberrheinraumes I. Konrad von Weinsbergs Geschäft mit Elsässer Wein nach Lübeck im Jahre 1426, in: Zs. f. d. Geschichte des Oberrheins, 108/1960, S. 466 ff.; W. Böhnke, Der Binnenhandel des deutschen Ordens in Preußen, in: HGBll. 80/1962, S. 54 ff.; F. Irsigler, Leben und Werk eines spätmittelalterlichen Kaufmanns am Beispiel des Johann van Nuyss aus Köln, in: Jb. Köln. GV 42/1968, S. 103 ff.; ders., Kölner Kaufleute im 15. Jh. Die Akten des Prozesses Rosenkrantz/Viehof als Quelle für die kölnische Handelsgeschichte, in: Rhein. VjBll. 36/1972, S. 71 ff.

<sup>23</sup> Ph. Dollinger, Die Hanse, 2. Aufl., Stuttgart 1976, S. 285; J. Schildhauer, K. Fritze, W. Stärk, Die Hanse, 3. Aufl. Berlin 1974, S. 173.

An erster Stelle sei hier auf die Arbeiten von M. P. Lesnikov verwiesen, der wichtige Impulse gegeben und auch Grundlagen aufbereitet hat.<sup>24</sup> Auch Henryk Samsonowicz hat sich im Rahmen seiner Arbeit über das Danziger Bürgerkapital im 15. Jh. am Problem des Handelsprofits versucht.<sup>25</sup> Frau Prof. Bogucka wird über ihre für spätere Jahrhunderte gewonnenen Ergebnisse hier selbst referieren.<sup>26</sup> Insgesamt aber ist auch bei uns noch viel zu wenig in dieser Richtung gearbeitet worden.

Der Ursachen für den unbefriedigenden Forschungsstand sind viele. Zunächst liegen sie ganz objektiv in der Quellenlage selbst begründet. Die Quellen, aus denen wir Erkenntnisse erarbeiten können, sind einmal in zu geringem Umfange überliefert und zudem, was viel schwerer wiegt, vielfach gar nicht mit der Zielsetzung einer Gewinnberechnung entstanden. Die kaufmännische Buchführung im Hansebereich ist im Grunde bis in das 16. Jh. hinein unter der gleichen Zielsetzung betrieben worden, mit der sie im 13. Jh. Eingang gefunden hatte. In Anlehnung an W. Stieda hat Fritz Rörig als eine der beiden Wurzeln kaufmännischer Buchführung die „Rechnungsführung über fremdes Gut“ bezeichnet, während er die andere mit dem prägnanten Satz umschrieb: „Sobald der Kaufmann überhaupt die Feder führt, wird er aufzeichnen, was andere ihm schulden“.<sup>27</sup> Dem wäre für das 15. Jh. nur noch hinzuzufügen, daß der Kaufmann auch zu notieren begann, was er selbst anderen schuldig blieb. Genau diesen Stand spiegelt beispielsweise das bisher wenig benutzte Handlungsbuch des Danziger Kaufmanns Johann Pisz aus der 1. Hälfte des 15. Jh. wider, dessen Edition vom Verfasser geplant wird. Das Buch umfaßt für die Jahre von 1421 bis 1454, also für mehr als drei Jahrzehnte, in drei gesonderten Teilen für die einzelnen Jahre mit unterschiedlicher Intensität Aufzeichnungen über die Abwicklung von Kommissionsgeschäften, von Verkäufen auf Kredit und von Einkäufen auf Kredit mit den Abzahlungsfristen und -raten. Der große Fortschritt liegt darin, daß es keineswegs mehr bloß ein Memorial oder Journal war, sondern eine Art Hauptbuch darstellte, das v. a. in dem Kommissionshandel gewidmeten Teil bereits Ansätze zu Personalkonten für die einzelnen Kommittenten aufwies.<sup>28</sup> Da ist dann sorgsam aufgezeichnet, wie viel an Pfahl- und Pfundzoll, an

<sup>24</sup> M. P. Lesnikov, Die livländische Kaufmannschaft und ihre Beziehungen zu Flandern, in: ZfG 6/1958, S. 285 ff.; ders., Lübeck als Handelsplatz für osteuropäische Waren im 15. Jahrhundert, in: HGBll. 78/1960, S. 67 ff.; ders., Der hansische Pelzhandel zu Beginn des 15. Jh., in: Hans. Studien, Berlin 1961, S. 219 ff. (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte, Bd. 8); ders., Lübeck als Handelsplatz für Osteuropawaren im 14. Jh., in: Ebenda, S. 273 ff.; ders., Die Handelsbücher des hansischen Kaufmanns Veckinchusen, Berlin 1973 (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte, Bd. 19). – Vgl. auch die Arbeit von I. M. Kleinenberg in diesem Bande.

<sup>25</sup> H. Samsonowicz, Untersuchungen zum Danziger Bürgerkapital in der zweiten Hälfte des 15. Jh., Weimar 1969 (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, Bd. 8).

<sup>26</sup> M. Bogucka, Merchants Profit in Gdańsk Foreign Trade in the First Half of the 17 Century, in: Acta Poloniae Historica, 23/1971.

<sup>27</sup> F. Rörig, Das älteste erhaltene Kaufmannsbüchlein, in: HGBll. 50/1925, S. 46 f.

<sup>28</sup> Wojewódzkie Archiwum Państwowe Gdańsk, 300. RF/4. – S. hierzu W. v. Slaski, Danziger Handel im XV. Jh., phil. Diss. Heidelberg 1905; W. Schmidt-Rimpler, Geschichte des Kommissionsgeschäftes in Deutschland, Bd. 1, Halle/S. 1915, S. 73 ff., 310 ff.; E. Wojciechowski, Materiały archiwalne, rękopisy i stare druki gdańskie z zakresu księgowości, in: Rocznik Gdański 14/15, 1956/1957, S. 469 ff.



anteiliger Fracht, an „Wyngeld“, Bordingsgeld, Trägerlohn u. a. m. ausgegeben wurde bis hin zum Verkaufspreis und den Retouren. Es sind Eintragungen, die in vielem denen Hildebrand Veckinchusens in den beiden im Druck vorliegenden Handlungsbüchern gleichen, nur daß sie viel spezifiziertere Aufzeichnungen enthalten. Es fehlt allerdings eine winzige Kleinigkeit, eben der Gestehungspreis der gehandelten Waren, den ihr Eigentümer und Kommittent erlegt hatte und den der Kommissionär ja auch gar nicht zu kennen brauchte, denn ihm wurden die Waren zugeschickt mit der üblichen Aufforderung, sein Bestes dabei zu tun. Dennoch läßt sich eine Fülle handelsgeschichtlicher Feststellungen von hohem Interesse herauskristallisieren, so z. B. die Antwort auf die Frage, wie teuer oder wie billig der Danziger Hafen war, d. h., um wieviel teurer die Ware wurde beim Umschlag von West nach Ost oder umgekehrt, dem sogenannten „overscepen“, oder beim Umschlag weichselaufwärts nach Thorn hin. Da erfahren wir dann, daß die Unkosten hierfür erstaunlich niedrig, unter einem Prozent des Warenwertes, lagen und müssen uns dann natürlich fragen, warum die Hanse, Kaufleute und Städte, so sehr erbittert gegen die Pfundzollerhebung durch den Orden Sturm liefen. Die effektive Belastung der Ware war nicht so hoch, als daß sie den Aufwand gerechtfertigt hätte; das Ärgernis muß wohl eher auf anderen Gebieten gelegen haben. Übrigens gelingt es auch in einigen Fällen, aus dem Vergleich der Eintragungen in den drei Teilen des Buches Angaben über den erzielten Handelsgewinn zu ziehen, worüber an anderer Stelle zu berichten sein wird.

Ein weiterer Umstand, der den Aussagewert der Quellen beeinträchtigt, liegt in der Ursache ihres Überliefertseins selbst begründet. Der normale Handel verlief in der Regel geräusch- und spurenlos. Ein Mann wie Johann Pisz konnte über drei Jahrzehnte als Fernhandelskaufmann einen umfangreichen Handel zwischen Reval, Riga und Wilna im Osten und Flandern wie England im Westen, von den schwedischen Häfen weichselaufwärts bis Thorn, Krakau und Breslau führen, ohne mehr Spuren zu hinterlassen als ein Handlungsbuch. Selbst seinen Namen können wir nur aus einem lose einliegenden Schuldschein erfahren, der mit einer Eintragung im Buch korrespondiert. Seine Handelspartner dagegen sind fast ausnahmslos wenigstens einmal in irgendeiner Form „angeeckt“ und dadurch in die Quellen gekommen. Eine große Zahl der Nachrichten über Handel und Kaufleute erhalten wir als quellenmäßigen Niederschlag der im mittelalterlichen Handel unvermeidlichen Friktionen. Seeverluste durch Raub oder Untergänge, Arrestierungen und Gegenarrestierungen, Konkurse und deren Abwicklung oder auch einfach die beim Tode eines Gesellschafters notwendige Auseinandersetzung mit den Erben – solchen u. ä. Ereignissen verdankt ein großer Teil des Schriftgutes seine Entstehung und Archivierung. Erinnert sei hier außerdem an die umfangreichen Schadensverzeichnisse, die in Form von Zertifikaten oder als Grundlage für künftige Rückforderungsverhandlungen bei den Verhandlungen zwischen Hanse und Holländern, Engländern und Dänen angelegt wurden. Konkurse und Erbauseinandersetzungen hinterließen ihre Spuren in den Gerichtsbüchern, und das Wittenborg'sche Buch wie Bücher und Briefe Veckinchusens sind als Bestandteil von Prozeßakten überkommen. Auch hierin liegt zum Teil eine Begrenzung ihres Aussagewertes, denn das Veckinchu-

sensche Material widerspiegelt besonders in den Teilen nach 1412/1413 bereits den beginnenden Niedergang und die nach außen zunächst unsichtbare innere Schwäche des Unternehmens, den bereits Jahre vor dem offenkundigen Bankrott einsetzenden Verfallsprozeß, was uns veranlassen sollte, die Allgemeingültigkeit der zu ziehenden Erkenntnisse genau abzuwägen. Ebenso enthalten die Schadensverzeichnisse nicht nur die Forderungen für Schiff und Ladung, sondern auch häufig die nach Rückerstattung des kalkulierten Gewinnes, doch gerade hier rechnete man gerne eher etwas zu großzügig, da man offenbar eine volle Restitution doch nicht erwartete.

Wesentlich für die Beantwortung der Frage nach dem Profit ist die nach der Umschlaggeschwindigkeit des im Handel angelegten Kapitals. Die hier erwachsenden Hemmnisse liegen in den Organisationsformen des mittelalterlichen Handels begründet. Der hansische Handel war in einem solchen Umfang auf Kredit aufgebaut, daß der Verkauf gegen bares Geld – „um rede pennyng“ – geradezu zu den Ausnahmen gezählt werden mußte und dort, wo er in einer wirtschaftlichen Notlage des Verkäufers notwendig wurde, nur unter z. T. erheblichen Gewinneinbußen – wenn überhaupt – zu erreichen war.<sup>29</sup> Der Kredit bildete ein wichtiges Element des Handels und eine Kennziffer für das Niveau des Marktes; er wirkte als Faktor der Ware-Geld-Beziehung und als aktives Mittel gesellschaftlicher Regelung beim Warenaustausch. Wer freilich nur nach den in den Hanserecessen periodisch wiederkehrenden Verboten des Borgkaufs über die Rolle des Kredits im Hansehandel urteilt, wird ein völlig falsches, an der Wirklichkeit vorübergehendes Bild gewinnen. Die fortgesetzte Einschärfung solcher Verbote zeigt eher ihre ebenso fortgesetzte Nichtbeachtung und Übertretung an. Es gehörte zu den feststehenden Regeln des Handels, daß der Kaufmann die auf Wiederverkauf gekaufte Ware erst „bewirtschaftete“, d. h. aus ihr durch den Wiederverkauf einen Erlös gewann, bevor er den Einkauf bezahlte.<sup>30</sup> Umgekehrt konnte aus einem befristeten Darlehen, das dem Produzenten oder Kaufmann gewährt wurde, bei Abdeckung der Darlehensschuld durch Warenlieferung unversehens ein Lieferungsgeschäft werden. Der für das gesamte mittelalterliche Wirtschaftsleben zwar periodisch in unterschiedlicher Intensität, insgesamt aber doch als Dauererscheinung gegebene Bargeld- und Edelmetallhunger, der damit verbundene Kapitalmangel, aber auch die Schwierigkeiten und Gefahren des Geldtransportes wie der Zustand des Geldwesens überhaupt – alle diese u. a. Faktoren taten das Ihrige, für den auf Kredit gestellten Handel Formen zu entwickeln, in denen bares Geld und Geldzahlungen möglichst vermieden wurden.<sup>31</sup> Dies wird vor allem deutlich an der weiten Verbreitung der für den hansischen Bereich typischen Kommissionsgeschäfte oder – wie Mickwitz sie treffend ge-

<sup>29</sup> B. Kuske, *Kreditwirtschaft*, S. 74 f.; M. P. Lesnikov, *Lübeck als Handelsplatz für osteuropäische Waren*, S. 73, 80.

<sup>30</sup> B. Kuske, *Kreditwirtschaft*, S. 75.

<sup>31</sup> R. Sprandel, *Das mittelalterliche Zahlungssystem nach hansisch-nordischen Quellen des 13.–15. Jh.*, Stuttgart 1975 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, Bd. 10); I.-M. Peters, *Das mittelalterliche Zahlungssystem als Problem der Landesgeschichte*, in: *BILDtLaGesch.* 112/1976, S. 139 ff.; 113/1977, S. 141 ff.



nannt hat – Fernhandelsgesellschaften auf Gegenseitigkeit.<sup>32</sup> Es kann dabei für unsere Fragestellung außer acht gelassen werden, ob diese Handelsgesellschaften aus gegenseitigem Austausch von Lieferungsgeschäften – so Kuske – oder aus fortgesetzter gegenseitiger Kommission entstanden sind. Ebenso unwesentlich bleibt es auch, ob diese Handelsgesellschaften ohne oder mit gemeinsamem Gesellschaftskapital arbeiteten. Wesentlich für die Beantwortung der Frage nach dem Profit sind dagegen drei Momente: 1. Es waren keine Gelegenheitsgesellschaften für die Abwicklung nur einer oder einer begrenzten Zahl von Transaktionen, sondern Dauer-gesellschaften; 2. die Abrechnung zwischen den an verschiedenen Orten tätigen Gesellschaftern erfolgte unregelmäßig und erfaßte oft längere Zeiträume bis zu einem Jahrzehnt und länger;<sup>33</sup> 3. diese Fernhandelsgesellschaften arbeiteten vorwiegend in der Form des Beuthandels, d. h. des Tausches Ware gegen Ware, wobei das Geld nur als „Wertmaß in der Preisbestimmung der Ware“, gleichzeitig als „ideelles Kaufmittel“ eingeschaltet wurde.<sup>34</sup> Stellen wir 4. noch in Rechnung, daß jedes Fernhandelsgeschäft zwangsläufig in verschiedene Währungsgebiete hineinreichte, jede Bezahlung einer Warensendung, wenn sie nicht in Retouren erfolgte, naturgemäß mit einem Geldsortenumtausch verbunden war, so gelangen wir zum „Wechsel-geschäft“. Dies aber war von vornherein auch immer ein Kreditgeschäft, bei dem „der Käufer . . . , dem die Barzahlung erlassen war, einmal in der Valuta des Wechsels zugleich die Zinsen für die Kreditierung seiner Schuld zu bezahlen“ hatte<sup>35</sup> – trotz oder gerade wegen des kanonischen Zinsverbotes, das die mittelalterliche Handels- und Geschäftswelt zwang, das Leihen gegen Zins, also das Kreditgeschäft, hinter dem als Kauf und Verkauf fremder Geldsorten erklärten Wechselgeschäft zu verbergen.<sup>36</sup>

Die Unsicherheit der Währungsrelationen und deren fortdauernde Verschiebungen gehören ebenso wie die komplizierte Problematik des Wechselverkehrs zu den bei der Profitermittlung zu berücksichtigenden Umständen. Gerade die Feststellung der Währungsrelationen hat aber ihre Tücken, die sich besonders dann bemerkbar machen, wenn es um die Auswertung eines Gesellschaftshandels geht, dessen Abrechnung einen längeren Zeitraum umfaßt, innerhalb dessen die Wertrelationen stärkeren Veränderungen unterlagen. Dabei kommt man auch nicht weiter, wenn man z. B. den in Gramm ausgedrückten Edelmetallgehalt der beiderseitigen Münzen in Rechnung setzt, weil das Edelmetall zwar allgemeines Warenäquivalent, zugleich aber auch seinerseits noch Ware ist, und demzufolge an den verschiedenen Orten einen durchaus verschiedenen Preis haben kann. Die Minderung des Edel-

<sup>32</sup> G. Mickwitz, *Aus Revaler Handelsbüchern*, Helsingfors 1938, S. 115 ff. (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum. IX. 8).

<sup>33</sup> S. z. B. W. Stark, Lübeck und Danzig in der zweiten Hälfte des 15. Jh. Untersuchungen zum Verhältnis der wendischen und preußischen Hansestädte in der Zeit des Niedergangs der Hanse, Weimar 1973, S. 148 ff. (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, Bd. 11).

<sup>34</sup> K. Marx, *Das Kapital*, Bd. I, in: MEW, Bd. 23, Berlin 1962, S. 150.

<sup>35</sup> C. Mollwo, *Handlungsbuch Wittenborg*, S. LXVIII.

<sup>36</sup> R. de Roover, *The Rise and Decline of the Medici Bank 1397–1494*, Cambridge/Massachusetts 1963, S. 10 ff. (Harvard Studies in Business History, ed. by H. Larson, Bd. XXI).

gehalts einer Münze ist daher auch nicht unbedingt identisch mit dem Absinken der Kaufkraft und einem Steigen des Preises;<sup>37</sup> entscheidend für den Wert einer Münze ist vielmehr ihr Verhältnis zu anderen Münzsorten. Der Wechselkurs darf durch den Vergleich des Edelmetallgehalts nicht eliminiert werden.

Schließlich muß bei der Profitberechnung der gesamte Mechanismus der Preisbildung bei den einzelnen Waren und auf den jeweiligen Handelslinien und Märkten in das Feld der Betrachtung einbezogen werden. Es gab Güter wie Wachs und Tuch, die relativ preisbeständig waren, während andererseits viele Waren kurzfristig starken Preisschwankungen unterworfen waren. Sei es, daß Aufkommen und Angebot auf dem Markt klimabedingten Schwankungen unterworfen waren; sei es, daß die Ware als leicht verderbliches „ventegud“ oder wegen der zu hohen Lagerkosten nur zeitlich begrenzt lagerfähig waren und relativ schnell einen Abnehmer finden mußten; sei es, daß infolge der anarchischen Konkurrenzbedingungen ein plötzliches Überangebot von Ware auf einem bestimmten Markt die Preise ins Bodenlose fallen ließ. Mehrfach bezeugt ist z. B. die Tatsache, daß man „daz salz ließ liegen vor die vracht“ (1470 und 1493 in Preußen), weil, wie ein Revaler Kaufmann bei solch einer Gelegenheit plastisch ausführte, „so vel solt wert up en hupe to hope gejagt“.<sup>38</sup> Bekannt sind auch die starken, durch den jeweiligen Ernteausfall und jahreszeitlich bedingten, oft noch durch Spekulationen verschärften Preisschwankungen bei Korn. „Ernteausfall“ und leichte Verderblichkeit der Ware machten auch das Heringsgeschäft, ja den Fischhandel überhaupt riskant. Eigenartigerweise gestaltete sich auch der Pelzhandel von Nordrußland über die baltischen Häfen nach Westeuropa hin äußerst risikvoll. Zwar blieben die Einkaufspreise im Osten ziemlich stabil, doch schon in Lübeck wirkte sich die Preisgestaltung auf den Messen in Antwerpen und Bergen op Zoom auf das Pelzgeschäft aus. Mickwitz und Lesnikov sind hier für verschiedene Jahrhunderte und unabhängig voneinander zu dem im wesentlichen gleichen Ergebnis gekommen, daß im Pelzhandel ansehnliche Profite zu erzielen waren, man aber auch ebenso schnell in die Lage versetzt werden konnte, empfindliche Verluste hinnehmen zu müssen.<sup>39</sup>

Der hansische Kaufmann war sich des unterschiedlichen Marktverhaltens der einzelnen Waren ebenso wie aller Widerstände, die sich seinem Profitstreben entgegenstellten, durchaus bewußt und versuchte, ihnen mit seinen Mitteln und Methoden zu begegnen, um das Risiko des Erfolges oder – hansisch gesprochen – die „eventure“ oder – einfacher und ausdrucksvoller – die „angst“ tunlichst zu reduzieren. Diesem Zweck dienten u. a. die Maßnahmen zur Minderung des Seetransportrisikos, die Partenreederei, vor allem aber das breit aufgefücherte Warensortiment, mit dem er handelte. Der Revaler Kaufmann Sandow hat diese Erkenntnis mit den Worten ausgedrückt: „Alle kopenscop, de wyll up godes gnade und up eyn eventuer gewaget unnde gedaen synn – so up dat ene nycht gewonnen werth, so

<sup>37</sup> H.-P. Baum, Hochkonjunktur und Wirtschaftskrise im spätmittelalterlichen Hamburg. *Hamburger Rentengeschäfte 1371–1410*, Hamburg 1976, S. 40 (Beiträge zur Geschichte Hamburgs, Bd. 11).

<sup>38</sup> S. W. Stark, S. 57 und Anm. 40, 41.

<sup>39</sup> G. Mickwitz, S. 80 f.; M. P. Lesnikov, *Pelzhandel*, S. 268 ff.



gyfft godt io up dat ander wes.“<sup>40</sup> Dem gleichen Streben nach Risikominderung entsprach auch weitgehend die Geschäftsorganisation der Handelsunternehmen. Man macht in der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur immer wieder auf den Unterschied zwischen den Organisationsformen des süddeutschen und des hansisch-norddeutschen Handels aufmerksam und leitet daraus sogar den Vorwurf der Rückständigkeit des hansischen Handels her. Jakob Strieder hat diesen Unterschied im Anschluß an Max Weber mit einem verallgemeinernden Satz ausgedrückt, zu dem ihn vielleicht die Freude am bon mot verführt hat: „Der hansische Kaufmann trieb Geschäfte, der süddeutsche Kaufmann hatte – in der Regel wenigstens – ein Geschäft.“<sup>41</sup> Gewiß unterschieden sich die süd- und norddeutschen Handelsgesellschaften dieser Zeit nicht unwesentlich von einander. Die großen Familienunternehmen und auf andere Art hervorgegangenen Kapitalzusammenballungen fehlen im Norden; der hansische Kaufmann ist oft zu gleicher Zeit an mehreren voneinander unabhängigen Handelsgesellschaften beteiligt und handelt auf verschiedenen Routen ohne Spezialisierung auf eine bestimmte Ware. Doch sein Geschäft sollte deswegen nicht als „zersplittert“ abgewertet,<sup>42</sup> sondern eher als weitverzweigt bezeichnet werden. Dieser Verzweigung und Auffächerung bedurfte er, um seinem Geschäft die besonders für den risikvolleren Seehandel notwendige Elastizität zu verleihen, die erforderlich war, um Einbrüche, plötzliche Preis- und Kursschwankungen, außerökonomische Störungen und partielle Krisen mit Hilfe orts- und branchenkundiger Gesellschafter an den einzelnen Marktorten mit einem Minimum an Verlusten abzufangen und andererseits auf sich bietende Gewinnmöglichkeiten schnell und entschlossen reagieren zu können. Natürlich war die Fähigkeit, so zu reagieren, in erster Linie abhängig von der Kapitalkraft und dem Kredit des Kaufmanns und seiner Gesellschafter, und die Möglichkeit zur Erlangung eines Profits stand in direktem Verhältnis zur Kapitalkraft und Verzweigkeit des Handelsunternehmens.<sup>43</sup> Dagegen war auf nur einer Handelslinie und mit geringem Kapital nur schwer voranzukommen, wie das Beispiel der Bergenfahrer lehrt, bei denen es kaum jemand zu mehr als bescheidenem Wohlstand gebracht hat. Die Handelsunternehmen aber der Ferber, Angermünde, Veltstede in Danzig, der Brüder Hinrich und Gerd Castorp in Lübeck oder eines Gerd von dem Viehof entsprachen diesen Anforderungen, die der Handel im Ost- und Nordseegebiet im Spätmittelalter stellte.<sup>43a</sup> Es sei gestattet, in diesem Zusammenhang einmal die Frage aufzuwerfen, warum sich die unterschiedlichen Organisationsformen des Handels decken mit den Handelsräumen, in denen der Land- oder der Seehandel überwogen.

<sup>40</sup> Zit. nach G. Mickwitz, a. a. O., S. 217.

<sup>41</sup> J. Strieder, Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen, 2. Aufl., München-Leipzig 1925, S. 97.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 98.

<sup>43</sup> S. auch F. Irsigler, Kölner Kaufleute, S. 75 ff.

<sup>43a</sup> Zur Frage der „Rückständigkeit“ hansischer Betriebsformen s. W. v. Stromer, Der innovatorische Rückstand der hansischen Wirtschaft, in: Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters, Festschrift H. Helbig zum 65. Geburtstag, hrsg. von K. Schulz, Wien 1976, S. 204 ff.– Hierzu auch I.-M. Peters, Zahlungssystem, in: BHDfLaGesch. 113/1977, S. 184 ff., die mit Recht die Leistungsfähigkeit des hansischen Handels- und Zahlungssystems hervorhebt.



Eine Erörterung der mit der Erforschung des Handelsprofits verbundenen Problematik kann und darf nicht zu dem Schluß führen, vor den Schwierigkeiten zu resignieren. Daß dazu keine Veranlassung vorliegt, zeigen die gar nicht einmal so seltenen Fälle, in denen es gelungen ist, bei einzelnen Handelsoperationen den erzielten Reingewinn, also das, was der Kaufmann als „blyvendes geld“ bezeichnete, zu errechnen. Auch sind aus dem Spätmittelalter selbst Angaben über Handelsgewinne erhalten. Diese bedürfen aber in jedem Falle erstens der kritischen Überprüfung unter Berücksichtigung der oben dargestellten Gesichtspunkte<sup>44</sup>, und zweitens liegen sie in zu geringem Maße vor, um damit zu sicheren Aussagen über den Durchschnittsprofit auf bestimmten Routen oder in bestimmten Branchen zu kommen, was in jedem Falle eine seriale Verdichtung erfordern würde.

Lange Zeit hat man geglaubt, als Aushilfsmittel auf dem Wege über die Analyse der Vermögensbildung oder über die Höhe des Zinses, vor allem des Rentenfußes, Indikatoren für den Handelsgewinn gewinnen zu können. Doch ein einzelnes Vermögen kann auf mancherlei Weise zusammenkommen und gemehrt werden; außer durch Handelsgewinne kann dies z. B. auch durch Erbschaft, Mitgift und auf vielfältige andere Art geschehen, was zwar letzten Endes nur eine Umverteilung der im Handel erworbenen Vermögen darstellt, sich aber doch im einzelnen unserer genauen Kenntnis entzieht. Auch der Zins kann hier nur als möglicher Indikator für die Profithöhe interessieren. „Der Kaufmann borgt Geld, um Profit mit dem Geld zu machen, um es als Kapital anzuwenden, d. h. es zu verausgaben“, sagt Marx.<sup>45</sup> Kein Kaufmann wird daher zur Durchführung eines Handelsgeschäftes Geld oder Ware auf Kredit nehmen, wenn nicht der kalkulierte Profit den Zinssatz überschreitet.<sup>46</sup> Es sei hier als außer aller Frage stehend festgestellt, daß es zinslose Kredite, weder als Geld- noch als Warenkredit, im Spätmittelalter praktisch nicht gegeben hat, auch wenn sich der Zins wegen des kanonischen Zinsverbots in allen nur möglichen Formen verbarg, die vom Scheinkauf und -verkauf bis zum Geschenk reichten. Der Durchschnittsprofit muß also immer mehr oder weniger über dem geltenden Zinssatz gelegen haben. Dabei sei das „mehr oder weniger“ nachdrücklich betont, denn wir können natürlich nicht zu der Gleichung kommen: Niedriger Zins – oder Rentenfuß = niedriger Durchschnittsprofit. So gesehen, hätten die Lübecker, wo der Rentenfuß bis höchstens  $6\frac{1}{4}\%$  ging, erheblich weniger verdient als die Danziger, Stralsunder oder Revaler, wo 10% Rente gezahlt wurden. Der Rentenmarkt hatte seine eigenen Regulativnormen und war durchaus nicht so eng mit dem Handel und dessen Konjunkturen verflochten, wie man lange angenommen hat. Die Untersuchung hansestädtischer Rentenmärkte hat ergeben, daß Warenkredit und Geldkredit z. B. bei Vicko van Geldersens Handlung im Verhältnis von 8 : 1 standen, und Rolf Sprandel selbst kommt ausgehend von der Gegenüberstellung des

<sup>44</sup> Schadensverzeichnisse sind z. B. genau daraufhin anzusehen, ob die in ihnen enthaltenen Ersatzforderungen geprüft sind. Ähnlich sind Angaben über Profite, die auf Prozeßbehauptungen streitender Parteien beruhen, wenig zuverlässig.

<sup>45</sup> K. Marx, in: MEW, Bd. 25, Berlin 1964, S. 641.

<sup>46</sup> K. Fritze, Einige Bemerkungen zum Problem der hansischen Handelsprofite im 14. und 15. Jh., in: WZ Greifswald, 14/1965, GesSprWiss. Reihe Nr. 2/3, S. 247 f.

durch den Pfundzoll für 1368 bekannten Lübecker Handelsvolumens und des Umfanges des Rentenmarktes im nächstliegenden erfaßbaren Jahr 1358 auf ein Verhältnis von Handelsvolumen zu Rentenmarktumsatz von 32 : 1. Er zieht daraus die Schlußfolgerung, daß eine Anpassung des Rentenmarktes an das Handelsvolumen nicht eingetreten ist und daher „der Rentencredit nur eine sehr begrenzte Bedeutung für die Handelsunternehmung hatte“.<sup>47</sup> Dem ist zuzustimmen mit der Ergänzung, daß der Rentenmarkt ohnehin eine zu schwerfällige Form der Kapitalbeschaffung darstellte, als daß der Kaufmann damit hätte Krisensituationen überwinden können. Auch die von Sprandel weiterhin genannte Möglichkeit, daß mit Hilfe eines Rentencredits neue Kaufleute in das Handelsleben treten konnten, geht an der historischen Wirklichkeit vorbei. Für junge Kaufleute kam ein Rentendarlehen als Starthilfe schon deswegen kaum in Frage, weil die Rente ja auf ein Grundstück radiziert werden mußte, das der Anfänger in den wenigsten Fällen besaß. Viel wichtiger war es für ihn, einen bereits etablierten Kaufmann als Gesellschafter zu finden, als dessen Juniorpartner und socius tractans er auf den ausländischen Märkten beim Wareneinkauf Wechsel ziehen konnte.<sup>48</sup> Das allerdings ist eine Form des Geldcredits, die wir quellenmäßig in ihrem Umfange ebensowenig erfassen können wie die Höhe des hier berechneten Zinses. Vom Zins beim Waren- und Geldkredit her werden also m. E. keine Hinweise sich herleiten lassen auf die Höhe des Handelsprofits. Es erscheint vielmehr angesichts der nur mittelbaren Beziehungen zwischen Warenhandel und Rentenmarkt die zweifelnde Frage gestattet, ob die von Ahasver von Brandt bis zum Sprandelschen Rentenseminar als Axiom verwandte Formel: „Handelskonjunktur = erhöhtes Angebot auf dem Rentenmarkt“ und umgekehrt „Handelskrise = vermindertes Angebot von Rentenskapital“<sup>49</sup> nicht überprüft werden müßte, denn der Rentenmarkt spielt für den Handel in erster Linie eine Rolle als Möglichkeit für eine zeitweilige, bescheidenen Profit abwerfende, die Kreditwürdigkeit erhöhende Möglichkeit zur Anlage aus dem Handel abgezogener Kapitalien. In günstigen Konjunkturen aber wird der Kaufmann eher sein Kapital im Handel investieren, als es herauszuziehen.

Zutreffendere Angaben über die Höhe des hansischen Handelsprofits werden sich bei einzelnen Handelsgütern und auf bestimmten Handelsrouten, im Fernhandel über See und Sand wie im Platzhandel nur auf direktem Wege, d. h. aus der Auswertung handelsgeschichtlicher Quellen gewinnen lassen. Als Voraussetzungen hierfür möchte ich bezeichnen:

1. Die Erfassung und Publikation wenig oder gar nicht erschlossener Quellenbestände mit dem Ziel, sie der Forschung allgemein zugänglich zu machen. Ich

<sup>47</sup> R. Sprandel, Der städtische Rentenmarkt in Nordwestdeutschland im Spätmittelalter, in: Forschungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 16/1971, S. 17, 22.

<sup>48</sup> F. Irsigler, Kölner Kaufleute, S. 75 f.

<sup>49</sup> A. v. Brandt, Der Lübecker Rentenmarkt von 1320–1350, phil. Diss. Kiel 1935, S. 13: „Rückschläge im Handel haben unmittelbar starke Depressionserscheinungen auf dem Rentenmarkt zur Folge.“



nannte schon als Beispiel das Handlungsbuch des Johan Pisz; die Veckinchusenbücher sind erst zu einem Teil publiziert.<sup>50</sup>

2. Mit der Publikation allein dürfte es aber nicht getan sein, so wertvoll sie ist. Die Quellen müssen für den Wirtschaftshistoriker praktikabel gemacht werden. Dazu gehört, daß wir unsere Kenntnisse über die Organisation des Handels präzisieren und erweitern. Das betrifft vor allem das Wissen über Warenarten und -bezeichnungen, Maß-, Gewichts- und Münzrelationen; dazu gehören auch genauere Kenntnisse über das Zoll- und Transportwesen unter dem Gesichtspunkt der Kosten des Warenverkehrs, für die der Kaufmann den seine abgrundtiefe Abscheu so plastisch ausdrückenden Begriff „Ungeld“ hatte.

Es ist zu fragen, ob es denn wirklich nötig und rationell ist, daß sich jeder, der handelsgeschichtlich arbeiten will, die hierfür nötigen Kenntnisse immer erst wieder vom Stande Null ausgehend erarbeiten muß. Bisher fehlen hierfür alle wesentlichen Hilfsmittel. Vor fast 50 Jahren schon hat Bruno Kuske bei der Rezension des Veckinchusen'schen Briefwechsels die Anregung zur Erarbeitung eines, wie er es nannte, „Warenwörterbuches für die nördlichen Handelsgebiete“ gegeben, in das auch die Maße und Münzen aufgenommen werden sollten.<sup>51</sup> Claus Nordmann hat, als er die Bearbeitung des Veckinchusen'schen Materials begann, diesen Wunsch erneuert.<sup>52</sup> Im Sinne einer unbedingt notwendigen allseitigen Erfassung und Durchforschung des Quellengrundlagen als eines methodologischen Prinzips sei auf dieses Forschungsdesiderat und -hilfsmittel zugleich hingewiesen – weniger in der Hoffnung auf baldige Erhöhung, denn im Sinne eines „Ceterum censeo . . .“. Ein Hilfsmittel dieser Art kann dem Wirtschaftshistoriker das Eindringen in die schwierige Materie hansischer Handelspraxis erleichtern, denn wer auf diesem Gebiet zu brauchbaren Aussagen kommen will, muß eben in einer Art Fernstudium sich all das Wissen und Können des mittelalterlichen Kaufmanns aneignen, dessen dieser für eine erfolgreiche Geschäftsführung bedurfte. Und der Umfang der dazu erforderlichen Kenntnisse war nicht gering.

Dann aber wird es auch möglich sein, den Kreis der aussagekräftigen Quellen zu vergrößern und mit der notwendigen serialen Verdichtung unter Umständen vielleicht sogar zu brauchbaren Angaben über den Profit im hansischen Handel zu gelangen.

---

<sup>50</sup> M. P. Lesnikov, Handelsbücher, enthält die beiden umfangreichsten Bücher Af 1 und Af 6 (Talliner Archivsignatur).

<sup>51</sup> B. Kuske, Die Handelsgeschäfte der Brüder Veckinchusen, in: HGbl. 47/1922, S. 194 f.

<sup>52</sup> C. Nordmann, Die Veckinchusenschen Handelsbücher. Zur Frage ihrer Edition, in: HGbl. 65/66, 1940–41, S. 131.



M. P. LESNIKOV

Zur Frage des Profitniveaus im hansischen Handel  
zu Beginn des 15. Jahrhunderts  
anhand des Nachlasses von Hildebrand Veckinchusen

Der vorliegende Aufsatz ist das überarbeitete Referat des Autors zur 23. Jahrestagung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft der Historikergesellschaft der DDR vom 2.–4. Oktober 1978 in Sellin/Rügen.

Es sind schon 30 Jahre verflossen, seit ich meine erste Arbeit über die Hanse veröffentlicht habe.<sup>1</sup> Aus dem in jenem Aufsatz bearbeiteten Quellenmaterial – Handelsbücher des hansischen Kaufmannes Hildebrand Veckinchusen – konnte ich nur schließen, daß das Profitniveau im hansischen Pelzhandel zu Anfang des 15. Jahrhunderts ein sehr niedriges war, ein Ergebnis, das mich sehr erstaunte, und so zweifelte ich. Dies unterstrich ich mit der Aufforderung, das Problem weiter zu untersuchen.

„Alles was bisher im Aufsatz vorgelegt wurde, stimmt sehr wenig mit unseren gewöhnlichen Vorstellungen überein. Entweder sind unsere Berechnungen von Grund aus falsch oder einseitig, oder wir müssen unsere Ansichten vom hansischen Handel im ostbaltischen Gebiet radikal ändern. Offensichtlich kann man nicht von einem „kolonialen Handel“ sprechen, zumindest nicht im üblichen Sinne dieses Wortes. Er entspricht kaum der allgemeinen Vorstellung eines solchen Handels: Erwerb wertvoller Waren für einen Spottpreis, märchenhafte Profite, hohe Unkosten und großes Risiko.“<sup>2</sup>

Was nun den Pelzhandel betrifft, wurden meine Beobachtungen und Berechnungen nicht widerrufen, jedoch warnte die Kritik davor, die Aussagen zu verallgemeinern. Es wäre selbstverständlich viel überzeugender, wenn wir zur Bestimmung des Profitniveaus die Handelsgeschäfte einer größeren Zahl hansischer Kaufleute zum Vergleich heranziehen könnten. Das ist aber unmöglich. Es ist allgemein bekannt, daß die Zahl der uns erhaltenen hansischen Handelsbücher gering ist. Die einzige Quelle aus derselben Zeit, die noch einiges Material zu Lösung dieses Problems bietet, sind die Handelsbücher des Deutschen Ordens. Diese wurden von mir schon teilweise ausgewertet und ließen mich dieselben Schlüsse ziehen, daß der Pelzhandel nämlich wenig profitträchtig war. Es muß doch etwas befremden, daß

<sup>1</sup> M. P. Lesnikov, *Ganzejskaja trgovlja pušinoj v načale XV veka. Učenyje zapiski Moskovskogo gorodskogo pedagogičeskogo instituta im. V. P. Potemkin VIII/1, 1948, S. 61–93.* – In deutscher Übersetzung: M. P. Lesnikov, *Der hansische Pelzhandel zu Beginn des 15. Jahrhunderts*, in: *Hansische Studien. Heinrich Sproemberg zum 70. Geburtstag*, Berlin 1961, S. 219–272.

<sup>2</sup> Ebenda, S. 272.

bei einem so regen Handel, wie es der noch recht florierende Hansehandel der ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts war, eine der wichtigsten Waren des ganzen Handelsverkehrs, die auch bei Veckinchusen den ersten Platz in der Ausfuhr aus dem Ostbaltikum nach Westen einnahm, oftmals Verluste brachte. Man kann sich auch fragen, warum dieser Handel trotz seiner dürftigen Profitrate dennoch betrieben wurde. Dies ist aber ein gesondertes Problem, das durch das hier vorliegende Material nicht aufzuklären sein wird. Die Frage aber, wodurch der Verlust kompensiert worden ist, läßt sich eigentlich sofort beantworten: nämlich mit dem Gewinn aus dem Handel anderer Waren. Der Handel war also nur dann profitabel genug, wenn zwei Waren in einem festverbundenen Komplex ge- und verkauft wurden. Die stellte das Typische des Handels der hansischen Kaufleute dar, die den sogenannten Fernhandel betrieben, der sich darin vom gewöhnlichen Binnen- und Lokalhandel unterschied.

Das Geschäft wird von zwei Kaufleuten oder einem Kaufmann und seinem Vertreter bzw. Gesellen in zwei, mehr oder minder entfernten Orten und mindestens mit zwei verschiedenen Waren, die in entgegengesetzter Richtung geliefert wurden, geführt. Das wichtigste ist jedoch dabei, daß, im Unterschied zum gewöhnlichen Handel, das Ergebnis einer abgeschlossenen Operation nicht nur aus einem Kauf- und Verkaufsakt, sondern aus zwei oder auch mehreren Kauf- und Verkaufstransaktionen berechnet werden muß. Die Ware wird in einem Ort A gekauft und in einem anderen, B, verkauft. Der Erlös wird im Ort B dann in eine andere Ware investiert, die im ersten Ort A verkauft wird. Die Verkaufs/Kauftransaktion am Ort B kann auch mehrmals wiederholt werden. Der Profit oder Verlust ist dann das Gesamtergebnis aller dieser Geschäfte. Es ist möglich, das in folgenden Formeln auszudrücken: G – Geld; W – Ware;  $G_a W_a$  – Geschäfte im Ort A,  $G_b W_b$  – Geschäfte im Ort B. Ware  $W_b$  ist ein und dieselbe Ware, aber stellt die in B übertragene  $W_a$  und umgekehrt dar.

a) lokaler Handel:  $G_a - W_a - G'_a$ ; Profit:  $G'_a - G_a$ .

b) Fernhandel:

$G_a - W_a - W_b - G'_b - W'_b - G''_a$ ; Profit –  $G''_a - G_a$ .

Als Profitrate können also nicht die Gewinne oder Verluste der einzelnen Geschäfte, aus denen eine Operation besteht, angenommen werden, sondern das Endergebnis des ganzen Komplexes dieser Geschäfte, der ganzen Handelsoperation.<sup>3</sup>

Wenn wir nach diesen vorläufigen Bemerkungen zur Erforschung des konkreten Materials antreten, also eine Operation Schritt für Schritt vom Ausgangspunkt durch den ganzen Zyklus verfolgen, bis wir wieder den Ausgangspunkt erreichen, dann stoßen wir wegen der Dürftigkeit des Materials auf große Schwierigkeiten. Das klingt zwar etwas paradox, aber es ist eine Tatsache. Trotz des außerordentlichen Reichtums an konkretem Zahlenmaterial aus dem Veckinchusenschen Nachlaß –

<sup>3</sup> Meine Beobachtungen in dem o. a. Aufsatz beziehen sich nur auf einen Teil, und zwar den ersten dieses Zyklus. Nur Ankauf und Verkauf der ersten Ware sind betrachtet worden, nicht aber Einkauf und Verkauf der Rückfracht. Dies hätte den Rahmen der Arbeit gesprengt. Der Schlußsatz führte daher darüber hinaus.



der „Briefwechsel“ Veckinchusens ist in dieser Hinsicht besonders wertvoll – sind die Angaben in den Handelsbüchern sehr einseitig. Sie beziehen sich zumeist auf den Ort, an dem sich Veckinchusen zur Zeit befand. Daher sagen sie nur sehr wenig und dann sehr zerstreut etwas über den Handel in der Ferne aus. Wir finden zwar eine Unzahl von Wareneinkäufen und deren Absendung aus Brügge, aber nur sehr wenig über ihren Verkauf in der Ferne, und umgekehrt sehr viel Angaben über den Warenverkauf in Brügge und sehr wenig über ihren Ankauf in jenen Orten, woher diese Waren kamen. Es bietet sich deshalb nur selten die Möglichkeit, die Preise im Ausgangs-, Ankaufs- und im End-Verkaufsort vergleichen zu können. Noch schwieriger ist es, eine genaue Kette zusammenhängender Geschäfte durch den Zyklus aufzubauen und somit den Profit zu berechnen.

In einigen Fällen läßt sich zwar das Endergebnis der ganzen Operation ohne Schwierigkeit berechnen, nämlich dann, wenn von den vier benötigten Angaben – 1. Wert der abgesandten Partie, 2. Erlös aus deren Verkauf in der Ferne, 3. Wert der Rückfracht, 4. Erlös aus deren Verkauf – auch nur zwei – 1 und 4, also Wert der ersten Sendung und Erlös aus dem Verkauf der Rückfracht – bekannt sind.

Eine solche Beschreibung des ganzen Zyklus haben wir im Veckinchusenschen Nachlaß, aber nicht in den Handelsbüchern, sondern in einem Bericht<sup>4</sup> eines Rigaer Kaufmannes Hartwych Stenhus, der Teilnehmer in einer Handelsgesellschaft mit Siewert Veckinchusen, dem Bruder des Hildebrand, war. Es handelt sich um eine ziemlich komplizierte Export – Import – Operation, die einen geographisch weiten Raum umfaßt und deren einzelne, aber eng miteinander verbundene, einen Zyklus bildende Geschäfte, in drei verschiedenen Orten – Lübeck, Riga, Pleskau (Polozk) und wieder Lübeck – getätigt wurden.

Die ganze Operation dauerte ungefähr ein Jahr. Die erste Warenpartie wurde aus Lübeck nach Riga, wahrscheinlich mit den ersten Schiffen des Jahres 1405, abgesandt.

Die abschließende Sendung aus Riga nach Lübeck erfolgte am 2. März 1406. Man kann annehmen, daß in den Sommermonaten des Jahres die ganze Partie verkauft worden ist.

Während der Operation wurde das angelegte Kapital dreimal umgesetzt:  
G – W – G'

1. Ankauf der Ware in Lübeck: G – W, Verkauf der Ware in Riga: W – G';
2. Ankauf in Riga: G' – W', Verkauf in Pleskau: W' – G'';
3. Ankauf in Pleskau: G'' – W''', Verkauf in Lübeck: W''' – G'''.

Alle nötigen Angaben über den Verlauf der Geschäfte sind in der vorliegenden Tabelle zusammengefaßt.<sup>5</sup> Einige Punkte aber verlangen eine Erklärung bzw. Ergänzung: Erstens, da die Geschäfte in drei verschiedenen Punkten und deshalb in drei verschiedenen Währungen – in lübischer, rigischer und russischer – berechnet und in den Quellen dementsprechend zu finden sind, ist es notwendig, möglichst

<sup>4</sup> Hildebrand Veckinchusen. Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns im 15. Jahrhundert, hrsg. und eingel. von W. Stieda, Leipzig 1921, Nr. 15.– Im folgenden zitiert: BW, Nr. . .

<sup>5</sup> S. Tabelle 1.



genau den Geldkurs zwischen diesen drei Systemen festzustellen. Die dazu nötigen Angaben sind aber dürftig und manchmal sogar widersprüchlich. Man muß dabei besonders die Instabilität des Geldkurses in Betracht ziehen und beim Vergleich und Berechnen möglichst gleichzeitige Angaben gegenüberstellen.

In den Revaler Zollbüchern vom Jahre 1369 wird eine Mark rig. gleich zweieinhalb Mark Lüb. berechnet. Das Veckinchusensche Handelsbuch Af 1 enthält Angaben für das Jahr 1400/1401: 8 m. rig. = 16 m. Lüb., also 1 m. rig. = 2 m. Lüb.<sup>6</sup> und 10 m. rig. = 18 m. 5 β Lüb., also 1 m. rig. = 1 m. 13 β Lüb.<sup>7</sup> Aber weil der Kurs m. rig./m. Lüb. nicht stabil war, dürfen wir diese Zahlen nicht für die Jahre 1405–1407 anwenden,<sup>8</sup> für die keine Angaben über m. rig./m. Lüb. in den Handlungsbüchern zu finden sind.

Im Bericht von Stenhusen sind drei Stellen, die eine ziemlich genaue Feststellung des Kurses m. rig./m. Lüb. ermöglichen:

1. Ein unmittelbarer Vergleich: „7 m. Lüb. = 4 $\frac{1}{2}$  m. und 8 ore rig.“, also 1 m.

$$\text{Lüb.} = \frac{4\frac{1}{2} \text{ m. } 8 \text{ ore rig.}}{7} = \frac{224}{7} = 32 \text{ ore, d. h. } 1 \text{ m. rig.} = \frac{48}{32} = 1\frac{1}{2} \text{ m. Lüb.}$$

2. Dann haben wir drei Vergleiche mit englischen Goldmünzen, Nobel:

$$1 \text{ Nobel} = 5 \text{ ferd. } 5 \text{ ore} = 65 \text{ ore}$$

$$1 \text{ Nobel} = 5 \text{ ferd. } 2 \text{ ore} = 62 \text{ ore}$$

$$1 \text{ Nobel} = 2 \text{ m. } \frac{1}{3} \beta \text{ Lüb.} = 32\frac{1}{3} \beta \text{ Lüb.}$$

Keinen großen Fehler begeht man, wenn man den Lübischen Schilling (β) gleich 2 ore rig. setzt und die m. Lüb. mit 32 ore annimmt: 1 m. Lüb. = 32 ore oder  $\frac{2}{3}$  m. rig., 1 m. rig. =  $1\frac{1}{2}$  m. Lüb. Das Verhältnis der rigischen Währung zur russischen dem „stück“, kann auch nach vier Stellen im Bericht des Stenhus bestimmt werden:

1. „desse laken optovoren 3 grote ferding. Summa in Gelde 2 m. 3 ore 3 grote

$$\text{ferding} = \frac{3}{4} \text{ „stück“} = 2 \text{ m. } 3 \text{ ore} = 99 \text{ ore, also } 1 \text{ Stück} = \frac{99 \cdot 4}{3} = 132 \text{ ore.}$$

2. „21 Timmer 1 bote troenissen. Summa 10 $\frac{1}{4}$  Stücke myn 5 β. Summa in Gelde 27 $\frac{1}{2}$  m 5 $\frac{1}{2}$  ore 2 art“.

$$1 \beta = \frac{1}{36} \text{ m. rig.}, 5 \beta = \frac{5}{36} \text{ m.} = 6\frac{2}{3} = 6 \text{ ore } 2 \text{ art.}$$

$$10\frac{1}{4} \text{ Stück} = 27\frac{1}{2} \text{ m. } 5\frac{1}{2} \text{ ore } 2 \text{ art.}$$

$$1 \text{ Stück} = 27\frac{1}{2} = 10\frac{1}{4} - \frac{111 \cdot 4}{4 \cdot 4} \text{ m. rig.} = \frac{111 \cdot 48}{41} \text{ ore} = 130 \text{ ore.}$$

3. „Summa an sulver 67 Stücke 1 $\frac{1}{2}$  grote ferding = 67 $\frac{3}{8}$  Stücke =  $\frac{539}{8}$  Stücke.“

<sup>6</sup> Af 1, fol. 7 v. Z. 2.

<sup>7</sup> Ebenda, fol. 2 v. Z. 2.

<sup>8</sup> Die Unanwendbarkeit dieser Zahlen zeigt sich ganz deutlich, wenn wir den vom Kurs ganz unabhängigen Kaufpreis der letzten Warenpartie, des in Lübeck verkauften Wachses, von 192  $\frac{1}{2}$  m. rig. in Lübische Währung nach dem Kurse 1 m. rig. : 2 m. Lüb. umrechnen: 192,5 m. rig. mal 2 = 385 m. Lüb., und diese Zahl mit dem tatsächlichen, in der Quelle überlieferten Erlös von 342 m. Lüb., vergleichen. Wir bekämen dann 385 m. Lüb. – 230 m. Lüb. = 155 m. Lüb. Verlust, statt der in den Quellen überlieferten 112 m. Lüb. Gewinn.

Summa an gelde von dessen Sulver 182 m. 22 ore 2 art“ = 8758 ore, so dann

$$1 \text{ Stück} = \frac{8758 \cdot 8}{539} = 130 \text{ ore.}$$

4. Wir haben noch eine Möglichkeit, die rigische und die russische Währung zu vergleichen. Der Preis eines kleinen Teils, 3 Liespfund (Lp)  $13\frac{1}{3}$  Markpfund (Mp) =  $3\frac{2}{3}$  Lp, der großen Partie Wachs, die die ganze Operation abschloß (darüber unten mehr) ist in der Quelle in rigischer Währung angegeben: „an gelde“  $3\frac{1}{2}$  m. 9 ore = 177 ore. Es ist also möglich, den Preis des Schiffspfundes (Sp.) in rigischer Währung zu berechnen und mit dem in der Quelle in Stücken angegebenen Preis zu vergleichen:

$$3\frac{2}{3} \text{ Lp} = \frac{11}{3} \text{ Lp} = \frac{11}{60} \text{ Sp kosten } 177 \text{ ore, also } 1 \text{ Sp} = \frac{177 \text{ ore} \cdot 60}{11} \text{ oder } 7\frac{1}{2} =$$

$$\frac{15}{2} \text{ Stücke, d. h. } 1 \text{ Stück} = \frac{177 \cdot 60 \cdot 2}{11 \cdot 15} \text{ ore} = 129 \text{ ore.}$$

Man kann auch umgekehrt den Preis der kleinen Partie  $\left(\frac{11}{15} \text{ Sp}\right)$  in russischer Währung finden:  $\frac{15}{2} \text{ Stück} \cdot \frac{11}{60} = \frac{11}{8} \text{ Stück}$  und ihn mit dem in rigischer Währung

$$\text{von } 177 \text{ ore vergleichen: } \frac{11}{8} \text{ Stück} = 177 \text{ ore; } 1 \text{ Stück} = \frac{177 \cdot 8}{11} = 129 \text{ ore.}$$

Der Kurs des Stücks schwankte also zwischen 129 und 132 ore. Die größte Summe wurde nach dem Kurs von 130 ore berechnet. Diese Schwankungen werden aber kaum einen prinzipiellen Einfluß auf unsere Rückschlüsse ausüben.

Jetzt können wir uns wieder unserem Hauptthema zuwenden. In Lübeck wurden vier Sorten Stoff angekauft: Hildesheimer und Wismarer Tuch, Leinwand und sogenannte „Kurschen“, eine uns unbekannte Sorte, die möglicher Weise mit dem weiter im Bericht „Lechansch“ genannten Stoff identisch ist: entfanghen 39 Kursche „- verkauft 39 Lechansch“ elk Kursche stont 31 β „- 1 blu Lechansch coste 31 β“.<sup>9</sup> Wir können hier den Begriff nicht klären, möchten aber bezweifeln, daß W. Stiedas Versuch, „Kurschen“ mit englischem „kersey“ zu identifizieren, richtig ist. Der Unterschied zwischen den uns bekannten Preisen dieser Stoffe ist dazu viel zu groß.

Der gesamte Wert des Einkaufes betrug 285 m. lüb. Beim Ankauf des Tuches stoßen wir auf ein Mißverständnis. Das Tuch kostete mit Verpackung  $96\frac{1}{2}$  m. lüb. Wir konnten jedoch nicht die im Text angegebenen Selbstkosten der Partie „129 m. 12 β 18 pf lüb. mit allem Ungelde“ erklären. Wie konnten so große Unkosten – 30 m. lüb. =  $\frac{1}{3}$  des Nettopreises der Ware (93 m. lüb.) entstehen, wenn tatsächlich die Verpackung 2 m. 13 β und die Beförderung nach Riga „und Ungeld“ kaum  $1\frac{1}{2}$  m. also im ganzen 4 m. 5 β ausmachten? Vielleicht hat Stenus einige Spesen der vor diesen Partien in Riga angekommenen Waren mitgerechnet. Auch Schreibfehler sind nicht ausgeschlossen, wenn man die römischen Zahlen vergleicht:

<sup>9</sup> BW, Nr. 15, S. 16.



XCIII	Mark X ß.
C XXXII	Mark XXII ß VIII pf
II	Mark XII ß VIII pf

Jedenfalls können wir nicht 123 m. Lüb., was den anderen Angaben widerspricht, annehmen.

Der Wert der in Lübeck angekauften und nach Riga abgesandten Waren bildet das in die Operation investierte Kapital und zwar mit einer Ausnahme: die 40 Stücke Kurschen wurden aus Riga nicht mit den übrigen Waren abgesandt und also nicht in die folgenden mit dieser Partie getätigten Geschäfte einbezogen.

Der Kaufpreis der weitergeführten Waren: des Hildesheimer und wismarschen Tuches, der 2155 Ellen Leinwand und der 45 von den angekauften 85 Kurschen, belief sich auf 225 m. Lüb. Im Verlauf der Operation wurde das Kapital, wie wir weiter sehen werden, noch um 5 m. Lüb. vergrößert und belief sich am Schluß auf 230 m. Lüb.

In unserem Falle haben wir schon jetzt die Möglichkeit, ohne auf geschäftliche Einzelheiten einzugehen, einen Blick auf das Endergebnis des ganzen Unternehmens zu werfen und den dabei erzielten Profit festzustellen. Wir kennen ja schon die zwei dazu nötigen Werte – das oben auf 230 m. Lüb. berechnete angelegte Kapital und den in der Quelle angegebenen Nettoerlös von 342 m. Lüb. aus dem abschließenden Warenverkauf. Es ist besonders wichtig, daß diese beiden Summen in der gleichen Währung angegeben worden sind, also ganz unabhängig von Geldkursangaben. Die Zugaben und Abzüge vom Kapital im Verlauf der Geschäfte sind so unbedeutend, daß die Kursschwankungen ohne Belang waren.

Das ganze Unternehmen, der Zyklus von Lübeck bis Lübeck, hat einen guten Profit abgeworfen:  $342 \text{ m. Lüb.} - 230 \text{ m. Lüb.} = 112 \text{ m. Lüb.}$  oder 48,7%.

Wie wurde das erreicht? In der Beschreibung des Verkaufs der aus Lübeck gekommenen Waren in Riga stoßen wir auf einen Fehler im Text. Es steht nämlich: „Vorkoft 45 Hildensche, elk 5 Ferding myn 1 ß. Summa 66 Mark und 1 Ferding.“ Diese Zahlen stimmen nicht, denn  $(5 \text{ ferd.} - 1 \text{ ß}) \cdot 45 = 225 \text{ ferd.} - 45 \text{ ß}$ . Die in der Quelle angegebene Summe beträgt aber 66 m. 1 ferd., d. h. 265 ferd. Wo liegt hier der Fehler? Die Summe 66 m. 1 ferd. ist richtig; sie ist auf den nächsten Zeilen wiederholt und ergibt die richtige Gesamtsumme von 85 m. 1 ferd. Fehlerhaft ist dagegen der Multiplikant – „5 ferd. 1 ß“. Stenhus hat einen leicht erklärbaren Fehler begangen, indem er einen Strich vergaß und statt „VI“ fälschlich „V“ schrieb.

Der Wert des Schillings ist leicht aus diesen Angaben zu bestimmen. Der Gesamtpreis der 45 Stücke Tuch machte 66 m. 1 ferd. aus; der Preis des Stücks betrug  $6 \text{ ferd.} - 1 \text{ ß}$ . Danach waren  $66 \text{ m. 1 ferd.} = (6 \text{ ferd.} - 1 \text{ ß}) \cdot 45 = 270 \text{ ferd.} = 67\frac{1}{2} \text{ m.} - 45 \text{ ß}$ ;  $45 \text{ ß} = 5 \text{ ferd.}$  oder  $1 \text{ ß} = \frac{5}{45} \text{ ferd.} = \frac{1}{36} \text{ m. rig.}$

Der Verkauf der lübischen Waren in Riga, die erste Operation mit den von Westen eingebrachten Waren, kann, wie aus Tabelle 1 ersichtlich, als ein ganz befriedigendes Geschäft angesehen werden: Es wurde ein Profit von 20% erzielt. Die Ren-



tabilität der einzelnen Waren war aber recht unterschiedlich und stand in keinem Verhältnis zum Einkaufspreis. Die zwei billigsten Waren haben einerseits den größten Gewinn von 50% – das Hildesheimer Tuch zu einem Preis von 24  $\beta$  das Tuch – gebracht, während andererseits die Kurschen zu 23 $\frac{1}{2}$   $\beta$  mit 7,4% den niedrigsten Gewinn abwarfen. Der erste Umschlag des Kapitals  $W - G'$  war abgeschlossen.

Wie wurde das Geschäft jetzt weitergeführt? Es bestanden hierfür zwei Möglichkeiten. Entweder wurde der Warenexport nach dem Osten jetzt abgebrochen und der Erlös beim Einkauf von Exportwaren in Riga angelegt, oder die Ausfuhr wurde weiter nach Osten hinaus fortgesetzt und die dazu benötigten Waren in Riga beschafft. Stenhus hat diesen letzteren Weg gewählt.

Es wurde eine, wie man annehmen durfte, absatzsichere, Ware eingekauft – 20 Stücke Tuch von St. Omer („Tomasche“) und dafür der ganze Erlös der lübischen Waren und von Stenhus zugeschossene 7 m. 3 öre investiert. Bei diesem zweiten Umsatz belief sich also das investierte Kapital in lübischer Währung auf 278 m. lüb.; es wurde also um 23,5% gegenüber dem ursprünglichen vergrößert. Die Tomaschen Laken wurden nach Polozk gefahren und in einem Tauschgeschäft abgestoßen.

Ein Tauschgeschäft besteht eigentlich aus zwei Operationen: erstens dem Erwerb (Kauf) und zweitens dem Absatz (Verkauf) der Ware. Das Geschäft kann auch in umgekehrter Ordnung (Verkauf – Kauf) abgeschlossen worden sein, wie es gerade in unserer Quelle beschrieben ist. In diesem Falle schließt das Tauschgeschäft den laufenden Kapitalumschlag ab und beginnt den ersten Schritt eines neuen. So enthält das Polozker Geschäft den Abschluß des zweiten Umschlags und den Anfang des dritten, der in Lübeck dann seinen Abschluß fand.

Die 20 Tomaschen wurden für insgesamt 70 „Stücke“ „verkauft“ bei einem Stückpreis von 3 $\frac{1}{2}$  Stücke pro Laken. Die Beförderung des Tuches Riga – Polozk kostete  $\frac{3}{4}$  Stücke, der Nettoerlös belief sich damit auf 69 $\frac{1}{4}$  Stücke. Der Kurs des Stückes ist hier genau in rigischer Währung angegeben:  $\frac{3}{4}$  Stücke = 2 m. 3 öre rig., also 1 Stück = 132 öre rig. Der Nettoerlös würde dann 190 m. 21 öre rig. betragen haben. In Geldgerechnet wäre dies letzte Geschäft also nicht rentabel gewesen, es hätte nur 4 m. 45 öre rig. oder 2% Profit gebracht. Die Exportgeschäfte waren damit beendet. Fragen wir nach dem Gesamtprofit im Verhältnis zum angelegten Kapital einschließlich der Zugabe (157 m. rig.), so belief sich der Nettoprofit auf 190 m. 21 öre – 157 m. = 33 m. 27 öre. Man kann also annehmen, daß der Warenexport nach Osten 21,3% Profit abgeworfen hat. Das Kapital wurde zweimal umgeschlagen.

Der Verkauf des Tuches in Polozk war aber nicht gegen Bargeld, sondern als Tauschgeschäft getätigt, also nicht nur als Verkauf, sondern ebenso auch als Ankauf von Waren, und anstatt der Silberstücke hatte Stenhus eine Partie Wachs erworben. Das Stück Tuch war dabei mit 3 $\frac{1}{2}$  Silberstücken und 1 Schiffspfund Wachs mit 7 $\frac{1}{2}$  Silberstücken berechnet worden. Mit diesem Preis war es möglich, für 70 Stücke (= Preis der Partie Tuch) 9 $\frac{1}{3}$  Schiffspfund Wachs zu erwerben.<sup>10</sup> Der Verkäufer

<sup>10</sup> Der Text der Quelle hat Zahlenfehler. Um diese deutlich zu machen, sei die Kalkulation angegeben: 70 Stücke : 7 $\frac{1}{2}$  Stücke = 9 $\frac{1}{3}$  Schiffspfund.  $\frac{1}{3}$  Schiffspfund = 6 Liespfd. 13 (nicht: 12)  $\frac{1}{3}$  Markpfd.

sollte die Ware nach Riga liefern, was ihm ungefähr 3 m. rig. kosten sollte. Es wurden 9 Schiffspfund 3 Liespfd. abgeschickt, doch ein kleiner Teil der angekauften Partie, 3 Liespfd.  $13\frac{1}{3}$  Markpfd., wurde später abgesandt und ist deshalb in unserem Handelszyklus nicht mitberechnet worden.

Im Gegensatz zum Verkauf des Tomaschtuches war der „Kauf“ von Wachs als ein gutes, gewinnbringendes Geschäft ausgefallen. Der Preis des Wachses von  $7\frac{1}{2}$  Silberstücken je Schiffspfund entsprach 20 m. 30 öre rig. und war damit um 12% niedriger als die laufenden Rigaer Wachspreise (23 m. rig.) um diese Zeit (Mai 1406), die wir aus den Briefen des Rigaer Kaufmanns Engelbrecht Witte an seinen Schwiegersohn Hildebrand Veckinchusen kennen.<sup>11</sup> Stenhus hat dazu noch die Beförderungskosten der Ware nach Riga gespart.

Wir kommen zum Abschlußgeschäft der ganzen Operation, dem Verkauf des in Polozk erworbenen Wachses in Lübeck. Am 2. Mai 1406, „am dage Phyllyppy Jacopy“, wurden 15 Stücke Wachs, 9 Schpfd. 3 Liespfd. schwer, mit dem Schiffer Stekemes aus Riga nach Lübeck abgesandt, wo Sievert Veckinchusen, der Lübecker Partner von Stenhus, die Ware für 342 m. Lüb. verkaufte. Diese Summe soll nun von verschiedenen Seiten betrachtet werden. Sie bildete erstens den Erlös aus einem Verkaufsgeschäft, dessen Profit gewöhnlich von zwei Umständen abhängt: 1. von der Differenz zwischen dem Kauf- und Verkaufspreis und 2. von der Höhe der Spesen, besonders der Frachtkosten. In unserem hier vorliegenden Falle war die Preisdifferenz ganz befriedigend, aber für einen Kolonialhandel viel zu gering. Das Schiffspfund Wachs kostete 20 m. 3 öre rig. oder 30 m. 15 β Lüb. Der Erlös von 1 Schiffspfd. Wachs in Lübeck betrug 37 m. 6 β Lüb. Es ergab sich also eine Differenz der Preise von 6 m. 7 β Lüb. oder 20,8% vom Kaufpreis. Das ist der Bruttogewinn des Geschäftes, von dem die Spesen, besonders die Fracht, abgezogen werden müssen. Die Angaben fehlen zwar, können aber berechnet werden. Die Quelle berichtet, daß 22 Liespfd. Messing auf der Route Lübeck – Riga an „fracht, ungelt, optoschenen“ kosteten 17 öre. Danach kann man annehmen, daß der Transport von 9 Schiffspfd. 3 Liespfd. oder 183 Liespfd. Wachs von Riga nach Lübeck 141 öre, also ungefähr 3 m. rig. gekostet haben wird. Für eine so teure Ware wie Wachs waren die Spesen mit 1,5% des Kaufpreises ohne großen Belang. Ziehen wir diese 1,5% vom Bruttoerlös ab, erhalten wir 19,3% als Nettoprofit.

Diese Zahl ist sehr wichtig; sie überschreitet die Grenzen eines Falles. Wachs war ja die einzige Ware, die Stenhus in dieser Operation von Ost- nach Westeuropa geführt hat.

Wir haben schon die Rentabilität des west – östlichen Warenstroms kennengelernt. Jetzt können wir auch die Frage beantworten – wenigstens für einen Fall –, wie hoch in so einem Handelszyklus der Profit aus der Einfuhr von Waren aus den Livland umgrenzenden russischen Gebieten sein konnte. Unsere Quelle bietet ein seltenes Bündel der dazu notwendigen Angaben. Der Kaufwert der Partie Wachs und die damit verbundenen Spesen bilden das ganze in diese Einfuhr investierte Kapital:

<sup>11</sup> BW, Nr. 12, 14.



von 194 m. rig. = 291 m. Lüb. Ein Vergleich mit dem Erlös des Warenverkaufs in Lübeck in Höhe von 342 m. Lüb. ergibt einen Profit von 51 m. Lüb. oder 17,5%.

Die Ausfuhr aus dem Pelz- und Wachs-Eldorado der Rus erwies sich mit einer um 4% niedrigeren Profitrate als weniger rentabel als der Warenexport aus Westeuropa. Leider haben wir im Stenus-Bericht, in den eingehenden Beschreibungen der Pelzwarensendungen nach Westeuropa, gar keine Angaben über den Verkauf dieser Partien. Es ist also unmöglich, das Profitniveau in dieser wichtigen Branche des hansischen Handels festzustellen.

Wir haben schon über die hohe Rentabilität des beschriebenen Handelszyklus – 48% des ursprünglich investierten Kapitals – gesprochen. Wo ist der Grund für diesen Erfolg zu sehen? Hoher Profit bei einzelnen Geschäften spielte hier natürlich eine hervorragende Rolle, aber auch mögliche Mißerfolge traten zutage. Der zweite Umschlag des Kapitals, das Geschäft mit den Tomaschen, brachte z. B. keinen Gewinn. Noch ein anderer Umstand ist für die Erhöhung der Operationsrentabilität im Ganzen sehr wichtig, nämlich die Möglichkeit eines mehrfachen Umschlags des Kapitals, da der Gewinn ja gewöhnlich mitinvestiert wird. Beim ersten Umschlag betrug das angelegte Kapital 225 m. Lüb., im zweiten 281 m. Lüb. und im dritten 282 m. Lüb.

Inwieweit war aber eine so günstige Wirtschaftslage denn stabil? Alles, was wir weiter in Stenus' Bericht lesen, steht in schroffem Gegensatz zu dem, was wir bis jetzt aus der Quelle erfahren haben. Erstens tritt uns eine unerfreuliche Nachlese zu den erfolgreichen Operationen entgegen. Die in Riga verbliebenen 40 Kurschen konnten nicht in der Stadt selbst verkauft werden und wurden mit einer Partie Messing nach Dorpat gesandt. Diese Sendung in das Hinterland fiel aber nicht so glücklich aus wie die Polozker Reise. Die Ware fand in Dorpat keinen Absatz, mußte nach Riga zurückgefahren und hier zu einem billigen Preis abgestoßen werden. Dieses Herumfahren der Ware hat 2 m. 16 öre gekostet und dem Geschäft von  $10\frac{3}{4}$  m. rig. fast 20% Verlust eingebracht.

Auch weiterhin ging der Handel nicht besser. In dem am 20. Dezember 1407 abgeschlossenen Bericht werden zehn nach Riga bestimmte Warensendungen erwähnt. Alle Angaben sind in der vorliegenden Tabelle 2 registriert.<sup>12</sup> Der besseren Anschaulichkeit wegen sind Kaufpreis, Erlös und Profit in öre umgerechnet. Nur für die letzte Partie, 2 Tonnen Salpeter, konnte der Profit nicht berechnet werden, weil der Lübecker Kaufpreis nicht angegeben ist. Der für eine kleinere Partie von  $\frac{1}{2}$  Tonne mit 34 d. je Pfd. angegebene Kaufpreis muß ein Fehler sein, weil damit ein Verlust von 182 öre (= 30%) verbunden gewesen wäre.

Wie ist nun aber das Ergebnis dieses Handels einzuschätzen? Die Ausfuhr nach dem Osten Europas hatte anstatt 50% gar keinen Profit gebracht. Mehr als ein Jahr lang trieb Stenus einen profitlosen Handel. Wie der Kaufmann aus dieser schweren Lage herausgekommen ist, wissen wir nicht, weil unsere Quellen darüber schweigen. Es bleibt die Frage, zu welchen Preisen Pelzwaren, Holz, Roggen, deren Einkauf im Bericht genau beschrieben wurde,<sup>13</sup> in Lübeck verkauft wurden. Das Wichtigste

<sup>12</sup> Siehe Tabelle 2.

<sup>13</sup> Zum Pelzhandel vgl. meine Arbeit Anm. 1.– BW, Nr. 15.



Tabelle 1  
Ankauf der Waren in Lübeck (in m.lüb.)

Ware	L a k e n		L e i n w a n d		K u r s c h e n		
Quantität	45 Hildesheimer		8 Wismarsche		2 155 Ellen	45 Stück	40 Stück
Preis je Stck.	24 ß		3 m. 4 ß 3 d.		2 m. 4 ß (je Hdr.)	23 $\frac{1}{2}$ ß	23 $\frac{1}{2}$ ß
Preis ges.	67 m.	8 ß	26 m.	2 ß	62 m.	66 m. 1 ß 6 d.	58 m. 12 ß
Verpackung	2 m.	6 ß	6 ß	8 d.			12 ß
	2 m. 12 ß 8 d.					1 m. 9 ß 6 d.	
Summe	69 m.	14 ß	26 m.	8 ß 8 d.	62 m.	66 m. 15 ß	59 m. 8 ß
= in m.rig.	46 m.	32 öre	17 m.	22 öre	41 m. 16 öre	44 m. 30 öre	
Das für die weiteren Operationen angelegte Kapital	225 m. 5 ß				8 d. Lüb. = 150 m.rig.		

Verkauf der Waren in Riga (in m.rig.)

Fracht bis Riga	3 frd. 10 ör.	7 öre	24 öre	1 m. 10 öre	2 m. 2 frd. 5 öre
Erlös je Stck.	6 frd. myn 1 ß	9 $\frac{1}{2}$ frd.	9 frd. 1 $\frac{1}{2}$ öre je Hdr.	1 m. 4 öre	
Erlös ges.	66 m. 1 frd.	19 m.	49 m. 8 öre	48 m. 3 frd.	184 m. 8 öre
	85 m. 1 frd.				
Nettoerlös	65 m. 21 öre	18 m. 40 öre	48 m. 32 öre	47 m. 26 öre	180 m. 1 frd. 10 öre
	84 m. 1 frd.				
Profit in m.rig.	20 m.		7 m. 16 öre	3 m. 23 öre	30 m. 39 öre
	18 m. 37 öre	1 m. 9 öre			
Profit in %	40%	6,5%	17,7%	7,4%	17,4%

Ankauf von Waren in Riga/Verkauf in Polozk

Gekauft wurden 20 Laken von St. Omer (Tomasche), davon

12 Laken zu 9 m. 1 frd. = 111 m.

8 Laken zu 9 m. 15 öre = 74 m. 2 frd.

Preis ges. 185 m. 2 frd.

Fracht Riga - Polozk „3 grote ferding“

= 2 m. 3 öre

Erlös je Laken

3,5 Silberstücke = 9 m. 30 öre

Erlös ges. 70 Silberstücke = 192 $\frac{1}{2}$  m.rig.

Nettoerlös 190 m. 21 öre

Profit 4 m. 45 öre

Profit in % 2,6%

Tabelle 1 (Fortsetzung)

## Ankauf der Ware in Polozk/Verkauf in Lübeck

Menge	9 $\frac{1}{3}$ Schiffspfd. Wachs		
Preis je Schpfd.	7 $\frac{1}{2}$ Silberstücke	=	20 $\frac{5}{8}$ m.rig.
Preis ges.	70 Silberstücke	=	192 $\frac{1}{2}$ m.rig.
Davon nach Lübeck verschifft und dort verkauft:	9 Schpfd. 3 Liespfd.	=	9,15 Schpfd.
Fracht Riga-Lübeck			3 m.rig.
Preis			188 m. 28 öre
Selbstkosten			191 m. 28 öre rig. = 287 m. 4 β lüb.
Erlös in Lübeck			228 m.rig. = 342 m.lüb.
Profit			36 $\frac{1}{2}$ m.rig. = 54 m. 12 β lüb.
Profit in %			16%

aber für unser Thema ist an diesem Beispiel, daß uns ein sehr anschauliches Bild der großen Instabilität der Profitrate geboten wurde. Diese Instabilität erschwert aber die Arbeit an unserem Problem. Es müßten eigentlich lange, chronologisch geordnete Reihen einzelner Handelsprofite angesammelt werden. Doch das den Historikern zugängliche Material ermöglicht dies nur äußerst selten. Dies alles beweist, wie schwer es ist, auch nur einen einzigen Fall zu rekonstruieren.

Beim Bearbeiten eines so begrenzten Materials, wie es der vorliegende Bericht darstellt, scheint es mir angebracht, nicht dogmatisch formulierte Thesen aufzustellen, sondern Fragen zu formulieren, die einen Anstoß für die weitere Forschungsarbeit geben können. In diesem Sinne ist die Frage nach der Stabilität des Profitniveaus gestellt. Wir möchten weiter fragen: Wie gestaltete sich das Verhältnis von Ausfuhr zu Einfuhr, und zwar nicht nur in quantitativem Sinne, sondern vom Standpunkt der Rentabilität? Hatte demnach, so gesehen, der Handel mit mittel- und westeuropäischen Waren in Richtung Osten oder der mit Naturerzeugnissen aus dem Osten für die Hansen größere Bedeutung? Die Tradition scheint mehr zum

Tabelle 2

Ware	Quantität	Kaufpreis je Stck. in m.lüb.	Kaufpreis ges. in m.lüb.
Kursche (Lechansche)	39 Stck.	31 β	75 m. 9 β
Tomasche	4 Stck.	14 m.	56 m.
Kampesche	4 Stck.	10 m. 12 β	43 m.
Wismarsche	8 Stck.	3 m. 2 β	25 m.
Lechansch	1 Stck.	31 β	1 m. 15 β
Hildeheimer	30 Stck.	2 m.	60 m.
Swarinsche	10 Stck.	23 β	14 m. 6 β
Salpeter $\frac{1}{2}$ Tonne	110 lüb. Pfd. = 88 rig. Pfd.	34 d. je Pfd.	19 m. 7 β (?)
Salpeter 2 Tonnen	3 Schpfd. 3 Liespfd. 11 Markpfd.	nicht angegeben	nicht angegeben
Nobeln	20	2 m. 4 d.	40 m. 6 β 8 d.

letzteren zu neigen, doch unsere Quelle rückt dagegen die westeuropäischen Waren ins Blickfeld.

Wo liegen nun aber die Quellen des Gedeihens, der Blüte der Hanse? In den Werkstätten der Spinner und Weber Mittel- und Westeuropas oder in den Wäldern Livlands, Litauens und Rußlands?

In meinem eingangs erwähnten Aufsatz hatte ich den Versuch unternommen, dem strittigen Problem des Niveaus hansischer Handelsprofite und ihrer Quellen auf die Spur zu kommen, indem auf der Grundlage des Veckinchusenschen Handlungsbuches Profite berechnet wurden. Dies hatte in der sowjetischen wie internationalen Literatur großes Interesse hervorgerufen, ohne daß man jedoch, obwohl es nicht an Kritik mangelte, die Berechnungen nachprüfte. Im vorliegenden Aufsatz nun nehme ich an meinen damaligen Ergebnissen Korrekturen vor in der Hinsicht, daß Profit im hansischen wie auch im übrigen internationalen Handel der gleichen Zeit nur nach den Unterlagen aus einem geschlossenen Geschäftszyklus – Kauf/Verkauf – Verkauf/Kauf – Verkauf –, d. h. aus einem vollständigen Kapitalumlauf berechnet werden kann, um eine reale Profitrate, die eine rentable Geschäftspraxis ermöglichte, erzielen zu können. In den Materialien Veckinchusens, vor allem in den Abrechnungen des Rigaer Kaufmanns Stenhus, eines Teilhabers von Veckinchusen, fand der Autor für die Jahre 1405 und 1406 einen solchen Komplex der Angaben. Damit eröffnete sich ihm die Möglichkeit, eine Kette solcher Geschäfte zu verfolgen.

Die Teilhaber kauften in Lübeck einige Partien Tuch auf, verkauften sie mit Gewinn in Riga, kauften von dem Erlös anderes Tuch und brachten dies nach Polozk, wo sie es für Wachs eintauschten. Dieses Wachs verkauften sie in Lübeck, dem Ausgangspunkt der ganzen Operation. Der Kapitaleinsatz, also der Wert des ursprünglichen Ankaufs in Lübeck mit den zusätzlichen Ausgaben, machte drei Umläufe durch. Während der Operation wuchs das Kapital ständig an, da der gesamte Verkaufserlös in den neuen Einkäufen angelegt wurde. Am Ende erzielte man in Lübeck einen Profit von 50% des ursprünglichen Kapitals.

Erlös je Stck. in m.rig.	Erlös ges.	Kaufpreis in ore	:Erlös	Profit in ore	Profit in %
5 frd. 8 ore	55 m. 1 frd.	2 418	: 2 652	234	9,6
1 zu 10 m. 3 frd. 3 zu 9 m. 4 ore	38 m.	1 792	: 1 824	32	1,2
6 m. 3 frd.	27 m.	1 376	: 1 296	–80	–6,0
9 frd.	18 m.	800	: 864	64	8,0
5 frd.	1 m. 1 frd.	62	: 60	–2	–3,2
5 frd. 4 ore	40 m.	1 920	: 1 920	0	0
1 m.	10 m.	460	: 480	20	4,3
5 ore je Pfd.	9 m. 8 ore	622	: 440	–182	–30,0
5 ore je Markpfd.	132 m. 1 frd. 7 ore	—	—	—	—
5 frd. 2 ore	25 m. 3 frd. 4 ore	1 293	: 1 240	–53	–4,1
Summa (ohne 2 Tonnen Salpeter)		10 743	: 10 776	33	0,3



Diese wichtige Beobachtung steht mit bisher gewohnten Vorstellungen im Widerspruch. Der Gewinn von 21% bei der Ausfuhr von West nach Ost – Lübeck – Polozk – erwies sich als höher als der von 17% bei der Einfuhr von Ost nach West – Polozk – Lübeck. Es ist weiterhin festzuhalten, daß dies nicht die Annahme eines beständigen mittleren Profitniveaus bestärkt, da die Marktkonjunktur verhältnismäßig unbeständig war.

Aus den benutzten Quellen wird dann auch schnell sichtbar, daß der Kaufmann nach der genannten erfolgreichen Operation der Jahre 1405/1406 weiterhin absolut keinen Profit zu erzielen vermochte. So kann anhand des dargelegten Umlaufzyklus gesagt werden, daß es neben den profitablen Geschäften auch völlig unrentable und sogar verlustbringende gab – besonders immer dann, wenn die Gesellschaft fallierte.

MARIA BOGUĆKA

Zur Problematik der Profite im Handel  
zwischen Danzig und Westeuropa (1550–1650)

An der Problematik der von Kaufleuten erzielten Gewinnhöhen im Ostseehandel sind die Wissenschaftler nicht erst seit heute interessiert. Die meisten Forscher sind der Ansicht, daß der Handel – insbesondere die Getreideausfuhr aus dem Ostseeraum nach Westeuropa – bereits im 15. Jh. eine Quelle bedeutender Gewinne darstellte (K. Fritze, J. E. Kleinenberg, M. Małowist, H. Samsonowicz, N. M. Tichomirov). Eine Diskussion zwischen K. Fritze und M. P. Lesnikow hat mit Recht unsere Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt, daß die Handelsprofite nicht niedriger als der Zinsfuß in jener Zeit gestaltet werden können; es ist doch kaum anzunehmen, daß ein Kaufmann für die Durchführung eines Handelsgeschäftes Geld zu einem Zinsfuß borgt, der höher als der zu erwartende Gewinn liegt.<sup>1</sup> Für das Ende des 16. und die erste Hälfte des 17. Jh. setzen sich mit diesen Problemen unter anderem P. Jeannin, A. Maćzak, S. Hart, J. A. Faber, R. W. K. Hinton auseinander. Die Forschungen auf diesem Gebiet sind aber sehr schwer und mühselig; W. Stark hat sie mit Recht als „Kärnerarbeit“ bezeichnet.<sup>2</sup> Grundsätzlich bestehen zwei Möglichkeiten der Analyse dieser Frage:

1. Der Vergleich von Preisen auf den Export- und Absatzmärkten, wobei anhand der erzielten Unterschiede der kaufmännische Reingewinn nach Abrechnung der Frachten, der Zölle und anderen Selbstkosten annähernd kalkuliert werden kann.
2. Die Zusammenstellung der Angaben für die konkreten einzelnen Transaktionen; solche Angaben sind in Büchern und Rechnungen der Kaufleute, in Briefen, Ge-

<sup>1</sup> M. P. Lesnikow, Die livländische Kaufmannschaft und ihre Beziehungen zu Flandern, in: ZfG, 1958, H. 2, S. 285–303. Ders., Lübeck als Handelsplatz für osteuropäische Waren im 15. Jh., in: Hansische Geschichtsblätter, 78/1960, S. 67–86. Ders., Der hansische Pelzhandel zu Beginn des 15. Jh., in: Hansische Studien, (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte Bd. 8) Berlin 1961, S. 219–272. Ders., Lübeck als Handelsplatz für Osteuropawaren im 14. Jh., Ebenda, S. 273–292. K. Fritze, Einige Bemerkungen zum Problem der hansischen Handelsprofite im 14. und 15. Jh., in: WZ Greifswald, 1965, GSR Nr. 2/3, S. 245–248. Lesnikow hat kürzlich seine Berechnungen korrigiert und schätzt die Gewinne im Pelzhandel im 15. Jh. auf 50–60%, siehe seinen Beitrag „Spesen und Profit im hansischen Handel Anfang des 15. Jh. anhand der Handelsbücher von Hildebrand Veckinchusen“, 23. Jahrestagung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft, 2.–4. Oktober 1978 in Sellin/Rügen.

<sup>2</sup> W. Stark, Zur Frage von Zins und Profit beim hansischen Handelskapital vom 14. bis 16. Jh., in: Beiträge zur Geschichte des Ostseeraumes, Greifswald 1975, S. 228.



richtsprotokollen etc. zu finden, obwohl es sich dabei selbstverständlich nicht um Massenmaterial handeln kann.

A. Maćzak schlug unlängst vor, auch Handbücher des Rechnungswesens dazu auszuwerten, die zwar Beispiele fiktiver, jedoch zweifelsohne den typischen ange näherter und seinerzeit häufig vorkommender Handelstransaktionen enthalten.<sup>3</sup>

Die bisherigen, auf Vergleiche der Preisserien gestützten Forschungen ermöglichen es, eine beträchtliche Spannweite der Gewinne in den einzelnen Jahren und zugleich je nach Ware und Handelsroute festzustellen. Sehr hohe Gewinne – glaubt man es – wurden vor allem im 16. bis 17. Jh. im Getreidehandel erzielt. Nach den Forschungen von A. Maćzak betrug der Bruttogewinn beim Getreidetransport auf der Strecke Danzig-Amsterdam für die Jahre von 1597 bis 1647 durchschnittlich 49%, der Reingewinn dürfte auf 30 bis 40% des investierten Kapitals geschätzt werden.<sup>4</sup> Das geht einher mit meinen eigenen Ergebnissen für dieselbe Strecke in demselben Zeitraum.<sup>5</sup> Bedeutend höhere Profite konnten bei dem Weizentransport auf der Strecke Danzig-Iberische Halbinsel erzielt werden: in den Jahren von 1607 bis 1650 betrug sie von 29 bis zu 376%, was im Durchschnitt 123% ausmachte. Dies ist im übrigen im hohen Grad doch eine rein theoretische Kalkulation, da der direkte Austausch Danzig-Iberische Halbinsel in den zwanziger Jahren des 17. Jh. fast vollkommen eingestellt wurde.<sup>6</sup> Hohe Gewinne brachte auch der Export von Waldprodukten aus Danzig nach dem Westen; für Pottasche betrug sie beispielsweise in den Jahren von 1634 bis 1648 durchschnittlich 45%.<sup>7</sup>

Die Gewinnrate, die auf der Strecke West-Ost erzielt wurde, scheint generell niedriger zu liegen als in umgekehrter Richtung. Ziemlich hohe Gewinne brachte jedoch die Einfuhr des Herings nach Danzig; in den Jahren von 1631 bis 1648 betrug entsprechend meinen Forschungsergebnissen der Reingewinn durchschnittlich 27%,<sup>8</sup> was die Kalkulation von A. Maćzak bestätigt, der einen Bruttogewinn von durchschnittlich 33% berechnet hat.<sup>9</sup> Beträchtlich niedrigere Profite weist der Import von Weinen und Kolonialwaren auf der Strecke Amsterdam-Danzig auf: er betrug von

<sup>3</sup> A. Maćzak, *Sir Francis Drake's Prussian Prizes. Risks and Profits From the Gdańsk-Iberian Commerce About 1589*, in: *Studia Maritima*, Bd. II, 1980, S. 83–98.

<sup>4</sup> A. Maćzak, *Między Gdańskiem a Sundem. Studia nad handlem bałtyckim od połowy XVI do połowy XVII w. (Zwischen Danzig und Sund. Studien über den Ostseehandel Mitte 16. bis zur Mitte des 17. Jh.)*, Warschau 1972, S. 82.

<sup>5</sup> M. Bogucka, *Merchants' Profits in Gdańsk Foreign Trade in the First Half of the XVIIth Century*, in: *Acta Poloniae Historica*, vol. XXIII, 1971, S. 73–90. Die 43,4% wurden auf 30% herabgesetzt, nach postulierten Korrekturen von P. Jeannin, siehe: *Preis-, Kosten- und Gewinnunterschiede im Handel mit Ostseegebieten 1550–1650*, in: *Wirtschaftliche und soziale Strukturen im Säkularen Wandel. Festschrift für Wilhelm Abel zum 70. Geburtstag*, vol. II, Hannover 1974, S. 494–517.

<sup>6</sup> M. Bogucka, *Merchants' Profits ...*, S. 75. Dies., *Le commerce de Gdańsk avec la Péninsule Ibérique à la charnière du XVIe et du XVIIe ss.*, in: *Studi in memoria di Federigo Melis*, Roma 1978, Bd. 4, S. 289–308.

<sup>7</sup> M. Bogucka, *Merchants' Profits ...*, S. 83.

<sup>8</sup> M. Bogucka, *Merchants' Profits ...*, S. 84, fehlerhafte Kalkulation auf 18% auf Grund der Preise von frischem Hering. Für die Bemerkung möchte ich R. W. Unger, University of British Columbia, Vancouver, Canada, danken.

<sup>9</sup> A. Maćzak, *Między Gdanskim a Sundem ...*, S. 80.



1632 bis 1649 für Rosinen durchschnittlich 4,5%, für Mandeln 5,6%, für Pfeffer nur 2,8% und für Weine von Bordeaux 3,1%.<sup>10</sup> Nur teilweise kann man diese Erscheinung mit dem hohen Wert dieser Waren zu erklären versuchen. Sehr hohe Schwankungen traten im Salzhandel auf. Der Transport iberischen Salzes brachte auf der Strecke Amsterdam – Danzig in den Jahren von 1631 bis 1648 von 20% Gewinn bis zu 16,4% Verluste, der durchschnittliche Gewinn betrug knapp 0,8%.<sup>11</sup> Etwas rentabler war die Einführung des billigeren französischen Salzes nach Danzig; bei Preissteigerung und Salzangel in der Ostsee, z. B. im Jahre 1632, konnten die Importeure sogar 87,5% erzielen. Doch diese Konjunktur war sehr kurzfristig, denn schon in den folgenden Jahren (1640, 1641) sank der Gewinn auf 42,1% und sogar auf 11%, und es traten bald Schwierigkeiten beim Absatz auf.<sup>12</sup>

Wie sehen die oben geschilderten Profitmöglichkeiten im Ostseehandel im Vergleich mit den Gewinnen auf den anderen Handelsrouten des damaligen internationalen Fernhandels aus? Über einige Angaben verfügen wir bezüglich der Getreideausfuhr von Archangelsk nach Amsterdam; die Profite werden hier für das zweite Viertel des 17. Jh. auf 25 bis 30% geschätzt, obwohl auch Senkungen auf 17,5% und sogar Verluste zu bemerken sind.<sup>13</sup> Der Handel mit Rußland scheint aber überhaupt als sehr gewinnträchtig zu gelten. In der englischen Moskauer Kompanie wurde ein Gewinn von 40% als geringfügig angesehen, es kamen Transaktionen vor, die 300% und mehr brachten.<sup>14</sup> M. M. Gromyko berechnet die Gewinne der Holländer, die beim Handel im Raum von Murmansk im 16. Jh. erzielt wurden, auf durchschnittlich 70%, obwohl ihm auch ein Beispiel von 185% Gewinn bekannt ist.<sup>15</sup> Enorme Profite brachte in dieser Zeit der Handel mit Indien. Die Ostindische Kompanie in Amsterdam zahlte ihren Teilhabern im Jahre 1623 eine Dividende in Höhe von 25% und im Jahre 1642 von 50% aus; die konkreten Einnahmen aus den einzelnen Transaktionen müssen hier also sehr hoch gelegen haben.<sup>16</sup> H. Sée schätzt die Profite aus dem frühen Kolonialhandel auf 200 bis 300%<sup>17</sup>; andere Forscher sind derselben Meinung.<sup>18</sup> Selbstverständlich waren dies hochgeschraubte Gewinne,

<sup>10</sup> M. Bogucka, *Merchants' Profits . . .*, S. 85–87.

<sup>11</sup> M. Bogucka, *Le sel sur le marché de Gdańsk au cours de la première moitié du XVIIe s.*, in: *Studia Historiae Oeconomicae*, vol. XI, 1976, S. 59.

<sup>12</sup> Ebenda, S. 61.

<sup>13</sup> S. Hart, *De Handelsbetrekkingen van Amsterdam met Archangel en Lapland (Kola) in de XVIIe eeuw*, in: *Nederlandse Archievenblad*, 73. Jaargang, Groningen 1969, S. 78. Ders., *Amsterdam Shipping and Trade to Northern Russia in the Seventeenth Century*, in: *Mededelingen van de Nederlandse Vereniging voor Zeegechiedenis*, S. 28–29.

<sup>14</sup> E. Zweig, *Die Entstehung und Organisation der englisch-russischen Handelsbeziehungen in der zweiten Hälfte des 16. Jh.*, in: *Beiträge zur russischen Geschichte*. Theodor Schiemann zum 60. Geburtstag, Berlin 1907, S. 137.

<sup>15</sup> M. H. Громько, *Русско-нидерландская торговля на мурманском берегу в XVI в.*, *Средние века*. 17/1960, S. 254/255.

<sup>16</sup> H. Brugmans, *Geschiedenis van Amsterdam*, vol. III, Amsterdam 1930–33, S. 150.

<sup>17</sup> H. Sée, *Modern Capitalism*, New York 1928, S. 41.

<sup>18</sup> Siehe z. B. K. Spading, *Bemerkungen zum Klassenbildungsprozeß der Handels- und Manufaktur-bourgeoisie in den Niederlanden*, in: *Beiträge zur Geschichte des Ostseeraumes*, Greifswald 1975, S. 231–245.

die mit der scharfen Exploration des weniger entwickelten Partners durch den in privilegierter, hochgradig monopolistischer Lage befindlichen Kaufmann zusammenhängen. Im Falle gleichrangiger Partner konnte der Gewinn nicht so hoch sein. So schätzten Forscher beispielsweise Gewinne aus der Getreideausfuhr nach Spanien und Portugal aus La Rochelle (Frankreich) an der Wende des 16. zum 17. Jh. auf durchschnittlich 27%<sup>19</sup>. Unlängst analysierte R. Baetens die in der ersten Hälfte des 17. Jh. von der niederländischen Firma De Grootte erzielten Gewinne. So schätzt er beispielsweise den Gewinn an den in Lissabon verkauften Wolltextilien, die in Amsterdam gekauft wurden, auf 13%, der Handel mit flämischen Tuchen auf der Iberischen Halbinsel sollte 25 bis 45% Gewinn bringen, dagegen der Handel mit östlichen Textilien nur 11 bis 23% Gewinn und manchmal sogar Verluste.<sup>20</sup> Profite aus dem in Italien (Livorno, Genua) verkauften Pfeffer veranschlagt Baetens auf maximal 5%, auf Muskatnuß verdiente der Kaufmann in Genua 11%, in Rouen 15%, in Messina 9%; die Gewinne im Handel mit dem nach Italien exportierten Zucker schwankten von 4,5% bis 19%, wenngleich sie manchmal Verluste brachten. Diese betragen 1644 z. B. im Export nach Spanien 26%.<sup>21</sup>

Diese Übersicht von Forschungsergebnissen, gewiß unvollständig, ermöglicht es aber, die Profite im Ostseehandel auf einem mittleren Grad zu plazieren: unterhalb der spekulativen, hochgeschraubten Möglichkeiten, die im kolonialen Handel, vor allem mit Ostindien, teilweise auch im Handel mit Rußland, gegeben waren, doch etwas über den in anderen Zweigen des damaligen internationalen Handels erzielten durchschnittlichen Gewinne. Die hohen Erträge des Ostseehandels bildeten den Grund für den scharfen Konkurrenzkampf zwischen den Hansen, Engländern und Holländern, der um die Beherrschung der Ostsee geführt wurde. Angenommen, aufgrund der Sundzollregister, daß in der ersten Hälfte des 17. Jh. durchschnittlich 50 000 Last Korn den Sund nach Westen passierten, und daß der Gewinn pro Last durchschnittlich 521 Gramm Reinsilber betrug,<sup>22</sup> dürfen die durchschnittlichen Jahresprofite der Kaufleute-Exporteure beim Ostseegetreide auf rund 26 000 kg Reinsilber geschätzt werden. Um eine Vorstellung zu haben, was das bedeutet, sei nur an die jährliche Produktion peruanischer Bergwerke erinnert: 1533 – 11 537 kg, 1534 – 56 534 kg, 1535 – 27 183 kg Reinsilber.<sup>23</sup> Der Ostseehandel war demnach eine ergiebige Quelle der Bereicherung für die Kaufmannschaft und eine wichtige Basis für die Akkumulation von Kapital. Bedauerlicherweise bewirkte der Rückzug

<sup>19</sup> E. Trocmé, M. Delafosse, *Le commerce Rochelais de la fin du XVe au début du XVIIe s.*, Paris 1953, S. 88.

<sup>20</sup> R. Baetens, *De nazomer van Antwerpens velvaart. De diaspora en het handelshuis de Grootte tijdens de eerste helft der XVII-de eeuw*, Bd. 2, Brussel 1976, S. 132 ff.

<sup>21</sup> Ebenda, S. 140–144.

<sup>22</sup> Kalkuliert auf Grund der Preisunterschiede zwischen Gdańsk und Amsterdam abzüglich Fracht, Zoll usw. Siehe M. Bogucka, *Handel zagraniczny Gdańska w pierwszej połowie XVII w.* (Der Außenhandel von Gdańsk in der ersten Hälfte des XVII Jh.), Wrocław 1970, S. 148. A. J. Faber schätzt den Preisunterschied für Roggen zwischen Gdańsk und Arnhem in dieser Zeit auf 417 Gramm Silber für 1 Last, siehe A. J. Faber, *The Decline of the Baltic Grain Trade in the Second Half of the XVIIth Century*, in: *Acta Historiae Neerlandica*, Bd. 1, Leiden 1966, S. 113.

<sup>23</sup> P. Vilar, *Or et monnaie dans l'histoire*, Paris 1974, S. 133.



der Danziger vom aktiven Überseehandel am Ende des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jh., daß diese großen Akkumulationsmöglichkeiten nicht die Wirtschaft der Stadt und ihres Hinterlandes stärkten, sondern im überwiegenden Grad von fremden Kaufleuten, in dieser Zeit hauptsächlich von Holländern, übernommen wurden. Die Fracht und Seemarge bildeten in hohem Grad passive Posten in der Globalbilanz des polnischen Außenhandels. Der Reichtum der Danziger stützte sich in dieser Zeit auf Wucher, Kreditoperationen, Renten, wie auch auf den durch monopolistische Hafenvermittlung erzielten großen Preisunterschied zwischen Einkaufs- und Verkaufsoperationen in der Stadt. Der Wohlstand der Danziger Kaufmannschaft entwickelte sich also zum großen Teil auf Kosten der polnischen Produzenten.<sup>24</sup>

Die oben angeführten Erwägungen über die Gewinnhöhen sind ein Resultat des Preisvergleiches auf den Absatz- und Ankaufsmärkten, stellen demnach das Ergebnis der theoretischen Analyse dar, die mit den einzelnen quellenmäßig greifbaren Transaktionen zusammengestellt und verifiziert werden sollte. Im folgenden zu konkreten, wenn auch nicht so zahlreichen individuellen Beispielen. Wie oben bereits erwähnt, sollten die Gewinne aus dem Verkauf des Danziger Weizens in Spanien theoretisch ganz enorm sein. Man darf jedoch nicht vergessen, daß in Wirklichkeit oftmals beträchtliche, schwer vorauszusehende Konjunkturschwankungen auftraten, und daß der spanische Handel eine zweite, weniger einträgliche Kehrseite besaß, da der Kaufmann auf dem Rückweg die Transportkosten des Ballastes, eventuell des wenig rentablen Salzes, decken mußte. Der Getreidehandel hing nämlich mit der Salzausfuhr von der Iberischen Halbinsel zusammen, der seinerzeit infolge der niedrigen Salzpreise in Danzig und dem hohen Zoll (30%), der bei der Ausfuhr aus Spanien entrichtet werden mußte, wenig rentabel war.<sup>25</sup> Salz führten die Kaufleute jedoch ziemlich häufig aus; es diente ihnen als eine Kapitalanlage und verhältnismäßig sichere Form des Transports für das aus dem Getreideverkauf erhaltene Geld. Der Ankauf des Salzes war um so notwendiger, als in Spanien in dieser Zeit sehr rigorose Verbote für die Ausfuhr von Geld und Metall eingeführt wurden und deren heimliche Umgehung nicht immer glücklich endete.<sup>26</sup> Sicher hielten viele Kaufleute diese Verbote nicht ein, weil es ihnen Verluste zu vermeiden half. Im Jahre 1609 sollte z. B. der bekannte Danziger Exporteur Hans Schenck im Zusammenhang mit der vorübergehenden ungünstigen Preiskonjunktur auf der Strecke Danzig-Sevilla bei dem Transport von 64 Last 58 Bushel Weizen 181,96 Gramm Silber pro Last, d. h. 9% von dem angelegten Kapital büßen.<sup>27</sup> In der Tat konnte es jedoch nicht so schlimm gewesen sein, dank des Unterschiedes der Münzkurse und Silberpreise in Spanien und Danzig. Wenn Schenck seinen Betrag in Dukaten bezogen hätte, und es ihm gelungen wäre, diese glücklich nach Danzig zu bringen, dann dürfte er aus der gesamten Operation keinen Verlust, sondern einen Gewinn von

<sup>24</sup> M. Bogucka, *Handel zagraniczny . . .*, S. 80 ff.

<sup>25</sup> M. Bogucka, *Le commerce de Gdańsk avec la Péninsule Ibérique . . .*, S. 293.

<sup>26</sup> Ebenda. Siehe auch F. Braudel, *La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II* (polnische Ausgabe), Bd. I, Gdańsk 1976, S. 511.

<sup>27</sup> M. Bogucka, *Handel zagraniczny . . .*, S. 144.



7,5% gehabt haben. Das war im übrigen nicht viel, und gewiß deshalb verlegte sich der enttäuschte Kaufmann in den nächsten Jahren von dem Weizen- auf den Holzhandel.<sup>28</sup> Die Schwierigkeiten im Bereich des Austausches Danzig-Spanien werden auch durch andere Quellen verdeutlicht. Informationen, die dem Rechnungsbuch eines anderen Danziger Kaufmanns, Hans Kerschberg, der in den Jahren von 1623 bis 1630 als Mitglied einer Gesellschaft mit Spanien und Portugal handelte, entnommen wurden, erlauben es, seinen Gewinn in den zwei Handelstransaktionen auf der Strecke Danzig-Iberische Halbinsel mit 34% und 19% zu berechnen; die Verbindung der Handels- und Reedereiunternehmen brachte im ersten Fall den Gewinn auf knapp 1%, im zweiten dagegen hat sie einen Verlust von 49% verursacht.<sup>29</sup> Es muß also vermutet werden, daß in Wirklichkeit der Handel mit der Iberischen Halbinsel ziemlich riskant gewesen ist, und daß trotz eines beträchtlichen Preisunterschiedes auf dem Danziger und iberischen Markt nicht immer ein hoher Gewinn erzielt werden konnte.

Die Nachrichten über den Danziger Handel auf anderen Strecken stimmen mit dieser Bemerkung überein. Wir verfügen über Rechnungen von zwei Reisen im Jahre 1621 auf der Strecke Danzig-Skandinavien und Danzig-Schottland von zwei Danziger Handelsgesellschaften. Die Mitglieder dieser Gesellschaften waren nicht nur Eigentümer von Waren,<sup>30</sup> sondern auch die Besitzer von Schiffen. Die Gewinnrate betrug bei der ersten Reise knapp 6% und bei der zweiten nur ein wenig mehr – 14%.<sup>31</sup> Die geringe Rentabilität war in beiden Fällen mit den großen Aufwendungen für das Schiff, seine Ausstattung und seine Reparaturen verbunden, was die Transportkosten beträchtlich erhöhte. Ohne Zweifel ist das Geheimnis der beträchtlichen Profite und Erfolge der Holländer im Ostseehandel auf ihre hohe Schiffartetechnik und die damit verbundenen niedrigen Transportkosten zurückzuführen.<sup>32</sup>

Es gibt in den Quellen zahlreiche Beispiele von Verlusten in verschiedenen konkreten Handelsoperationen. Die von R. W. K. Hinton präsentierten Angaben über die Ausfuhroperationen englischen Tuches in das Ostseegebiet belegen zu Beginn des 17. Jh. eine Gewinnrate von 34,2%, die sich 1621 in Verluste verwandelte.<sup>33</sup> Sehr häufig haben wir es beim Verkauf von Überseesalz in Danzig in der ersten Hälfte des 17. Jh. mit einem Gewinn gleich Null oder mit Verlusten von 14 bis 16% des investierten Kapitals zu tun.<sup>34</sup> P. Jeannin illustriert an zwei Beispielen (1641, 1643/4) im Getreidehandel zwischen Livland und Bremen, daß auch in die-

<sup>28</sup> Ebenda, S. 145.

<sup>29</sup> Wojewódzkie Archiwum Państwowe w Gdańsku (Staatliches Archiv in Gdańsk), Sign. 300, R/F 19a, S. 87 b–89 a.

<sup>30</sup> Malz, Blei, Hopfen, Leinsamen, Möbel, Schnaps als Export aus Danzig nach Skandinavien und Import von 27 Last unspezifizierten skandinavischen Waren, wahrscheinlich Stangeneisen, bei der Reise nach Schottland ging es vor allem um Kohlenankauf, M. Bogucka, *Handel zagraniczny . . .*, S. 112.

<sup>31</sup> Ebenda.

<sup>32</sup> Siehe D. Sella, *European Industries 1500–1700*, Fontana Economic History of Europe, The Sixteenth and Seventeenth Centuries, 1974, S. 396–397.

<sup>33</sup> R. W. K. Hinton, *The Eastland Trade and the Common Weal in the Seventeenth Century*, Cambridge 1959, S. 17 ff.

<sup>34</sup> M. Bogucka, *Le sel sur le marché de Gdańsk . . .*, S. 67–68.

sem Austausch wenig gewinnbringende oder nahezu unrentable Transaktionen durchgeführt wurden.<sup>35</sup>

So beweist die Analyse verschiedener konkreter Handelsoperationen überzeugend, daß mit jedem Geschäft ein erhebliches Risiko einherging, das dem gesamten damaligen See- und Fernhandel, sogar ohne Sturm und Piraterie eine Art Hasardgepräge gab, und daß die Gewinne oft unterhalb des Durchschnitts lagen, der anhand der Preisunterschiede theoretisch kalkuliert wurde. Es darf aber nicht vergessen werden, daß die meisten Fernhandelstransaktionen einen Multiwarencharakter hatten, und zugleich mit Agiotage und Kreditoperationen zusammenhingen. Das bewirkte, daß in der endgültigen Verrechnung, die aus größeren und kleineren Gewinnkombinationen und manchmal auch Verlusten bestand, das Endergebnis – mit wenigen Ausnahmen – für einen geschickten Handelsunternehmer vorteilhaft war.<sup>36</sup>

Von großem Interesse bei der Behandlung des Problems sind die von A. Maćzak zusammengestellten Kalkulationen der Danziger Eigentümer von Waren, die nach Lissabon gebracht werden sollten, jedoch von englischen Kapern in den Jahren von 1587 bis 1590 konfisziert wurden.<sup>37</sup> Selbstverständlich müssen diese Kalkulationen mit Vorsicht behandelt werden, da alle Klagen eine Tendenz zu Übertreibungen aufwiesen. Nichtsdestoweniger ist ihre Konvergenz mit den oben angeführten Forschungsergebnissen erstaunlich. Bei der ersten Kalkulation – des Danziger Kaufmanns Augustin Ehler und seines Sohnes – sollte die Getreidesendung von Danzig nach Lissabon 118% Gewinn im Verhältnis zum Getreidewert und nach Abrechnung der Fracht 41% bringen, auf der Rückreise mit Pfeffer und anderen Waren dagegen nicht ganz 14%; insgesamt sollten aus dem investierten Kapital 20% Gewinn gezogen werden. Die zweite Kalkulation, vom Danziger Kaufmann Hermann Kleinfeld, betrifft 25 Last Weizen, von denen der Kaufmann in Lissabon 146% Gewinn erhoffte, bei Abrechnung der Frachtkosten dagegen lediglich 33,5% erreichte. Die dritte Kalkulation, vom Danziger Kaufmann Bartholomeus Schultz, betrifft 20 Last Weizen und 20 Last Roggen; der Gewinn in Lissabon, aufgrund der Preisdifferenz, sollte 112% und nach Abzug der Ausgaben 44% betragen. Auf dem Rückweg hoffte der Kaufmann, mit Pfeffer und anderen Waren 14% zu verdienen, das gesamte Unternehmen sollte 24% einbringen. Die Übereinstimmung dieser Schätzungen mit unseren Kalkulationen ist beachtenswert.<sup>38</sup> Daraus resultiert, daß der im Danziger Export nach Portugal herausgeschlagene Gewinn 40% des investierten Kapitals ausmachte nach Abzug der Kosten, wogegen die weniger günstigen Transaktionen auf dem Rückweg ca. 20% Gewinn erlaubten. Dadurch finden die oben angeführten Bemerkungen über die geringere Rentabilität des Handels auf der Strecke West-Ost, gegenüber der umgekehrten Richtung, eine Bestätigung. Auch die erhoffte Gewinnrate in den Klagen der Danziger Kaufleute gibt uns zu denken. In einem Artikel über die Handelsprofite in der ersten Hälfte des 17. Jh. habe ich in der Ge-

<sup>35</sup> P. Jeannin, *Preis-Kosten* . . . , S. 504–505.

<sup>36</sup> Der multikomplexe Charakter der Handelstransaktionen ist auch von W. Stark hervorgehoben, siehe: W. Stark, *Zur Frage von Zins und Profit* . . . passim.

<sup>37</sup> A. Maćzak, *Sir Francis Drake's Prussian Prizes*, S. 83.

<sup>38</sup> Ebenda.



winntabelle, auf der Strecke Danzig-Iberische Halbinsel, die billigen Eigenkosten holländischer Frachten in Betracht gezogen, die einem Kaufmann mehr als 100% Profit zu erzielen ermöglichten.<sup>39</sup> Bei größeren Danziger Frachten war jener Gewinn, wie ersichtlich, erheblich reduziert (auf ca. 40%). Das bestätigt eine anhand anderer Daten vorgenommene Schätzung, daß die Danziger Frachtkosten ein- bis dreimal größer waren als die holländischen und auf diese Weise einen großen Teil des Preisunterschiedes und somit auch des kaufmännischen Gewinns verschlangen.<sup>40</sup> So kommen wir wieder auf das Geheimnis der Handelserfolge der Holländer zurück – es war das der technische Stand ihrer Flotte und der billige Transport der Handelsprodukte.

Auch die Höhe der kaufmännischen Profite in den Danziger Handbüchern des Rechnungs- und Buchhaltungswesens aus dem 16. Jh. (W. Sartorius, S. Gammersfelder, E. von Ellenbogen) ist mit unseren Schätzungen konvergent. In seinen Erwägungen über den Wert dieser Angaben stellt A. Maćzak fest, daß sich die Autoren dieser Lehrbücher der Fakten aus der damaligen Wirklichkeit bedient haben und die von ihnen dargestellten fiktiven Transaktionen sich in den Realitätsgrenzen hielten.<sup>41</sup> Es ist also daran zu erinnern, daß in den Handbuchbeispielen die Reise nach dem Westen in der Regel einen höheren Profit als der Warentransport nach dem Osten bringt. Oft kommen die Verluste im Salzhandel vor. Die Kaufleute betreiben neben den Warentransaktionen, mit diesen eng verknüpft, Agiotage und verbinden den Handel mit verschiedenen Kreditoperationen.<sup>42</sup>

Welche Schlüsse lassen sich aus den obigen Betrachtungen ziehen? Erstens scheint es, daß die größten Gewinne in der uns interessierenden Zeit nicht der Handel mit teuren Kolonialwaren brachte, sondern der mit Massenverbrauchsgütern wie Getreide und Hering. Die oben erwähnte geringe Rentabilität des Salzhandels stellt eine spezifische Ausnahme des Danziger Marktes dar. Dieser Markt war in der ersten Hälfte des 17. Jh. mit polnischem Salz gut versorgt, das eine große Konkurrenz für das Überseesalz darstellte.<sup>43</sup> In anderen Ostseehäfen war die Salzeinfuhr – wie Jeannin unterstreicht – ein sehr rentables Geschäft.<sup>44</sup> Die hohe Rentabilität des Massenguthandels, als ein charakteristisches Merkmal des Ostseehandels im 16. und 17. Jh., unterschied ihn vom Handel in den vorangehenden Jahrhunderten, da insbesondere der Luxuswarenhandel rentabel war. Diese Erscheinung hing zweifellos mit der demographischen Entwicklung Europas und dem Zurückbleiben der westeuropäischen Landwirtschaft hinter den Bedürfnissen, die mit der raschen Urbanisierung verbunden waren, zusammen.

Im Bereich der Faktoren, die auf die Preisbildung und die Gewinnhöhe Einfluß

<sup>39</sup> M. Bogucka, *Merchants' Profits . . .*, passim.

<sup>40</sup> M. Bogucka, *Handel zagraniczny . . .*, S. 116.

<sup>41</sup> A. Maćzak, *Sir Francis Drake's Prizes . . .* passim.

<sup>42</sup> Die Texte enthalten in: *Z dziejów rachunkowści w Polsce i w Gdańsku w XVI w.* (Aus der Geschichte des Rechnungswesens in Polen und in Gdańsk im XVI. Jh.), hrsg. von A. Grodek und I. Surma, Warschau 1959.

<sup>43</sup> M. Bogucka, *Le sel sur le marché de Gdańsk . . .*, S. 67–68.

<sup>44</sup> P. Jeannin, *Lübecker Handelsunternehmungen um die Mitte des 16. Jh.*, in: *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde*, 43/1963, S. 44.



hatten sowie deren gegenseitige Relationen, rückten Angebot und Nachfrage an die Spitze. Das Angebot hing mit einer guten Ernte, dem Wasserstand auf den schiffbaren Flüssen, wie auch mit den klimatisch-meteorologischen Faktoren zusammen. Außerdem wirkten sich auch andere Faktoren aus, wie z. B. die bereits erwähnte Höhe der Eigenkosten des Kaufmannes, insbesondere der Frachten (also das Niveau der Technik), was bewirkte, daß beim Transport derselben Waren auf derselben Strecke der Holländer höhere Profite als der Danziger erzielte. Eine nicht geringe Rolle spielte auch die allgemeine politische Situation im gegebenen Raum. Auf den Handel und auf den kaufmännischen Gewinn wirkten sich alle politischen Unruhen im Ostseeraum aus, so z. B. Schließungen des Sunds, die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges, die spanisch-englischen und spanisch-niederländischen Konflikte usw.<sup>45</sup> Sie erhöhten das mit dem Handel verbundene Risiko und brachten oftmals theoretisch Möglichkeiten, durch Spekulation größere Profite herauszuschlagen. Praktisch setzten sie jedoch die Kaufleute beträchtlichen Verlusten aus, u. a. durch Beschlagnahme der Ware, manchmal monatelange Einstellung der Umsätze usw. Von nicht geringer Bedeutung für die Profitgestaltung war auch die Protektions- und Zollpolitik der Staaten. Ihre Resultate lassen sich am Beispiel des Handels Danzig-Iberische Halbinsel verfolgen. Nach anfänglicher (gegen Ende des 16. Jh.) Privilegierung der Danziger erfolgten spanische Verbote für die Ausfuhr von Silber und Münzen und ein Zollanstieg, so daß schon in den ersten Jahren des 17. Jh. sich die Rentabilität des Handels senkte und der Austausch praktisch rasch liquidiert wurde.<sup>46</sup>

Die Vielfalt der die Höhe des kaufmännischen Gewinns bezeichnenden Faktoren bewirkte, daß diesbezügliche Vorhaben sehr oft nicht realisiert wurden. Deshalb drückten nicht nur die gewöhnlichen Gefahren des Seetransports (Stürme, Piraten), denen man im übrigen vom Ende des 16. Jh. schon recht gut dank des Versicherungssystems vorbeugte,<sup>47</sup> sondern vor allem die schnelle Veränderlichkeit in der Marktlage und Konjunktur dem Handel das Gepräge einer Art von Hasard auf. Es nimmt nicht wunder, daß die Kaufleute in dieser Zeit oftmals Riskanten-Abenteurer genannt wurden, wobei diese Bezeichnungen keineswegs pejorativ gemeint war. Die Kehrseite jener Ungewißheit und des Risikos war die häufige Gelegenheit, im Ergebnis einer oder zweier gelungener Transaktionen einen großen Gewinn zu machen. Das hing mit dem spekulativen Charakter des damaligen Handels zusammen, insbesondere im Bereich des Getreidehandels, dank der Möglichkeiten, Korn nach einer guten Ernte oder überhaupt auf dem Halm billig zu kaufen und zu hochgeschraubten Preisen in Hungerszeiten und in Hungergebieten zu verkaufen.<sup>48</sup> Eine zusätzliche Form der Profiterhöhung für die Kaufleute war die auch

<sup>45</sup> Siehe M. Hroch, *Handel und Politik im Ostseeraum während des Dreißigjährigen Krieges*, Prag 1976, S. 41.

<sup>46</sup> M. Bogucka, *Le commerce . . . passim*.

<sup>47</sup> L. A. Boiteaux, *La fortune de mer, le besoin de sécurité, et les débuts de l'assurance maritime*, Paris 1968.

<sup>48</sup> Siehe W. Abel, *Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa*, Hamburg 1974, S. 181 ff.

schon erwähnte Agiotage und die geschickte Ausnutzung der Differenzen in den Währungskursen und Preisen für Geld und Metalle, weiter die Verknüpfung des Handels- mit Kreditoperationen sowie die Ausnutzung der Unterschiede in Maßen und Gewichten, die in den verschiedenen Häfen gebraucht wurden.<sup>49</sup>

In den obigen Betrachtungen habe ich mich lediglich auf den Mechanismus des Entstehens der kaufmännischen Profite und ihrer Höhe konzentriert. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Frage der damit zusammenhängenden Ursachen für die Erringung der Überlegenheit auf der Ostsee durch die Holländer aufgeworfen. Noch einmal auf die Tatsache hinweisend, daß der kaufmännische Profit im Ostseehandel ein reichhaltiger Quell für die Akkumulation des Kapitals war, sollte unterstrichen werden, daß die Resultate dieser Akkumulation nur zu einem sehr bescheidenen Teil in Danzig genutzt wurden. Die Erforschung dieser Tatsache, wie auch die Analyse der Rolle der Gewinnakkumulation im Ostseehandel des 16. und 17. Jh. im Rahmen der europäischen Wirtschaft müßten Gegenstand eigenständiger Studien sein.

---

<sup>49</sup> M. Bogucka, *Handel zagraniczny ...*, S. 150 ff. Dies., *La lettre de change et le crédit dans les échanges entre Gdańsk et Amsterdam dans le première moitié du XVII<sup>e</sup> s.*, in: *Actes du Cinquième Congrès International d'Histoire Economique Leningrad 1970, Moskau 1977, Bd. IV, S. 31-41.*



I. E. KLEINENBERG

Preise, Maße und Profit im hansischen Novgorod-Handel  
im 14. und 15. Jahrhundert

Das Problem des Profits, den die Kaufleute der Hansestädte aus ihrem Rußlandhandel zogen, wurde in den 60er Jahren wieder aktuell. In der Diskussion über die Höhe des Profits wurden Meinungen geäußert, die den traditionellen diametral gegenüberstanden.

Nach den bis dahin üblichen Anschauungen mußte die ursprüngliche Höhe des Profits vom Überseehandel unbedingt sehr hoch sein. Friedrich Engels begründete diese These, indem er darauf hinwies, daß dieser Profit der eines Monopolhandels war, daß die Handelsaktionen jener Zeiten ein sehr hohes Risiko enthielten und deshalb durch eine entsprechend hohe Assekuranzprämie gesichert sein mußten. Er fügt weiter hinzu: „Daß die Profitrate im Durchschnitt sehr hoch war, beweisen auch die damals gültigen sehr hohen Zinsraten, die doch immer im Ganzen niedriger sein mußten als der Prozentsatz des üblichen Handelsgewinns“.<sup>1</sup>

Diese Ansicht wurde von einer Reihe bekannter Gelehrter der ersten Hälfte des 19. Jh. geteilt, darunter von L. K. Goetz. Da ihm keine genauen Angaben über die Ausmaße des Profits der Hansekaufleute zur Verfügung standen, begründete er seine Meinung mit dem Hinweis darauf, daß trotz der Gefahren des langen Seeweges die Hansen mehrere Jahrhunderte hindurch hartnäckig mit ihren Waren Novgorod zustrebten.<sup>2</sup> Zur gleichen Schlußfolgerung kam auch Fr. Rörig, als er versuchte, durch das Studium von Katastern und Besteuerungslisten die Dynamik der Bereicherung derjenigen Lübecker Kaufmannsfamilien festzustellen, die mit Novgorod Handel trieben.<sup>3</sup>

Dieser traditionellen Ansicht steht neuerdings eine neue gegenüber, die von M. P. Lesnikov erstmalig geäußert und propagiert worden ist. Dieser Autor nimmt an, daß der Profit der Hansekaufleute im Novgoroder Handel nicht allzu hoch war, wenn man in Betracht zieht, daß dieser Handel unter den Bedingungen einer feudalen Wirtschaftsform vor sich ging. M. P. Lesnikov meint, daß der Durchschnitts-

---

<sup>1</sup> Fr. Engels, Ergänzung und Nachtrag zum III. Band des Kapitals, in: K. Marx/Fr. Engels, Werke, Bd. 25, Berlin 1964, S. 912.

<sup>2</sup> L. K. Goetz, Deutsch-russische Handelsgeschichte des Mittelalters, Lübeck 1922, S. 352.

<sup>3</sup> Fr. Rörig, Lübecker Familien und Persönlichkeiten, in: Derselbe, Wirtschaftskräfte im Mittelalter. Abhandlungen zur Stadt- und Hansegeschichte, hrsg. von P. Kaegbein, Köln-Graz 1959.

profit vom Verkauf russischer Waren um die Wende des 14. zum 15. Jh. ungefähr 5–6% betrug.<sup>4</sup>

Seine Forschungsergebnisse und Ideen hat M. P. Lesnikov in einer Reihe wissenschaftlicher Artikel dargelegt, die in sowjetischen und deutschen Editionen erschienen sind.<sup>5</sup>

Als Quellenmaterial dienten ihm die bis dahin wenig erforschten Handelsbücher und Briefe solcher bekannten Hansekaufleute wie J. Wittenborg und H. Veckinchusen, sowie die Handelsrechnungen des Deutschen Ordens.<sup>6</sup>

Ein Teil der Aufzeichnungen Hildebrand Veckinchusens wurde von ihm erstmalig veröffentlicht.<sup>7</sup>

Diese Quellen enthalten Materialien zur Geschichte des hansischen und des Ordenshandels aus der zweiten Hälfte des 14. und dem ersten Viertel des 15. Jh. Einige Eintragungen in diesen Dokumenten gestatten es, einzelne Handelstransaktionen vom Anfang bis zum Ende zu verfolgen, vom Kauf der Waren in Novgorod oder in Livland bis zu ihrem Verkauf in Brügge. Diesen Aufzeichnungen kann man auch eine genügende Anzahl von Angaben über die Preise russischer Exportwaren an verschiedenen Punkten längs des hansischen Handelsweges entnehmen. Das in diesen Quellen enthaltene Zahlenmaterial hat M. P. Lesnikov einer genaueren Analyse unterworfen.

Beim Vergleich der Preise für Rauchwerk und Wachs im östlichen Baltikum, in Danzig und in Flandern machte M. P. Lesnikov, wie er selbst schreibt, „eine ganz

<sup>4</sup> М. П. Лесников, Нидерланды и восточная Балтика в начале XV в., Из истории торговых сношений, in: Известия Академии наук СССР, серия истории и философии, т. VIII, 1951, № 5, стр. 458.

<sup>5</sup> Derselbe, Ганзейская торговля пушниной в начале XV в., in: Ученые записки Московского городского пед. ин-та им. В. П. Потёмкина, т. VIII, Кафедра истории средних веков, вып. I, 1948, стр. 61–93, ders., Торговые сношения Великого Новгорода с Тевтонским орденом в конце XIV в. и в начале XV в., in: Исторические записки, 39/1952, стр. 259–278, derselbe, Нидерланды, стр. 451/459, derselbe, Некоторые вопросы балтийско-нидерландской торговли хлебом в конце XIV в. — в начале XV в., in: Средние века, 7/1955, стр. 112/134.

M. P. Lesnikov, Die Handelsbeziehungen Groß-Novgorods mit dem Deutschen Orden, in: Sowjetwissenschaft. Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge, Berlin 1954, S. 859–878; derselbe, Beiträge zur baltisch-niederländischen Handelsgeschichte am Ausgang des 14. Jh. und zu Beginn des 15. Jh., in: WZ Karl-Marx-Universität Leipzig, GSR, 5/1957–1958, S. 613–636; derselbe, Die livländische Kaufmannschaft und ihre Handelsbeziehungen zu Flandern am Anfang des 15. Jh., in: ZfG. 1958/2, S. 285–303; derselbe, Lübeck als Handelsplatz für osteuropäische Waren im 15. Jh., in: HGBll. 78/1960, S. 67–86; derselbe, Der hansische Pelzhandel zu Beginn des 15. Jh., in: Hansische Studien. Heinrich Sproemberg zum 70. Geburtstag, Berlin 1961, S. 219–272 (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte, Bd. 8); derselbe, Lübeck als Handelsplatz für Osteuropawaren im 14. Jh., in: Ebenda, S. 273–292.

<sup>6</sup> Das Handelsbuch von Hermann und Johann Wittenborg, hrsg. von C. Mollwo, Leipzig 1902; Hildebrand Veckinchusen. Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns des 15. Jh., hrsg. von W. Stieda, Leipzig 1922; Die Handelsrechnungen des Deutschen Ordens, hrsg. von C. Sattler, Leipzig 1887.

<sup>7</sup> Торговая книга ганзейского купца начала XV века Гильдебранда фекингузена. Публикация на немецком и русском языках. Вводная статья М. П. Лесникова, in: Исторический архив, 1958/2, стр. 134/153.



unerwartete Beobachtung“, die darin bestand, daß „die Preise in Novgorod für diese wichtigsten Exportwaren sich nur sehr wenig von denen auf den Hauptmärkten der Ostseeküste und in den Niederlanden unterschieden“.<sup>8</sup>

So z. B. waren die Preise in Danzig im Durchschnitt nur um 1,31% höher als in Novgorod, in einzelnen Fällen waren sie gleich oder sogar niedriger.<sup>9</sup> Die zur Kontrolle nach verschiedenen Methoden durchgeführten Berechnungen brachten dasselbe Ergebnis. M. P. Lesnikov mißt dieser Beobachtung eine sehr große Bedeutung bei, denn er geht davon aus, daß „Preise die eigentliche Grundlage bilden, auf der sich die wichtigsten Schlußfolgerungen über den mittelalterlichen Handel aufbauen lassen“.<sup>10</sup>

Diese geringen Preisunterschiede längs des ganzen hansischen Handelsweges müssen als unbestreitbare Tatsache angesehen werden, denn sie stützen sich auf eine genügend große Zahl authentischer Eintragungen in Handelsbüchern jener Zeit. M. P. Lesnikov geht von diesem von ihm entdeckten Sachverhalt aus und zieht den Schluß, daß die Hansen beim Weiterverkauf russischer Exportwaren „gezwungen waren, sich mit einem überaus geringen Profit zu begnügen“.<sup>11</sup> So z. B. betrug der Durchschnittsprofit aus zehn Transaktionen in den Jahren 1416–1417 in Danzig nur 5%, und der Reingewinn eines Ordensschaffers beim Verkauf Novgoroder Waren in Brügge (1398) – 6%.<sup>12</sup>

Die Analyse der im Handelsbuch von J. Wittenborg angeführten Preise ergibt freilich für die Mitte des 14. Jh. eine etwas höhere Profitrate, die zwischen 13 und 22,2% schwankt, aber auch diesen Gewinn hält M. P. Lesnikov für genügend niedrig, um auch ihn, zusätzlich zur Untermauerung seiner These von der – im Vergleich zu den gängigen Vorstellungen – geringen Profitrate der Hansen beim Handel mit russischen Waren heranzuziehen.<sup>13</sup>

In seinem Beitrag in den „Hansischen Geschichtsblättern“ (1960) summiert M. P. Lesnikov seine Beobachtungen und Folgerungen und gibt, auf ihnen fußend, eine allgemeine Bewertung des hansischen Handels um die Wende des 14. zum 15. Jh. Er weist darauf hin, daß die Intensität des Handelsverkehrs, der Preisausgleich in verschiedenen Städten längs des Seeweges, die niedrige Profitrate, der fast überall herrschende Kredit, all das, was uns in den Quellen so deutlich vor Augen tritt, eine Warnung sein sollen, im Handel der Hanse nur das Archaische zu sehen; umgekehrt, diese charakteristischen Züge gestatten uns, den Hansehandel am Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jh. nicht so sehr den vergangenen Jahrhunderten zuzurechnen, sondern den kommenden.<sup>14</sup>

Das Wesentliche in den von M. P. Lesnikov aufgestellten Thesen läßt sich also

<sup>8</sup> М. П. Лесников, Торговые сношения Великого Новгорода с Тевтонским орденом . . ., стр. 276/277.

<sup>9</sup> Ebenda.

<sup>10</sup> Ders., Ганзейская торговля пушиной, стр. 84.

<sup>11</sup> Ders., Торговые сношения Великого Новгорода с Тевтонским орденом, стр. 278.

<sup>12</sup> Ders., Нидерланды, стр. 458.

<sup>13</sup> Ders., Lübeck als Handelsplatz für Osteuropawaren, S. 290.

<sup>14</sup> Ders., Lübeck als Handelsplatz für osteuropäische Waren, S. 80.

in folgender Weise kurz formulieren: 1. Der Profit der Hansekaufleute beim Handel mit russischen Waren war sehr gering und 2. Die Formen des hansischen Handels um die Wende vom 14. zum 15. Jh. können nicht als archaisch bezeichnet werden, denn unter ihnen überwogen schon die Keime zukünftiger progressiver Formen des Warenaustausches, die ihre endgültige Entwicklung erst im Zeitalter des Kapitalismus fanden.

Die Auffassungen von M. P. Lesnikov sind in letzter Zeit weit bekannt geworden und haben sowohl Anhänger als auch Gegner gefunden. Von einigen französischen Forschern wurden sie angenommen.<sup>15</sup> K. Fritze bestreitet nicht die Resultate der Berechnungen M. P. Lesnikovs, meint aber, daß die niedrige Gewinnrate nicht für den ganzen Bereich der Handelstätigkeit der Hanse typisch ist.<sup>16</sup> Eine analoge Stellung nahm auch der polnische Forscher M. Małowist ein.<sup>17</sup> Ein überzeugter Gegner der These eines bescheidenen Profits beim Rußlandhandel der Hansen war der sowjetische Historiker, Akademie-Mitglied M. N. Tichomirov. In seiner postum veröffentlichten Pariser Vortragsreihe behandelte er die neue Konzeption und äußerte seine eigene Meinung darüber: „Wahrscheinlich haftet diesen Berechnungen ... ein Mangel an. Ich bin vorläufig außerstande, durch eine spezielle Untersuchung diesen Mangel aufzudecken, aber ich halte es für notwendig, auf ihn hinzuweisen“.<sup>18</sup>

Der vorliegende Artikel ist ein Beitrag zur Diskussion um den Profit der Hansen bei ihrem Rußlandhandel und soll, wenn auch nur teilweise, den Mangel beheben, von dem M. N. Tichomirov sprach. Es soll gezeigt werden, daß die unbestreitbare Tatsache des geringen Unterschiedes der Preise in den Städten längs des Seeweges Flandern – Novgorod nicht unbedingt als ein progressives Moment im Hansehandel betrachtet werden muß, sondern umgekehrt sich als eine Erscheinung erklären läßt, die vollständig der feudalen Wirtschaftsform entspricht und nichts mit dem Ausgleich der Preise beim Kapitalismus gemein hat, daß die Preis- und Profitbildung im baltischen Handel während der Blütezeit der Hanse (14.–15. Jh.) in hohem Grade noch typisch feudal waren und daß es deshalb unmöglich ist, den Handelsgewinn jener Periode durch einfache Subtraktion des Einkaufspreises und der Transportkosten aus dem Verkaufspreis zu berechnen.

Wir gehen dabei von der allgemein anerkannten Tatsache aus, daß die feudale Gesellschaft mit vorwiegender Naturalwirtschaft die Forderung nach stabilen, sog. „gerechten“ Preisen aufstellte. Die religiöse Ideologie unterstützte die Anschauung, daß es unethisch sei, eine Ware teurer zu verkaufen, als man sie gekauft habe. Daher war es der aufkommenden Kaufmannschaft, die den Handel als Beruf betrieb,

<sup>15</sup> А. Л. Хорошкевич, Русский город XI—XVI в современной буржуазной науке, in: Критика буржуазных концепций истории периода феодализма, Москва 1962, стр. 125.

<sup>16</sup> K. Fritze, Tendenzen der Stagnation in der Entwicklung der Hanse nach 1370, in: WZ Greifswald, GSR, 1963/5–6, S. 521–524.

<sup>17</sup> M. Małowist, Uwagi o roli kapitalu kupieckiego w Europie wschodniej w późnym średniowieczu, in: Przegląd Historyczny. 1965/2, S. 227.

<sup>18</sup> М. Н. Тихомиров, Средневековая Россия на международных путях (XIV—XV вв.) Москва 1966, стр. 97.



anfangs sehr schwer, die gesellschaftliche Anerkennung ihrer spezifischen Bereicherungsmethoden auf Kosten der Käufer und Konsumenten zu erlangen.

Gerade in dieser Zeit entstanden im katholischen Westen verschiedene Verfahrensweisen, die den eigentlichen Ursprung und das Wesen des Handelsprofits und des Kreditzinses verschleiern sollten. Die öffentliche Meinung hielt die traditionellen festen Preise für etwas heiliges und unveränderliches, die Kaufleute dagegen konnten ohne Profit nicht existieren. Deshalb wurde nach solchen Formen des Profits gesucht, die den Augenschein erzeugen sollten, daß der Gewinn von der Handelstätigkeit gering ist und nicht auf dem Unterschied der Preise beim Einkauf und Weiterverkauf beruht.

In einer solchen Situation und mit der genannten Zielsetzung entstand das System, das als Stabilisierung der Preise durch Änderung der Maßeinheiten bezeichnet werden kann.

Ein typisches Beispiel einer solchen Praxis führt K. Th. v. Inama-Sternegg bei der Beschreibung des mittelalterlichen Weinhandels in einigen Regionen Deutschlands an. In den Zentren solcher Weinbau treibenden Gebiete wurden für im Weinhandel gebräuchliche Maßeinheiten (z. B. Faß, Flasche, Krug u. ä.) stabile „gerechte“ Preise festgesetzt. Sie galten als obligatorisch, sowohl in den Wein produzierenden Zentren als auch in den Randgebieten, wohin der Wein ausgeführt wurde. Um dabei den „gerechten Preis“ aufrechtzuerhalten und gleichzeitig die Transportkosten zu decken sowie einen Profit dem Ausschank treibenden Gastwirt zu garantieren, wurden die Größen der Maßeinheiten geändert. Ihre Bezeichnungen blieben dieselben, aber der Inhalt eines Fasses, einer Flasche usw. verminderte sich im Verhältnis zur wachsenden Entfernung vom Ort der Herstellung.<sup>19</sup> Das war also der Ausweg, den man gefunden hatte, um der ethischen Forderung nach einem unveränderlichen „gerechten“ Preis gerecht zu werden, ohne dabei den Händler zu benachteiligen. Einen entsprechenden Modus im Weinhandel kann man auch in anderen Ländern feststellen, so z. B. in Aragon, wo vorgeschrieben wurde, daß die Gastwirte in den Städten den Wein zu demselben Preise ausschenken sollten, zu dem sie ihn in ländlichen Gegenden gekauft hatten.<sup>20</sup> Praktisch war das nur mit Hilfe einer Verkleinerung des Volumens der Ausschankmaße möglich.

Da die städtischen Magistrate nicht imstande waren, die Kornpreise zu reglementieren, so konnten sie feste Preise nur für Backwaren festsetzen, die von den zur Bürgerschaft gehörenden Bäckermeistern hergestellt wurden. Als Beispiel einer solchen Brotpreisstabilisierung kann die Taxe dienen, die vom Revaler Rat um 1380 herausgegeben worden war. In dieser Verordnung waren feste Preise für Weizen- und Roggenbrot vorgeschrieben. Da aber die Bäcker gezwungen waren, Getreide und Mehl nach veränderlichen Preisen zu kaufen, deren Höhe von der Güte der Ernte und vom Willen der Grundherren abhing, so war in der Taxe ein festes Verhältnis zwischen dem Getreidepreis und dem Gewicht der Backwaren, die zu dem

<sup>19</sup> K. Th. von Inama-Sternegg, *Deutsche Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 3, Leipzig 1901, S. 359–361.

<sup>20</sup> И. М. Кулишер, *Эволюция прибыли с капитала в связи с развитием промышленности и торговли в Западной Европе*, т. I, С. Петербург 1906, стр. 380.

dekretierten „gerechten“ Preis verkauft werden sollten, fixiert. Sobald der Roggen um 3 lübische Mark teurer wurde, sollte der Brotlaib um ein Viertel seines ursprünglichen Gewichts leichter werden; sobald der Weizenpreis um eine Mark stieg, wurde das Gewicht der Weißbrote um 3 Lot geringer.<sup>21</sup>

Eine analoge Handlungsweise ist auch in anderen Ländern belegt.<sup>22</sup> Als ein Relikt konnten solche Systeme einer künstlichen Preisstabilisierung sehr lange im Gebrauch bleiben. Noch im 17. Jh., wie J. Savary schreibt, kauften Zwischenhändler in Frankreich bei den Bauern landwirtschaftliche Erzeugnisse zu denselben Preisen, zu denen sie dieselben an Großkaufleute weiter absetzen.

Der Gewinn bei einer solchen Transaktion bestand im „Übergewicht“, das dem Käufer beim Wiegen der Produkte von den Bauern zugestanden wurde.<sup>23</sup>

In Schweden hatte am Anfang des 17. Jh. ein Schiffpfund Eisen laut Gesetz denselben Preis sowohl im Innern des Landes, wo es ausgeschmolzen wurde, als auch in den Hafenstädten, aus denen man es exportierte. Nur war das Schiffpfund am Meeresufer um zwei Liespfund (= 16 kg) leichter als am Ort der Gewinnung des Eisens. Diese Gewichtsdivergenz sollte die Transportkosten kompensieren. Beim Kupfer finden wir dasselbe Prinzip angewendet, nur war in diesem Fall der Gewichtsunterschied geringer, da Kupfer ungefähr siebenmal teurer war als Eisen, die Transportkosten jedoch die gleichen. Der Größenunterschied bei den Gewichten und Maßen in Schweden und Finnland im 16. Jh. besaß nach der Meinung skandinavischer Metrologen denselben Charakter.<sup>24</sup> Auch die Diskrepanz gleichnamiger Gewichtsgrößen bei den Schalenwaagen der Großkaufleute und den Pundern (Besmern) der Detailhändler im mittelalterlichen Schweden kann auf diese Weise erklärt werden. In beiden Arten des Handels waren die Preise gleich, aber der Kleinhändler erhielt doch seinen verdienten Profit, denn die von ihm verwendeten Gewichtseinheiten waren leichter als die der Großkaufleute.<sup>25</sup>

Nach demselben Prinzip war auch das System der Getreidemaße in den preußischen Gebieten des Deutschen Ordens aufgebaut. Bei gleichem Preis verringerte sich dort das Volumen der Maße im Verhältnis zur Entfernung der binnenländischen Ortschaften, wo das Getreide geerntet wurde, von den Seestädten.<sup>26</sup>

Im russisch-livländischen Handel finden wir ein Beispiel der Verwendung dieses Prinzips in den Riga – Polozker Handelsverträgen des 14. und 15. Jh. Schon im Vertrag aus der ersten Hälfte des 14. Jh. war festgesetzt worden, daß das Schiffpfund Wachs, wenn es von einem Rigaer Kaufmann in Polozk gekauft wurde, ein halbes Liespfund schwerer sein sollte als in Riga. Eine gleiche Bestimmung befindet

<sup>21</sup> Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch, Bd. 3, Reval 1857, Nr. 1160.

<sup>22</sup> И. М. Кулишер, Эволюция прибыли, т. I, стр. 385/386.

<sup>23</sup> J. Savary, Le parfait négociant, t. I/1, Paris 1721, S. 56. – Beim Abwiegen mit „Übergewicht“ galt das Wiegen nicht dann als beendet, wenn sich ein Gleichgewicht zwischen der Schale mit der Ware und derjenigen mit den Gewichten einstellte, sondern erst dann, wenn die Zunge der Waage sich zur Schale mit den zu kaufenden Produkten neigte.

<sup>24</sup> S. O. Jansson, Mat, mal och vikt i Sverige till 1500-talet, in: Nordisk kultur, Bd. XXX, Stockholm 1936, S. 10.

<sup>25</sup> Ebenda.

<sup>26</sup> J. G. Krünitz, Ökonomisch-technologische Encyclopädie, Bd. 45, Berlin 1789, S. 674.



sich im Kopussa-Vertrag (1406) für Silber, eine der Hauptwaren, die die Rigaer Kaufleute nach Polozk brachten und dort gegen Wachs austauschten. Ein Stück Silber (Silberbarren von bestimmtem Gewicht) sollte in Polozk um einen halben Solotnik leichter sein als in Riga.<sup>27</sup> Es ist klar, daß diese Gewichtsunterschiede den Profit des Kaufmanns darstellten, der die betreffende Ware längs dem Düna-Handelsweg führte, was von einem ursprünglich geringen Unterschied der Preise für diese Waren an den Enden dieser Handelsroute spricht.

Die Handelsverträge Groß-Novgorods mit der Hanse und mit Livland enthalten keine solche Vereinbarungen, aber der Sachverhalt war derselbe, nur daß er nicht durch Vertragsartikel gesichert wurde, sondern durch Jahrhunderte alte Tradition geheiligt war. Eine Last Salz z. B. enthielt in Reval 15 Säcke, aber in Novgorod rechneten die Hansen für eine Last bloß 12 Säcke. Als Honiglast galten in Reval 13 Faß, in Novgorod dagegen nur 12.<sup>28</sup>

Noch beträchtlicher war der Unterschied in der Größe der Gewichtseinheiten für Wachs, das von den Hansen aus Novgorod ausgeführt wurde. So ist bekannt, das um 1400 ein Schiffpfund Wachs in Novgorod zu 480 Pfund gerechnet wurde,<sup>29</sup> in Livland zu 400 Pfund,<sup>30</sup> in Lübeck aber verkauften die Novgorodfahrer das Wachs nach Schiffpfunden, die bloß 320 Pfund wogen.<sup>31</sup> Vier Schiffpfund Wachs, die in Novgorod oder Dorpat von der Waage gekauft worden waren, wogen in Preußen schon fünf Schiffpfund.<sup>32</sup>

Dieselbe Erscheinung beobachten wir auch beim Tuchhandel der Hansen. Die teuersten Sorten dieser nach Novgorod importierten Ware wurden in Flandern hergestellt. Wenn wir nun die Größe der Ellenmaße längs des baltischen Handelsweges vergleichen, so sehen wir, daß die Ellen im Verhältnis zur Entfernung von den Nordseegestaden immer kürzer wurden. Die in den Niederlanden gebräuchlichen besaßen eine Länge, die zwischen 669 mm und 730 mm schwankte.<sup>33</sup> Die lübische Elle war bekanntlich 57,52 cm lang, die Rigaer 53,75 cm und die Novgoroder Tuchelle des heiligen Johannes nach den Berechnungen von B. A. Rybakov hatte nur die Länge von 44,1 cm.<sup>34</sup>

Wenn wir diese metrologischen Tatsachen mit dem von M. P. Lesnikov festgestell-

<sup>27</sup> Русско-ливонские акты, ges. von К. Э. Напьерский, hrsg. von Археографической комиссией, С. Петербург 1868, № 74 (1330), № 160 (1406).

<sup>28</sup> Н. А. Казакова, Из истории сношений Новгорода с Ганзой в первой половине XV в., in: Исторические записки. 28/1947, стр. 119.

<sup>29</sup> „Item czu Grossen Nawgarden machen 24 lysspfund 1 Schiffspfund und 20 marcspfund machen do 1 lysspfund“, vgl. Handelsrechnungen des Deutschen Ordens, S. 173.

<sup>30</sup> Я. К. Земзарис, Метрология Латвии в период феодальной паздроого бленности т развитго феодализма (XII—XVI), in: Проблемы источниковедения. 4/1955, стр. 213.

<sup>31</sup> К. Кoppmann, Das Gewichtsverhältnis zwischen Thorn, Flandern und Lübeck, in: HGBll. 1893, S. 117.

<sup>32</sup> Vgl. Handelsrechnungen des Deutschen Ordens, S. 173.

<sup>33</sup> К. М. С. Zevenboom, Theorie over de ontwikkelin van de nederlands voeten ellenmaten, Amsterdam 1964, S. 10, 12, 15, 48.

<sup>34</sup> Б. А. Рыбакова, Мерило новгородского зодчего XIII в., Памятники культуры. Новые открытия. Ежегодник 1974, стр. 206/207.

ten Ausgleich und der Stabilität der Preise im Bereich des Hansehandels<sup>35</sup> vergleichen, so kann man den Schluß ziehen, daß diese zwei Erscheinungen miteinander eng verbunden sind und einer bestimmten Gesetzmäßigkeit entsprechen. Wir haben es also mit Preisen zu tun, deren Bildung spezifisch mittelalterlich ist, d. h. ihre Stabilität beruht auf der Mobilität der Größe der entsprechenden Maßeinheiten. Die von M. P. Lesnikov analysierten Preise sind Abarten typischer „gerechter“ Preise, die dem Überseehandel angepaßt waren. Sie gestatteten dem Kaufmann, die Transportkosten und andere Auslagen zu decken, und wiesen nur einen bescheidenen Aufschlag auf, der offiziell bestimmt war, um dem Kaufmann und seiner Familie einen standesgemäßen Lebensunterhalt zu sichern. Alle Gesellschaftsschichten, in denen sich der Kaufmann bewegte, hatten ein wachsames Auge darauf, daß dieser sichtbare Preisaufschlag nicht das Niveau überschritt, das der gesellschaftlichen Stellung des Kaufmanns entsprach. Besonders strenge Richter in solchen Fragen waren seine Berufsgenossen. Engels weist auf das bewußte und vorsätzliche Bestreben der mittelalterlichen Kaufleute hin, daß die Profitrate beim Handel für alle Teilnehmer einer Gemeinschaft gleich sei.<sup>36</sup>

Bei der Preisbildung nach dem Prinzip „stabiler Preis, bedingt durch Mobilität der Größen der Maßeinheiten“ wird der Gewinn des Kaufmanns nicht vollständig sichtbar als Differenz zwischen dem Einkaufs- und Verkaufspreis der Waren. Deshalb können die Preise beim Rußlandhandel der Hanse im 14. und 15. Jh., die, wie wir gesehen haben, ihrer Bildungsweise nach einen spezifisch feudalen Charakter hatten, nicht unmittelbar zur Bestimmung des Profits der Hansen verwendet werden.

Den Preisausgleich an den Enden des West-Ost-Handelswegs der Hansen darf man auch nicht als eine progressive Erscheinung betrachten, wie es M. P. Lesnikov tut, der darin einen Keim zukünftiger fortgeschrittener Handelsformen sieht. Wie wir dargelegt haben, war die Stabilisierung der Preise beim Hansehandel durch ein System der Preisbildung bedingt, das der feudalen Wirtschaftsform und Ideologie entsprach, während der Preisausgleich bei höher entwickelten Handelsformen ganz andere Ursachen hat.

Die Hauptquelle des Profits eines Kaufmanns im Feudalismus war ein Teil der Naturalrente der Grundherren, den die Kaufleute sich aneigneten, indem sie deren Produkte aufkauften und weiterverkauften. Als zweite Profitquelle kann der Teil des Wertes jener Waren angesehen werden, die der Händler bei den unmittelbaren Erzeugern für Preise erwarb, deren Betrag unter dem des Wertes lag. In beiden Fällen war der Gewinn also durch nichtäquivalenten Austausch bedingt.

<sup>35</sup> Nur einmal – 1393/1394 – hat M. P. Lesnikov eine beträchtliche Preissenkung sowohl bei russischen Waren als auch beim flandrischen Tuch um durchschnittlich 30% festgestellt, vgl. М. П. Лесников, Некоторые вопросы бальтийско-нидерландской торговли, стр. 132. Aller Wahrscheinlichkeit nach war diese Preissenkung jedoch nicht durch die Marktkonjunktur verursacht, sondern hatte ihren Grund in der Geldreform, die in Flandern 1390 durchgeführt worden war. Der Silbergehalt des Groten war von 0,81 g bis auf 1,07 g erhöht worden, d. h. entsprechend der beobachteten Preissenkung. Vgl. R. de Roover Money, banking and credit in mediaeval Bruges, Cambridge (Mass.) 1948, S. 225.

<sup>36</sup> Fr. Engels, Ergänzung und Nachtrag, S. 37.



Der Profit hansischer Kaufleute des 14. und 15. Jh. stellte sicher keine Ausnahme dar. Er mußte genug hoch sein, um den Kaufmann zu seiner viel Risiko enthaltenden Tätigkeit anzuspornen. Fritz Rörig hält es für sicher, daß der Reichtum der lübischen Patrizierfamilien hauptsächlich dem überseeischen Transithandel entsprang. Allerdings waren die Großkaufleute in der Regel bestrebt, für ihre durch Handel erworbenen Geldmittel das Recht auf eine Grundrente zu erwerben, da sie eine ehrenvollere und bequemere Einnahmequelle darstellte.<sup>37</sup> Dieselbe Tendenz hat auch G. Samsonovicz in seinem Werk über das Kaufmannskapital in Danzig festgestellt.<sup>38</sup>

Es entsteht nun die Frage: Warum sind diese großen Handelsgewinne nicht in den Rechnungsbüchern der Wittenborg und Veckinchusen fixiert? Wir nehmen an, daß die Ursache dieser Erscheinung darin liegt, daß nicht alle Komponenten, die in ihrer Summe den Profit von den Transaktionen der Kaufleute bildeten, ihren Niederschlag in den Büchern fanden. Das System der ökonomischen und ethischen Anschauungen der Gesellschaft, in der die Hansen lebten und wirkten, zwang sie, die wirkliche Größe ihres Handelsgewinns zu verheimlichen. Der Hansekaufmann durfte nicht offen eingestehen, daß das Grundgesetz seiner Tätigkeit „billig zu kaufen, um teuer zu verkaufen“ lautete. Vor Gott und seinen Mitbürgern (Nichtkaufleuten) kaufte und verkaufte er seine Waren für einen „gerechten“ Preis, der nur einen unbedeutenden erlaubten als Entlohnung angesehenen Aufschlag einschloß. Giovanni Morelli, ein florentinischer Tuchhändler um die Wende des 14. zum 15. Jh., äußert sich sehr aufrichtig in seinen Memoiren über die Methoden, die Kaufleute anwenden mußten, um ihre Gewinne und die wirklichen Ausmaße ihrer Kapitalien vor den kommunalen Behörden und ihren Mitbürgern zu kaschieren.<sup>39</sup> Auf diese Weise konnten sich die Kaufleute auch erlauben, mit geringeren Summen an Besteuerungen, kirchlichen Kollekten, Kontributionen u. ä. teilzunehmen. Darum sind wir der Meinung, daß in den Handelsbüchern der Hansen nur jener Teil ihres Profits fixiert wurde, den die Kaufleute weder vor ihrem religiösen Gewissen noch vor ihren Mitbürgern verbergen wollten und auch nicht konnten, nämlich den Gewinn, den sie in Form von Geld erhielten. Der Gewinn aber, der im Überschuß an Waren bestand, wurde höchst wahrscheinlich in die Bücher nicht als solcher eingetragen.

Dieser Gewinn in Form von Waren hatte eine Größe, die man nicht übersehen kann. Die hansischen Kaufleute waren ja trotz der bestehenden religiösen und gesellschaftlichen Einschränkungen bestrebt, einen möglichst hohen Profit zu erhalten, und das zwang sie nach folgendem Prinzip zu handeln: möglichst viel Waren zu einem „gerechten“ Preis anzukaufen und möglichst wenig von diesen Waren zum

<sup>37</sup> Fr. Rörig, Lübecker Familien und Persönlichkeiten, S. 140.

<sup>38</sup> H. Samsonowicz, Untersuchungen über das Danziger Bürgerkapital in der zweiten Hälfte des 15. Jh., Weimar 1969, S. 120 ff. (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte, Bd. 8).

<sup>39</sup> „Zeige immer durch Wort und Tat, daß du nur die Hälfte dessen besitzt, was du in Wirklichkeit hast“. Wenn du Tausend Florin verdient hast, so nenne nur fünfhundert. Besitzt du 10 000, sollen deine Pferde, Kleidung und Dienerschaft so sein wie bei einem Menschen, der nur 5000 hat.“ Deine Lügen sollen wie Wahrheit klingen, damit man ihnen glaubt und dich nicht für einen Lügner hält“. Vgl. Г. М. Баткин, этуго о Джованни Морелли, in Ви. 1962/12, S. 95.

selben Preis zu verkaufen. Der infolge solcher Transaktionen in den Händen des Kaufmanns angesammelte Überschuß an Ware konnte ausgesondert und für sich allein verkauft werden und bildete den zweiten, sehr wesentlichen Teil des Profits, der für Gott und für Nichteingeweihte verborgen sein sollte. Die Berufsgenossen des Kaufmanns gönnten ihm diesen Teil des Profits, denn sie selbst bereicherten sich auf dieselbe Art und Weise. Der Erhaltung dieses nicht in die Augen fallenden Teils des Gesamtgewinns diente das oben besprochene System der Maßeinheiten längs der Handelswege. Dieses System gestattete den Kaufleuten 20% vom Wachs, das sie aus Novgorod nach Lübeck brachten, als Gewinn zu betrachten, wenn man in Betracht zieht, daß ein Pfund in Novgorod zu 400 g gerechnet wurde und ein Schiffpfund dort laut Angaben in den Handelsrechnungen des Deutschen Ordens 480 solche Pfunde enthielt, während in Lübeck nach K. Koppmann ein Schiffpfund gleich 320 Pfund zu 477 g war.<sup>40</sup> Folglich mußte ein Kaufmann, indem er in Novgorod ein Schiffpfund von 192 kg Wachs gekauft hatte und in Lübeck davon als ein Schiffpfund nur 152,64 kg verkaufte, außer dem „gerechten“ Preis noch zusätzlich 40 kg Wachs in seine Hände bekommen. M. P. Lesnikov erwähnt noch die Existenz eines Schiffpfundes von 280 lübischen Pfunden.<sup>41</sup> Wenn man letztere Größenangabe in Betracht zieht, so wird der Überschuß an Wachs, der im Speicher des Kaufmanns als Profit zurückblieb, bedeutend größer.

Wir halten es für möglich, daß dieser Teil an Naturalgewinn nicht immer sofort nach der Transaktion gebucht wurde, denn er schied aus dem Verkauf aus, gelangte ins Lagerhaus, wo er unbestimmte Zeit aufbewahrt werden konnte, bis er mit andern solchen Warenmengen realisiert wurde. Dies war aber schon ein neues Geschäft, das apart gebucht wurde.

Aber damit sind noch nicht alle Möglichkeiten aufgezählt, die es gestatteten, einen zusätzlichen, kaschierten Handelsprofit zu erhalten. Es existierte ein dritter Bestandteil des Gesamtgewinns, der allerdings nicht so genau bestimmt war wie die oben genannten zwei. Diese Gewinnmöglichkeit war von der Tradition geheiligt, von den ungeschriebenen Handelsbräuchen, die immer eine so große Rolle beim Verkehr der Hansen mit den Novgorodern gespielt hatten. Wir verstehen darunter die Warenmengen, die in der Regel die Handelskaufleute von den russischen zusätzlich zur bezahlten Warenmenge forderten und auch erhielten.

Die Größe dieser Gratiszugabe, der „upgift“, hing von der geschäftlichen Tüchtigkeit des Kaufmanns ab, von seiner Beharrlichkeit beim Dingen. N. A. Kasakova beschreibt anschaulich den Kampf, den Novgorod im 15. Jh. gegen solche archaischen Bräuche der Hansen führte. Zum Beispiel hielten die Hansen, wenn sie Wachs kauften, es für ihr Recht, von den Wachsböden große Stücke „abzuklopfen“, um die Qualität des Wachses auch im Innern des Bodens zu prüfen. Diese abgeklopfen Wachsstücke gingen ungewogen in den Besitz des Käufers über und wurden nicht in

<sup>40</sup> Siehe die Tabelle mit Angaben über das lübische Pfund am Ende des Mittelalters bei E. Wachsinski, Währung, Preisentwicklung und Kaufkraft des Geldes in Schleswig-Holstein von 1226 bis 1864, Neumünster 1952, S. 20.

<sup>41</sup> M. P. Lesnikov, Lübeck als Handelsplatz für osteuropäische Waren, S. 77 Anm. 36.



den Kaufpreis eingeschlossen. Auch beim Einkauf von Pelzwerk forderten und erhielten die Hansen bedeutende „upgifte“.

Im Jahre 1436 schlugen die Novgoroder vor, das Ausmaß solcher „upgifte“ vertraglich festzusetzen, was aber seitens der Hanse abgelehnt wurde.<sup>42</sup> Die Ursache ist leicht zu verstehen. Die „upgifte“ waren ja eine von der Gesellschaft nicht limitierte Einnahmequelle, deren Einschränkung zu einer merklichen Verminderung der Höhe des Profits führen würde.<sup>43</sup> Wir halten es auch für möglich, daß der Novgorod-Hansemarkt auf Veränderungen der Nachfrage und des Angebotes nicht so sehr durch Steigen und Fallen der Nominalpreise reagierte wie durch die „upgifte“, d. h. durch Änderung der Warenmenge, die für ein und denselben Tauschpreis veräußert wurde.

Zu den Methoden, die es ermöglichten, zusätzliche Warenmengen zu erhalten, die nicht in den offiziell festgesetzten Maßeinheiten ausgedrückt wurden, gehört auch das Wiegen mit einem „Übergewicht“ zu Gunsten des Käufers. Die Beibehaltung dieser Art eines ungenauen Wiegens wurde immer von den Hansen bei Verhandlungen gefordert, während die Novgoroder genaues Wiegen einzuführen versuchten.<sup>44</sup> Da die beim Abwiegen von Wachs verwendeten Schalenwaagen das Abwiegen von einer halben Tonne (500 kg) auf einmal gestatteten, so kann man sich vorstellen, daß das Übergewicht dem Hansekaufmann auch eine gewisse Menge unbezahlten Wachses in die Hände lieferte. Er brauchte auch nicht zu befürchten, dieselbe Menge Wachs beim Verkauf in Flandern zu verlieren, denn dort war das Wiegen mit Übergewicht noch im 13. Jh. verboten worden, und statutengemäß war in Brügge nur das genaue Wiegen erlaubt.<sup>45</sup>

Die auf solche Weise („upgift“, Übergewicht) erhaltenen Warenmengen wurden aller Wahrscheinlichkeit nach nicht sofort in die Handelsbücher eingetragen. Sie erscheinen auf den Seiten der Bücher erst dann, wenn aus ihnen eine neue Warenpartie gebildet wurde, die für sich verkauft wurde. Für diese Annahme spricht, daß M. P. Lesnikov bei der Analyse der Eintragungen über den Verkauf von Wachs und Pelzwerk in den Büchern von J. Wittenborg oft nicht feststellen konnte, wann und wo diese Warenposten angekauft worden waren. Manchmal ist in den Büchern der Ankauf von Silber notiert, der in keine Verbindung mit den anderen gleichzeitig eingetragenen Transaktionen gebracht werden kann.<sup>46</sup> Wir nehmen an, daß diese

<sup>42</sup> Н. А. Казакова, Из истории сношений Новгорода с Ганзой в первой половине XV в., стр. 115, 129.

<sup>43</sup> „Zugaben“ zu den traditionellen Preisen forderten und erhielten die Hansen auch beim Tuchhandel. Die hier angeführte Urkunde, für deren Auffindung ich Dr. A. L. Choroškevič meinen Dank ausspreche, zeugt davon, daß die „upgift“ zu einem Terling Tuch von einem halben Liespfund bis zu einem Liespfund Wachs betrug: „... id hedde wol vor unssen tiiden geweest, dat men up werck edder up was upgifte nam, all hebbe wii up een terlink laken eyn half lispunt edder eyn lispunt uppekregen . . .“, vgl. Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch, Bd. 12, Riga-Moskau 1910, Nr. 621 zum 13. Dezember 1468.

<sup>44</sup> In einem Brief an Novgorod vom 15. Juni 1476 protestierten die Hansen gegen das in Novgorod gesetzlich eingeführte Wiegen, bei dem „men de tunghe in der waghe nicht dorch den klaven tom gude stan let, so oldinges wontlik ist gewest“, vgl. Hanzerezesse II, Bd. 3, Nr. 362.

<sup>45</sup> Hanzerezesse I, Bd. 1, Nr. 24: Waageordnung für Brügge vom 13. August 1282.

<sup>46</sup> M. P. Lesnikov, Lübeck als Handelsplatz für Osteuropawaren, S. 276.

Warenmengen, deren Herkunft sich nicht feststellen läßt, ein Teil des in natura erhaltenen Profits des Kaufmanns sind. Indem er diesen Warenüberschuß realisierte, erhielt er die Mittel, um zusätzlich Silber anzukaufen.

Endlich existierte noch eine nicht unwesentliche Verfahrensweise, die es dem mittelalterlichen Kaufmann gestattete, seinen Gewinn zu steigern, ohne daß es aus seinen Handelsbüchern ersichtlich geworden wäre. K. Marx weist darauf hin, daß in der vorkapitalistischen Periode ein großer Teil des Handelsprofits der Übervorteilung und Prellerei entspringt.<sup>47</sup> Auch die Hansekaufleute ließen diese Profitquelle bei ihrem Novgorodhandel nicht außer Acht. Die den Hansehandel betreffenden Urkundenpublikationen enthalten eine große Menge von Dokumenten, in denen von Klagen der Novgoroder über unfaire Handlungsweise der deutschen Kaufleute die Rede ist.

Wir erfahren daraus, daß beim Verkauf von Tuch die Laken nicht die garantierte Länge besaßen, die Honigtonnen nicht voll waren, ebenso die Salzsäcke nicht das deklarierte Gewicht aufwiesen, der Hering nur in den oberen Reihen im Faß guter Qualität war u. ä.<sup>48</sup> Betrug und List gegenüber seinem Handelspartner, wenn derselbe einer anderen Vereinigung oder Nation angehörte, war dem mittelalterlichen Kaufmann von seiner Moral nicht verboten.

Wir wollen nicht behaupten, daß das oben beschriebene archaische System des Handelsprofits das einzige war, das die Hansekaufleute gebrauchten. In der großen Region des Hansehandels konnten die verschiedensten Traditionen und Bräuche nebeneinander existieren, die durch die geographische Lage des Marktes, der Art der Ware u. ä. bedingt waren. Der Aufkauf von Wachs und Pelzwerk im Ostbaltikum gehörte zu den ältesten Tätigkeitszweigen der Hansen und deshalb hatten sich gerade hier besonders archaische Traditionen erhalten. Die Hanse versuchte aus allen Kräften diese für sie vorteilhaften Handelsformen in ihrem Kaufhof in Novgorod aufrechtzuerhalten. Nur in den letzten 20 Jahren des 15. Jh. nach der Einverleibung Novgorods in den Russischen Einheitsstaat wurden die archaischesten Handelsbräuche durch die großfürstliche Regierung abgeschafft, wozu das Abklopfen von Wachs, der Verkauf von Salz sackweise ungewogen u. ä. gehörten.<sup>49</sup>

Die Untersuchung der traditionellen Formen, die im Handel der Hanse mit Novgorod in der zweiten Hälfte des 14. Jh. und im 15. Jh. vorherrschten, erlaubt uns folgende Schlüsse zu ziehen:

1. Längs dem Handelswege West-Ost wirkte in der genannten Zeit das Prinzip der Verminderung der Größe gleichnamiger Maßeinheiten im Verhältnis zur Entfernung des Marktes vom Herstellungsort der Ware.

<sup>47</sup> K. Marx, *Das Kapital*, Bd. III, in: K. Marx/F. Engels, *Werke*, Bd. 25, Berlin 1964, S. 343.

<sup>48</sup> Н. А. Казакова, *Из истории сношений Новгорода с Ганзой в первой половине XV в.*, стр. 115/117.

<sup>49</sup> Dieselbe, *Русско-ливонские и русско-ганзейские отношения в XIV в.*, Ленинград 1975, стр. 195/199.



2. Dieses System war die Ursache eines Preisausgleichs auf den an diesem Wege gelegenen Märkten, infolgedessen die Waren überall für einen sog. „gerechten“ Preis verkauft werden konnten, der von der mittelalterlichen Ethik gefordert wurde und gleichzeitig die Höhe des kaufmännischen Profits vor den Augen Unberufener verbarg.
3. Beim Einkauf russischer Exportwaren, wie z. B. Wachs und Pelzwerk, waren Gratiszugaben zu den gekauften und bezahlten Mengen in Gebrauch, sog. „upgift“ und abgeklopfte Wachsstücke. Gewogen wurde beim Einkauf nur mit einem großen Übergewicht zugunsten der Hansekaufleute.
4. Solche archaischen Handelsbräuche bedingten, daß der Profit im Wesentlichen in Waren bestand und sich nicht aus den wenigen erhaltenen Handelsbüchern herauslesen läßt.

## A. L. CHOROŠKEVIČ

### Preise und Profite im russischen Ostseehandel des Mittelalters in den sowjetischen Arbeiten der Nachkriegsperiode

In der Geschichte des russischen Binnen- sowie Außenhandels gehört die Preis- und Profitfrage zu jenen Themen, die bei den Forschern am wenigsten beachtet worden sind. Die außerordentliche Dürftigkeit der Quellen, besonders die persönlich-kaufmännischer Herkunft, d. h. ihrer Geschäftskorrespondenz, ihrer Handelsbücher und Notizen, die in russischen Archiven fast völlig fehlen, macht den Umstand überaus verständlich. Die Notizbücher der Novgoroder Kaufmannsfamilie Koškin vom Ende des 17. Jahrhunderts<sup>1</sup> und einzelne Unterlagen aus dem Familienarchiv der Kalmykos aus der zweiten Hälfte des 18. Jh.<sup>2</sup> bilden somit eine Ausnahme. Statistisches Material in bezug auf die Preise stammt erst aus dem 18. und 19. Jh., als sich allmählich eine systematische Buchführung durchgesetzt hatte. Über Profite geben aber auch diese Materialien keinen Aufschluß, so daß sich I. D. Kovalčenko und L. V. Milov zur kategorischen Behauptung gezwungen sahen, daß das Profitproblem für das Rußland des 18./19. Jh. nicht zu erforschen ist.<sup>3</sup> Unbenutzt blieben bisher die Angaben, die in den sogenannten „Arithmetiken“, d. h. den Mathematiklehrbüchern, zu finden sind, die außer anderen Übungsaufgaben auch manche zur Profiterrechnung enthalten.<sup>4</sup>

Diese Dürftigkeit der Quellen verursacht große Schwierigkeiten beim Studium des kaufmännischen Kapitals, dessen Rolle für Rußland<sup>5</sup> in Arbeiten von Kovalčenko und Milov einleuchtend erkannt wurde. Für die Geschichtswissenschaft hat dieses Problem große Bedeutung. Obwohl es etwas speziell ist, spielt es nicht nur für die Handelsgeschichte eine Rolle. Es gibt eine ganze Reihe von Arbeiten, die den Fragen der Preisgestaltung und -bewegung insbesondere in der Landwirtschaft

<sup>1</sup> Sie wurden 1940 von S. V. Bachrušin untersucht: С. В. Бахрушин, Торги новгородцев Кошкиных, ders., Научные труды, т. 2, Москва 1954, стр. 174/223.

<sup>2</sup> Н. А. Бакланов, Торгово-промышленная деятельность Калмыковых во второй половине XVII в., К истории Формирования русской буржуазии, Москва 1959.

<sup>3</sup> И. Д. Ковальченко, Л. В. Милов, Всероссийский аграрный рынок XVIII-начало XX в. Опыт количественного анализа, Москва 1974, стр. 40.

<sup>4</sup> Viel Erfolg mit der Erforschung dieser Quellenart hatte der polnische Forscher A. Mączak, vgl. A. Mączak, Angielscy kaprowie i gdańsky rachmistrze. W poszukiwaniu nowych źródeł do dziejów handlu, in: Społeczeństwo, gospodarka, kultura, Warszawa 1974, S. 215/221.

<sup>5</sup> В. Н. Яковцевский, Купеческий капитал в Феодално-крепостнической России, Москва 1953.



gewidmet sind.<sup>6</sup> Die Auswirkungen der Preisrevolution auf die Preishöhe in Rußland der zweiten Hälfte des 16. Jh. wurden von A. G. Man'kov untersucht,<sup>7</sup> der als erster unter sowjetischen Wissenschaftlern, wenn auch nicht immer ohne Anfechtung,<sup>8</sup> in seiner Arbeit statistische Methoden anwandte. In Riga wurde ebenfalls im Laufe des 16. Jh., genauer in der Zeitspanne von den dreißiger Jahren bis ins letzte Viertel dieses Jahrhunderts, eine zwei- bis dreifache Preissteigerung festgestellt.<sup>9</sup>

Der weitere Aufschwung der Getreidepreise gehört in die fünfziger bis sechziger Jahre des 18. Jh. Die Ursachen waren nach B. N. Mironov die Zunahme der im Umlauf befindlichen Geldmasse – von 1755 bis 1763 um 40% und von 1750 bis 1769 um 60% – und der Einfluß des westeuropäischen Marktes mit seinen hohen Getreidepreisen auf den russischen Markt, wo diese Preise verhältnismäßig niedrig waren. Dazu trug der während des 18. Jh. stark erweiterte Außenhandel, dessen Umsatz von 1740 bis 1759 auf das 1,58fache und in den sechziger Jahren noch auf das 1,54fache gesteigert wurde, entscheidend bei. Etwa für dieselbe Periode von 1756 bis 1767 ergab sich folgende Preissteigerung: für Roggen auf das 2,3fache, für Hafer auf das 1,8fache, für Gerste auf das 2fache, für Weizen auf das 1,9fache.

Die Forschungen Milovs, die sowohl dem 18. als auch dem 19. Jh. galten,<sup>10</sup> leiteten eine Reihe von Publikationen ein, in denen die Preisgeschichte in einem engen Zusammenhang mit der Entwicklung des russischen Agrarmarktes analysiert wurde. Einen beträchtlichen Beitrag zum Studium dieser Problematik leisteten die Monographien Kovalčenkos und Milovs.<sup>11</sup> Bei interessanten Anwendungen mathematisch-analytischer Methoden legten die Verfasser dar, daß sich während der zweiten

<sup>6</sup> Vgl. G. W. Abramowič hat die Aufmerksamkeit auf die Schuldbriefe (kabaly) der Bauern als Quelle für Getreidepreise gelenkt. Vgl. Г. В. Абрамович, Новый источник по истории хлебных цен в России XVII в., in: История СССР. 1968/2, стр. 116/118, А. Г. Маньков, Разговор следует продолжить, in: История СССР. 1971/3, стр. 241/243.

<sup>7</sup> Ders., Цены и движение в русском государстве XVII в., Москва-Ленинград 1951.

<sup>8</sup> В. М. Панеах, Rezension zu А. Г. Маньков, Цены, in: Вопросы Истории. 1952/12, стр. 141/146.

<sup>9</sup> Ich möchte mich bei V. V. Dorošenko für die Möglichkeit bedanken, mich mit dem russischen Text seiner Arbeit zur Geschichte des Rigaer Handels bekannt zu machen. Vgl. V. V. Dorošenko, Feodala Riga, Riga 1978, S. 146.

<sup>10</sup> Б. Н. Миронов, Хлебные цены в России в XVIII в., Ленинград 1969, ders., «Революция цен» в России в XVIII в., in: Вопросы истории. (weiterhin ВИ) 1971/2, стр. 49/61, ders., Статистическая обработка ответов на сенатскую анкету 1767 г. о причинах роста хлебных цен, in: Математические методы в исторических исследованиях, Москва 1972, стр. 89/103, ders., Движение хлебных цен в России в 1801 до 1914 годах, in: ВИ. 1975/2, стр. 45/57, ders., Факторы динамики хлебных цен в Европейской России в 1801 до 1914 годах и количественная оценка их влияния, in: Математические методы в исследованиях по социально-экономической истории, Москва 1975, стр. 180/219, ders., Источники по истории хлебных цен в России в XIX-начале XX в., Источниковедение отечественной истории. 1976, Москва 1977, стр. 145/164.

<sup>11</sup> И. Д. Ковальченко, Л. В. Милов, siehe auch: Л. В. Милов, Формирование аграрно-товарного рынка Европейской России в середине XVIII-конце XIX в. Опыт количественного анализа, Москва 1973, М. А. Рахматуллин, Хлебный рынок и цены в России в первой половине XIX в., in: Проблемы генезиса капитализма, Москва 1970.

Hälfte des 18. und 19. Jh. zuerst die regionalen Märkte und dann ein einheitlicher Getreidemarkt in Rußland herausbildete. Der Prozeß verlief unregelmäßig wie z. B. beim Hafermarkt, da der Hafer ein Massenprodukt der Bauernwirtschaft darstellte und sich früher zu einer Marktware entwickelte, und dauerte, nach der Einschätzung der Verfasser, die ganze zweite Hälfte des 19. Jh. Bis zur Mitte des 18. Jh. gestalteten sich nur Regionalmärkte aus. Diese Feststellung steht im krassen Widerspruch zur früher geäußerten Meinung, nach der die Bildung eines einheitlichen Marktes schon im 17. Jh. zu Ende gewesen sei.<sup>12</sup>

Sehr überzeugend betonen die Autoren den Unterschied zwischen einheitlichem Agrarmarkt einerseits, dessen Grundlage das Produkt als Ware bildete und dem einheitlichen kapitalistischen Agrarmarkt andererseits, für den die Arbeitskraft als Ware grundlegend war.<sup>13</sup>

Alle oben angeführten Arbeiten behandeln die Preisgeschichte ausschließlich in ihrer Beziehung zur Gesamtentwicklung der russischen Wirtschaft. Die uns hier interessierende Preis- und Profitfrage wurde erstmals von S. V. Bachrušin in seinem Aufsatz über die Novgoroder Kaufmannsfamilie Koškin, deren Handelsbücher einen reichen Stoff hinsichtlich der Preise und Spesen (Transportspesen, Zoll- und andere Gebühren) enthalten, aufgeworfen. Leider entbehrt diese Arbeit, da sie noch vor dem 2. Weltkriege verfaßt wurde, jedweder Berechnungen. Nur einmal merkt der Autor die Größe des Gewinns, welchen die Koškins aus ihrem Petersburger Malzhandel erzielten, von 40%<sup>14</sup> an. Es scheint eine neue Durchsicht der Notizen Philipp Nikitic Koškins in bezug auf eine zahlenmäßige Analyse zum Feststellen von Gewinn- und Spesengröße, die für den russisch-schwedischen Handel am Ende des 17. Jh. typisch war, erforderlich.

Hatte die Tätigkeit der Novgoroder Koškins ganz bestimmte Grenzen, d. h. sie traten nur als Kaufleute auf, so waren die Kalmykows, die am Binnenhandel in östlichen Gebieten Rußlands teilnahmen, gleichzeitig als Vertreter der Zarenverwaltung tätig, indem sie bei einigen Wolgavölkern den „Jassak“ eintrieben. Die Quellen ihrer Kapitalakkumulation lagen also nicht nur auf dem Gebiet des Handels, sondern hauptsächlich auf dem Gebiet administrativer Tätigkeit. Das wirkte sich unter anderem auch auf die Höhe ihrer Handelsprofite aus. Ihre Dienststellung gab den Kalmykows die Möglichkeit, Getreide für einen möglichst geringen Preis aufzukaufen.<sup>15</sup> In diesem Zusammenhang wäre es angebracht zu erwähnen, daß der Vertrieb von Agrarprodukten für einen Marktpreis, der unter dem Selbstkostenpreis, ja sogar unter dem Preis der Spesen lag, für eine Gesellschaft typisch ist, in der das Herstellen von Rohprodukten vor allem noch für den Lebensunterhalt des

<sup>12</sup> Eine andere Meinung haben ausgesprochen E. И. Индова, А. А. Преображенский, Ю. А. Тихонов, *Буржуазное расслоение крестьянства в России XVII-XVIII вв.*, in: *История СССР*, 1962/3, стр. 80—105.

<sup>13</sup> Vgl. W. I. Lenin, *Neue wirtschaftliche Vorgänge im bäuerlichen Leben*, in: W. I. Lenin, *Werke*, Bd. 1, Berlin 1961, S. 50.

<sup>14</sup> С. В. Бахрушин, *Указ. соч.*, стр. 218.

<sup>15</sup> Н. А. Бакланова, *Указ. соч.*



Produzenten selbst bestimmt war, oder wenn für das Stadtprodukt ein Monopolpreis, wie das im Mittelalter war, gesichert wurde.<sup>16</sup>

Bei weiteren Studien zu den Fragen des Entstehens und Niveaus kaufmännischen Profits muß dieser Umstand genau berücksichtigt werden.

Die Erforschung der Höhe kaufmännischen Gewinns und deren Verbindung mit der Preisgeschichte innerhalb des Landes beginnt erst. Das Behandeln dieser Frage im Zusammenhang mit dem russischen Hanse- und Ostseehandel erwies sich dank der viel günstigeren Quellenlage als fruchtbringender. Seit langem sind die Rezesse der livländischen und Hansetage zugänglich. Sie stellten die höchsten Gerichtsgremien für die livländische und hansische Kaufmannschaft dar, und in ihren Urteilen (Rezessen) spiegeln sich nicht nur die Rechtsnormen wider, die im 19. und zu Anfang des 20. Jh. am häufigsten Forschungsgegenstand waren, sondern in ihnen sind auch viele Angaben über die Normverletzung enthalten, was uns einen unmittelbaren Einblick in die Handelsgeschichte gewährt.

Außerdem sind uns auch manche Handelsbücher erhalten geblieben, d. h. die einzige Quellenart, die den Bildungsweg des kaufmännischen Gewinns schildert, den Preisstand, die jeweiligen Unterschiede im Maß- und Gewichtssystem, die Transport- und sonstige Kosten usw.: die Bücher Wittenborgs (14. Jh.), Veckinchusens (14.–15. Jh.), Marquards (17. Jh.), die Konten einer anonymen Rigaer Handelsgesellschaft aus dem 17. Jh. Dies ist die leider vollständige Liste der heute bekannten Kaufmannsbücher. Wir dürfen stolz darauf sein, daß die Mehrzahl davon für die Forschung von sowjetischen Wissenschaftlern erschlossen worden ist. Der I. Band von Veckinchusens Handelsbüchern ist von M. P. Lesnikov<sup>17</sup> herausgegeben worden, während die Papiere des Rigaer Kaufmanns Marquard sowie der anonymen Handelsgesellschaft in Riga von V. V. Dorošenko<sup>18</sup> im zentralen historischen Staatsarchiv der Lettischen SSR entdeckt worden sind.

Ein weiteres Verdienst Dorošenkos besteht in der Analyse einer anderen, überaus wichtigen Quellengruppe. Gemeint sind die Protokolle des Rigaer Handelsgerichts, in denen von 1690 an alle Kaufverträge von Rigaer Bürgern mit ihren Hinterlandslieferanten, in erster Linie mit den Kaufleuten aus den belorussischen Landen der „Rzeczpospolita“, registriert wurden. Aus dem Jahrzehnt von 1690 bis 1700 sind 500 solcher Verträge erhalten geblieben.<sup>19</sup>

Ungeachtet dieser Quellenlage meint Dorošenko, kein ausreichendes Material zu haben, um die Erforschung „der Profitrate oder bloß der Profithöhe, die in verschie-

<sup>16</sup> Vgl. K. Marx, Theorie über den Mehrwert, Zweiter Teil, in: K. Marx/F. Engels, Werke, Bd. 26/2, Berlin 1967, S. 313.

<sup>17</sup> Vgl. M. P. Lesnikov, Die Handelsbücher des hansischen Kaufmanns Veckinchusen, Berlin 1973; vgl. dazu die Rezension von A. v. Brandt, in: HGBll. 93/1975, S. 100–112; R. Delort, Bibliothèque de l'école des chartes, t. 132/174, S. 110–121.

<sup>18</sup> В. В. Дорошенко, Цены, меры в Риге: прибыли рижских купцов от западно-двинской торговли в конце XVII в., in: Spółczesność, gospodarka, kultura. Warszawa 1974, S. 72 f.

<sup>19</sup> В. В. Дорошенко, Протоколы Рижского торгового суда как источник для изучения экономических связей Риги с русскими, белорусскими и литовскими землями в XVII в., in: Экономические связи Прибалтики с Россией, Рига 1968, стр. 117–145.

denen konkreten Fällen ohne Zweifel stark variiert haben, im Ostseehandel des 17./18. Jh. zu wagen. Es kann nur vom Erforschen der Hauptfaktoren bei der Profitbildung die Rede sein.<sup>20</sup> Übrigens ist solche vorsichtige Haltung für die Arbeiten von Dorošenko selbst kennzeichnend. Die sowjetische Geschichtswissenschaft hat das Studium des Preis- und Profitproblems im russisch-hansischen Handel von Anfang an auf eine breitere Basis gestellt.<sup>21</sup> Es handelte sich aber nur um Gewinne hansischer und livländischer Kaufleute, weil entsprechende Angaben über ihre russischen Kontrahenten so dürftig sind,<sup>22</sup> daß für sie eine solche Problemstellung nicht in Frage kam.

Die Untersuchung dieser Problematik verlief in zwei parallelen Strömen. Der Urkundenstoff der Hanse- und livländischen Versammlungen wurde von N. A. Kasakova geprüft. Seit 1946 versuchte sie in einer Anzahl von Aufsätzen, den Charakter der Außenhandelspolitik der Novgoroder Republik und des Russischen Staates zu klären. Die Haupttendenz dieser Politik war das Streben, die Quellen der Zusatzprofite der livländischen und hansischen Kaufmannschaft, d. h. die Übermaße, die sogen. „naddači“ oder „popolonki“, deutsch „upgifte“ beim Pelzhandel, das „Abkratzen“ beim Wachshandel mit den Novgorodern zu beseitigen, sowie Gewichtseinheiten im Salz- und Honighandel auszugleichen.<sup>23</sup> Die Forscherin selbst setzte diese Kernmomente im Novgoroder Außenhandel in keine Verbindung mit der Profitfrage. Diese Seite ihrer Studien trat erst nach einem Jahrzehnt hervor.

Neben Kasakova wandte sich Lesnikov der Preis- und Profitfrage zu. Die Handelsbücher von Veckinchusen, die er untersuchte, ermöglichten ein quantitatives Prüfen dieser Frage und ließen den Forscher die herkömmlichen Ansichten revidieren. Dem Standpunkt von L. K. Goetz, dem Verfasser grundlegender Arbeiten über die russisch-hansischen Handelsbeziehungen, nach waren die Gewinne der Hansekaufleute groß genug, um ihre Tätigkeit in diesem Bereich in Jahrhunderten nicht stocken zu lassen.<sup>24</sup> Zu demselben Schluß kam aufgrund der Analyse der Daten über Bodenerwerb und Steuerzahlung durch Lübecker Kaufleute, die am russischen Handel

<sup>20</sup> Derselbe, *Некоторые проблемы балтийской торговли XVII-XVIII вв. в свете рижских источников*, Рига 1978, стр. 8.

<sup>21</sup> Ähnliche Versuche werden auch außerhalb der Sowjetunion unternommen. Einer der interessantesten davon ist P. Jeannin, *Preise, Kosten und Gewinnunterschiede im Handel mit Ostseegetreide (1550–1650)*, in: *Wirtschaftliche und soziale Strukturen im saecularen Wandel*. Festschrift für W. Abel zum 70. Geburtstag, Bd. 2, Hannover 1974, S. 494–517.

<sup>22</sup> Der Diener des Deutschen Hofes in Novgorod Joachim Warmbecke hatte für den Winter 1518/1519 einen Handelsvertrag mit einem Russen geschlossen, nachdem sich der Russe verpflichtete, ihm 20 000 Wachs zu liefern, wofür Warmbecke seinerseits 80 Last zu geben versprach. Der Gewinn vom Salzhandel sollte halbiert werden.

<sup>23</sup> Н. А. Казакова, *Из истории сношений Новгорода с Ганзой в XV в.*, in: *Исторические записки*. (weiterhin als ИЗ) 28/1949, стр. 111–131, dieselbe, *Из истории торговой политики Русского централизованного государства XV в.*, in: ИЗ. 47/1968, стр. 259–2906, dieselbe, *Русско-ливонские и русско-ганзейские отношения. Конец XIV-начало XVI в.*, Ленинград 1975.

<sup>24</sup> Vgl. L. K. Goetz, *Deutsch-russische Handelsgeschichte des Mittelalters*, Lübeck 1922, S. 352.



beteiligt waren, auch Fr. Rörig.<sup>25</sup> Da diese Wissenschaftler noch über keine konkreten Angaben hinsichtlich der Preise und Gewinne im russisch-hansischen Handel verfügten, wurden ihre Ansichten von Lesnikov gründlich überprüft.<sup>26</sup>

Die Deutschordensbücher sowie Veckinchusens Korrespondenz und seine Handelsbücher zeugen davon, daß die durch den Preisunterschied bedingten Handelsprofite nicht groß waren. Zusammenfassend glaubt Lesnikov behaupten zu dürfen, daß die durchschnittliche Profitrate beim Handel mit russischen Waren sehr gering war, daß die Hanse „sich mit ziemlich kleinen Gewinnen zufrieden geben mußte.“<sup>27</sup> Wittenborg erzielte den höchsten Profit von 13% bis 22,2%, während der Reingewinn beim Verkauf der Novgoroder Waren in Brügge nur 6% und das durchschnittliche Profitniveau in Gdańsk 1416–1417 5% ausmachte.

„Die Intensität der Handelsverbindungen, der Preisausgleich in jeweiligen Handelszentren, die niedrigen Profitraten, die fast uneingeschränkte Herrschaft des Kredits“ ließen Lesnikov den Hansehandel nicht als „archaisch“, nicht als „der Vergangenheit, sondern der Zukunft gehörend“<sup>28</sup> betrachten. Die Richtigkeit dieser Konzeption wurde von M. N. Tichomirov stark bezweifelt, der eine Lücke in Lesnikovs Kalkulationen annehmen zu müssen glaubte.<sup>29</sup>

Erst anderthalb Jahrzehnte nach dem Erscheinen der Studien von Lesnikov war die sowjetische Wissenschaft imstande, diese Lücke auszufüllen. Der Aufsatz von I. E. Kleinenberg „Preise, Gewichte und Profite im Zwischenhandel mit den russischen Waren im 14. bis zum Anfang des 15. Jh.“<sup>30</sup> bedeutete eine Wende in der Erforschung des Problems. Von den allgemeinen Anschauungen des Mittelalters über den Handel ausgehend, hob der Verfasser hervor, daß für das ganze Mittelalter stabile, sogenannte „gerechte“ Preise kennzeichnend waren, welche durch die Variierung von Maßeinheiten bewahrt wurden. Gerade diese in ganz Europa des Mittel-

<sup>25</sup> Vgl. F. Rörig, Lübecker Familien und Persönlichkeiten, in: Derselbe, Wirtschaftskräfte im Mittelalter. Abhandlungen zur Stadt- und Hansegeschichte, hrsg. von P. Kaegbein, Köln-Graz 1959.

<sup>26</sup> М. П. Лесников, Ганзейская торговля пушниной в начале XV в., in: Ученые записки Московского городского педагогического института им. В. И. Потёмкина, т. VIII, Кафедра средних веков, вып. I, 1948, стр. 61–93, vgl. dasselbe in: Hansische Studien. Heinrich Spröemberg zum 70. Geburtstag, Berlin 1961, S. 219–272; derselbe, Торговые сношения Великого Новгорода с Тевтонским орденом в конце XIV и в начале XV в., in: ИЗ. 39/1960, стр. 259–278, vgl. auch: WZ Karl-Marx-Universität Leipzig, GSR, 5/1957–1958, S. 613–636; ders., Нидерланды и Восточная Балтика в начале XV в., Из истории торговых сношений, in: Известия Академии Наук СССР, серия истории и Философии, т. VIII, 1951, № 5, derselbe, Некоторые вопросы балтийско-нидерландской торговли хлебом в конце XIV-в начале XV в., in: Средние века. 7/1955, стр. 112–134, derselbe, Die livländische Kaufmannschaft und ihre Handelsbeziehungen zu Flandern am Anfang des 15. Jh., in ZfG: 1958/2, S. 285–303; derselbe, Lübeck als Handelsplatz für osteuropäische Waren im 15. Jh., in: HGBil. 78/1960, S. 67–86; derselbe, Lübeck als Handelsplatz für Osteuropawaren im 14. Jh., in: Hansische Studien, Berlin 1961, S. 273–292.

<sup>27</sup> М. П. Лесников, Нидерланды, стр. 458.

<sup>28</sup> М. Р. Lesnikov, Lübeck als Handelsplatz für osteuropäische Waren im 15. Jh., S. 80.

<sup>29</sup> М. Н. Тихомиров, Средневековая Россия на международных путях (XIV–XV вв.), Москва 1966, стр. 97/98.

<sup>30</sup> Siehe Экономические связи Прибалтики с Россией, Рига 1968, стр. 32–46.

alters verbreitete Praxis ermöglichte Zusatzgewinne, ohne daß die Preise dabei erhöht werden mußten.

Die Verträge zwischen Riga und Polozk im 14. Jh. setzten eine solche Ordnung fest. Ein Berkovec (Schiffspfund) Wachs mußte in Polozk um ein halbes Liesspfund, d. h. um ein zwanzigstel, schwerer sein, als in Riga.<sup>31</sup> Im Silberhandel wog umgekehrt ein Rubelbarren Silber in Riga um einen halben Solotnik mehr als in Polozk.

Ein ähnliches Verhältnis zwischen den Gewichtseinheiten existierte, wenn auch nicht in den Verträgen aufgezeichnet, was in der altertümlichen Überlieferung bedingt lag, auch im Novgoroder Ostseehandel. So kamen auf eine Last Salz in Reval 15 Säcke, in Novgorod aber nur 12. Ende des 14. und Anfang des 15. Jh. war hier ein Schiffspfund Wachs 480 Pfund, in Livland nur 400 und in Lübeck sogar nur 320 Pfund schwer. Kleinenbergs Arbeiten lassen einen wichtigen Schluß zu, nämlich „die Preise im russisch-hansischen Handel des 14. und des 15. Jh., die . . . ihrer Bildungsweise nach rein feudal sind, können gar nicht zu einer unmittelbaren Bestimmung der Gewinnhöhe der Hansen dienen.“<sup>32</sup> So konnte sich der Kaufmann dank Gewichtsunterschieden etwa 20% der Gesamtmasse des aus Novgorod gebrachten Wachses aneignen. Die andere Quelle mittelalterlichen Handelsprofits waren die Übermaße, „upgift“ genannt. Beim Wachskauf z. B. durften die livländischen und hansischen Händler unter dem Vorwand einer Qualitätsprobe Stücke von Wachs abkratzen, die später bei der Bestimmung der Gesamtmasse der verkauften Waren nicht in Betracht gezogen wurden. Der Versuch Novgorods, 1436 die „upgifte“-Größe zu regulieren, blieb erfolglos. Die Übermaße blieben eine gesellschaftlich unkontrollierte Profitquelle, deren Ergiebigkeit nur von der persönlichen Qualifizierung des Kaufmanns, d. h. von seinem kaufmännischen Können abhing. Die Upgiftregelung hätte die Gewinnmöglichkeiten stark beschnitten.<sup>33</sup>

Heute, nachdem der erste Band von Veckinchusens Handelsbüchern erschienen ist, kann die These von Kleinenberg mit neuen Beispielen belegt werden. In den Operationen Veckinchusens und seiner Kontrahenten werden öfter kleine Stücke erwähnt, die keine kaufmännische Marke tragen und deren Herkunft nicht ganz klar ist. Sie dürften gerade jene beim Kauf „abgekratzten“ Stücke darstellen.

Die Untersuchung des gesamten Jahresumsatzes mit Berücksichtigung der Jahresbilanz und nicht die Analyse bloß einzelner Warenpartien Veckinchusens würde viel zum Präzisieren der Frage nach dem Charakter seiner baltischen und russischen Aufkäufe beitragen und die Möglichkeit geben, eine eventuelle Zunahme von der aus Rußland exportierten Warenmasse auf den osteuropäischen Märkten zutage zu fördern.

Schon Lesnikov hat die Aufmerksamkeit der Forscher auf die Zusammenstellung neuer Warenposten, die in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit Einkaufsope-

<sup>31</sup> И. Э. Клейнберг, Унификация воцаного веса в новгородско-ливонской торговле XV в. (Из Истории внешнеторговой политики Иванского ста, in: Археографический ежегодник за 1965 г., Москва 1966, стр. 82—93, vgl. auch Feodala Riga, S. 79.

<sup>32</sup> И. Э. Клейнберг, Цены, вес и прибыль, стр. 40/41.

<sup>33</sup> Ebenda, S. 43 f.



rationen Wittenborgs standen, gelenkt. Diese Tatsache konnte aber erst von Kleinenberg aufgrund der Übermaßpraxis einleuchtend erklärt werden.<sup>34</sup> Solche Übermaße waren beim Verkauf aller Waren nach Gewicht auch auf nordeuropäischen Märkten eine übliche Erscheinung. So wurde z. B. nach den Angaben der Deutschordensbücher im Juni 1422 in Brügge beim Verkauf von 100 Hüten Roggen ein Hut als Übermaß zugegeben.<sup>35</sup> Am weitesten war das Uppgiftesystem im Pelzhandel verbreitet, was einen besonders heftigen Widerstand der russischen, in erster Linie der Novgoroder Kaufmannschaft, hervorrief.

Aus dem Briefwechsel und den Handelsbüchern von Veckinchusen können wir in dieser Hinsicht ganz bestimmte Angaben schöpfen. Im Brief vom 8. Mai 1407 findet sich ein Hinweis darauf, daß eine Tonne außer der Hauptmasse von 3000 Stück „schonewerk“ noch 70 von derselben Sorte als Übermaß enthielt („dey 7 bote dat is dey upgift“)<sup>36</sup>; was also 2,3% von der Gesamtmasse der Rauchwaren ausmachte.<sup>37</sup> Man darf annehmen, daß einzelne „bote“ von Rauchwerk derselben oder einer anderen, nicht selten einer schlechteren Sorte wie z. B. „koninghen“ derselben Herkunft waren, d. h. Übermaße beim Einkauf einer größeren Warenpartie darstellten. So gab es in einem Posten nach einer Eintragung vom 27. Mai 1408 3000 und dazu noch 150 Stück „schonewerk“ mit 5% Übermaß; beim Einkauf in Dorpat nach einer Eintragung vom 11. April 1408 über 15 000 Stück „schonewerk“ wurden 130 als Übermaß hinzugefügt, etwas weniger als 1%;<sup>38</sup> zu 2000 Pelzen von Onegaeichhorn kamen 120 hinzu, also 6%.<sup>39</sup>

Manchmal bestand das Übermaß aus Pelzen einer anderen Sorte, wie z. B. ein Posten von 5000 Stück „schonewerk“, 2000 Pelzen von Kljazmaeichhorn und 2500 Stück „plattes luswerk“ von einem Übermaß von 50 luswerk begleitet wurde. Übrigens konnte das Übermaß nur zu der „luswerk“-Partie gehören, die gesondert von zwei anderen Sorten gekauft wurde.<sup>40</sup> Als Übermaße konnten auch „podpal“, „poppelen“<sup>41</sup> und Hasenpelze auftreten. 14 Stück „koninghen“ wurden dem Posten von 1640 Eichhornpelzen und 60 der Partie von 1300 „troinissen“ und 1000 Stück haarwerk zugegeben.<sup>42</sup>

Die „upgift“ beim Pelzhandel konnte auch als Geld auftreten. Beim Einkauf einer Partie von 5000 Stück „schonewerk“ durch Hartwig Stenhuse in Riga am 8. Mai 1407 betrug das Übermaß für jedes Tausend einen halben Novgoroder Rubel, während der Preis 12,75 Rubel pro Tausend war. Nach Lesnikov aber steht

<sup>34</sup> So waren drei Stücke 1 wagen und 18,5 naghel schwer, vgl. M. P. Lesnikov, Die Handelsbücher, S. 222, Zeile 2.

<sup>35</sup> Derselbe, Beiträge zur baltisch-niederländischen Handelsgeschichte.

<sup>36</sup> Hildebrand Veckinchusen, Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns des 15. Jh., hrsg. von W. Stieda, Leipzig 1922, Nr. 15.

<sup>37</sup> Später konnte das Übermaß nach Dorošenko sogar bis zu 0,1 der Gesamtmasse der gekauften Waren gesteigert werden, Feodala Riga.

<sup>38</sup> M. P. Lesnikov, Die Handelsbücher, S. 264 und 20. S. 220.

<sup>39</sup> Ebenda.

<sup>40</sup> Hildebrand Veckinchusen, Nr. 490, S. 476.

<sup>41</sup> Die Handelsrechnungen des Deutschen Ordens, hrsg. von C. Sattler, Leipzig 1886/1887, S. 406.

<sup>42</sup> M. P. Lesnikov, Die Handelsbücher, S. 53 und 263.

in der Quelle falsch 13,75 Rubel.<sup>43</sup> Den Terminus „upgift“ möchte Lesnikov als „Garantieprämie“ übersetzen.<sup>44</sup> In diesem Fall betrug sie 4% vom Marktpreise.

Sogar nach den wenigen oben angeführten Beispielen konnten Übermaße die Höhe von 1% bis 6% vom Verkaufspreis oder von der Gesamtmasse der Rauchwaren erreichen. Diese Angaben bestätigen ausdrücklich Kleinenbergs Ansicht über die Rolle von Übermaßen in der Bildung von Handelsprofiten: zum durch den Preisunterschied bedingten Gewinn muß immer ein 1–6% großer „upgift“-Gewinn hinzugerechnet werden.

Möglicherweise war die Rolle der Übermaße in der Profitbildung der Hansekaufleute noch größer. Die Operationen in Novgorod wurden von Maklern geführt, die über keine eigenen Kapitalien verfügten. Ihr Lohn ist in Veckinchusens Büchern pünktlich verzeichnet und könnte Gegenstand einer besonderen, sehr interessanten Abhandlung werden. Jetzt können wir nur darauf hinweisen, daß dieser Lohn sehr niedrig war, womit der Makler sich sicher nicht begnügte, so daß er wohl selbst irgendwelche Waren zu erwerben suchte. Die kleineren Parteien, die den Maklern oder den Handelsgesellen angehörten,<sup>45</sup> könnten aus denselben „upgift“-bestand haben.

Das System der Übermaße war in erster Linie für den von Hansen in Rußland betriebenen Wachs- und Pelzhandel typisch, der „zur ältesten Schicht des Hansehandels mit einer sehr altertümlichen und festen Tradition“ gehörte, welche sehr lange „ein archaisches System der Gewinnerwirtschaftung“ aufrechterhalten konnte.<sup>46</sup> Das Beibehalten dieses Systems hing mit dem realen Kräfteverhältnis der Kontrahenten zusammen. Große Erfolge erzielte die Novgoroder Regierung auf dem Gebiet des Wachshandels im 15. Jh. 1468 kam es, wie Kleinenberg bemerkte, zu einer Vereinbarung, wie es sie schon früher in den Handelsbeziehungen zwischen Novgorod und Dorpat gab, die den Narva-„Berkovec“ demjenigen von Novgorod gleichsetzte. Dieser spürbare Sieg wurde nur möglich, nachdem sich die Novgoroder Kaufmannschaft zu einem dauerhaften Verband, dem „Ivanovskoje Sto“, zusammenschlossen und allem Anschein nach den ganzen Wachshandel nach Westen monopolisiert hatte.<sup>47</sup> Eine konsequente Politik hinsichtlich eines Ausgleichs der russischen und ostseeländischen Gewichtseinheiten betrieb der Russische Staat seit den achtziger Jahren des 15. Jh.<sup>48</sup> In den zwanziger Jahren des 16. Jh. war der Kampf um den Ausgleich der Maßsysteme im russischen Handel mit Narva und mit den Ostseeländern sehr intensiv.

Auch die Entwicklung der Profitquellen wurde von Kleinenberg angedeutet: „Als seit der Mitte des 15. Jh. im Handelsumsatz einiger Hansestädte solche land- und

<sup>43</sup> Hildebrand Veckinchusen, Nr. 15.

<sup>44</sup> М. П. Лесников, Ганзейская торговля, стр. 85. Eine andere Arbeit läßt irgendwelche Hinweise auf upgift vermissen. Vgl. derselbe, Нидерланды, стр. 457/458.

<sup>45</sup> Ein gewisser Arnt Segewange hatte nur zwei Stücke Wachs, die einen Schilling kosteten. Vgl. М. П. Лесников, Die livländische Kaufmannschaft, S. 292.

<sup>46</sup> И. Э. Клейнберг, Цены, вес и прибыль, стр. 44.

<sup>47</sup> Derselbe, Унификация вощаного веса, passim.

<sup>48</sup> Н. А. Казакова, Русско-ливовские и русско-ганзейские отношения, стр. 195 ff.



forstwirtschaftlichen Produkte, wie Getreide, Hanf, Flachs, Pottasche u. a. m. immer mehr an Bedeutung gewannen, wurden die Preisbildung, die Mittel der Gewinnerwirtschaftung sowie Handelsbräuche beim Kauf und Verkauf dieser neuen Waren verändert. Man gab im beträchtlichen Maße die althergebrachten Gewohnheiten auf, die noch aus den ersten Jahrhunderten des deutschen Handels im Ostseeraum stammten<sup>49</sup>. In dieser Hinsicht hatte aber Kleinenberg kaum recht. Die Veränderung der Profitquellen stand in keinem kausalen Zusammenhang mit dem Warenbestand, sondern diese Frage wurde jederzeit aufgrund des gegebenen Kräfteverhältnisses gelöst. Im livländisch-belorussischen wie livländisch-litauischen Handel wurden die alten Methoden beibehalten. Die Praxis der Lieferantenfinanzierung, die sich hier vom 16. bis 18. Jh. entwickelte, was in bezug auf den Handel mit Forstwaren treffend von V. P. Pavulane aufgezeigt wurde<sup>50</sup> und damit „die Grundlage für die Ausbeutung des Agrarhinterlandes durch das kaufmännische Kapital bildete“,<sup>51</sup> war eine ausreichende Garantie dafür, daß die livländische und nord-europäische Kaufmannschaft in dieser Region die für sie günstige Handlungssituation aufrechterhalten konnte. Dieser Kaufmannschaft stand weder in Litauen noch in Belorußland irgendwelche kaufmännische Korporation gegenüber; es waren bloß vereinzelt Kräfte der Schlachta, die als Hauptkontrahenten der Ostseekaufleute im Forstwarenhandel auftraten, sowie belorussische Kaufleute, die den Hanf-, Flachs- und Roggenhandel in ihren Händen hatten.<sup>52</sup>

Trotz des äußerlichen Gegensatzes von Geldkredit, den die livländische Kaufmannschaft der belorussischen Schlachta und den dortigen Kaufleuten im 17. und 18. Jh. gewährte, zum Warenkredit, der von den russischen, hauptsächlich den Novgoroder Kaufleuten den livländischen im 15. und 16. Jh. eingeräumt wurde,<sup>53</sup> wirkten beide in ähnlicher Weise auf die Profitrate. Dank dem Geldkredit konnte die livländische Kaufmannschaft ihren Kontrahenten den Preis diktieren, während dank dem Novgoroder Warenkredit sie Waren in Umlauf setzen konnten, ohne disponibles Kapital zu besitzen und so also einen Zusatzgewinn von einem in Wirklichkeit nicht vorhandenen Kapital erzielten.

<sup>49</sup> И. Э. Клейнберг, *Цены, вес и прибыль*, стр. 45.

<sup>50</sup> В. П. Павулане, *Торговля лесоматериалами в Риге в XVII—XVIII вв.*, Рига 1969, стр. 31, derselbe, *Rīgas tirdzniecība ar meža materiāliem XVII—XVIII gs.*, Rīga 1975; vgl. ferner В. В. Дорошенко, *Протоколы Рижского торгового суда*, стр. 138/139.

<sup>51</sup> Vgl. *Feodala Riga*, S. 280.

<sup>52</sup> В. В. Дорошенко, *Протоколы Рижского торгового суда*, стр. 126/137.

<sup>53</sup> А. Л. Хорошкевич, *Кредит в русской внутренней и русско-ганзейской торговле XIV—XV вв.*, in: *История СССР. 1977/2*, стр. 125/140, dieselbe, *Il credito nel commercio russo e russo-ansatico nel XIV—XV secolo*, in: *Studi in memoria di Federigo Melis*, Neapoli 1978, Teil II, S. 529—548. Дорошенко hat auch auf einen Fall der Finanzierung des Revaler Kaufmanns Olrik Elers 1537 durch den Novgoroder Erzbischof Makarij hingewiesen. Dieser lieferte nach Reval am 27. September acht Stücke Wachs in einem Gesamtgewicht von 29,6 Berkovecs und bekam erst am 14. November das ihm dafür zustehende Silber: 126 Gewichtsmarken und 6 Lote lötigen Silbers; vgl.

В. В. Дорошенко, *Русские связи таллинского купца в 30-х годах XVI в.*, in: *Экономические связи Прибалтики с Россией*, Рига 1968, стр. 50.

Der Unterschied im ökonomischen Entwicklungsstand der kontrahierenden Länder sowie die fehlende Organisiertheit unter den litauischen und belorussischen Kaufleuten ermöglichten es den Rigaern, ihre Handelsbedingungen durchzusetzen. Wie es sich nach der von Dorošenko unternommenen Durchsicht der in die Protokolle des Rigaer Handelsgerichtes, des Wettgerichtes, eingetragenen Handelsverträge herausstellte, war das Preisniveau in den Kontrakten mit Warenlieferanten aus der Schlachta, den Kleinbürgern oder ihren Faktoren niedriger als bei den Geschäften zwischen den Bürgern von Riga unter sich. Von 1690 bis 1694 machte der Profit eines Rigaer Bürgers infolge der Preisdifferenz für Hanf 4% vom Kontraktpreis, für Hanfsamen 25,7%, für Leinsamen 21,7%, für Roggen 13% aus. Im großen und ganzen sind diese Proportionen auch für die nächsten fünf Jahre von 1695 bis 1699 typisch.<sup>54</sup>

Die niedrigen Preise für Forstwaren brachten den Rigaern große Gewinne. 1669 kostete ein „vančos“, ein behauener viereckiger Eichholzblock, nach der Einschätzung der Verwalter der Zarengüter bei Smolensk 20 bis 30 Den'gas; den Kaufleuten aus Vitebsk pflegte man ihn für einen halben Jefimok, d. h., wenn wir einen Joachimstaler den 100 Den'gas gleichsetzen, für 50–60 Den'gas zu verkaufen, während in Riga dieser „vančos“ 100 Den'gas kostete.<sup>55</sup>

Eine Rigaer Handelsgesellschaft kaufte von 1566 bis 1646 in Riga Roggen zum Preis von 26,5 Reichstaler (Rtl.) pro Last auf, setzte es aber in Amsterdam für 41,5 Rtl. ab; Hanf für 10,1 und 12,5 pro Berkovec, Hanfsamen für 1,3 und 1,3 pro Faß, Pottasche für 7,6 und 13,3 pro Berkovec, Asche für 62,3 und 124,8 pro Last, Faßholz für 6,7 und 15,4 pro Schock.<sup>56</sup> Noch größer war die Preisschere im 18. und 19. Jh., als man einen Mastbaum für 20–25 Rtl. kaufen und in Riga für 600–800 Rtl. verkaufen konnte.

Die Rechnungen des Rigaer Kaufmanns Marquard vom September 1698 bis Juli 1699 beweisen, wenn wir den Kalkulationen von Dorošenko glauben wollen, daß der Bruttogewinn, d. h. die Differenz zwischen dem Erlös und den Wareneinkaufs-spesen, 21,6% von der an alle Lieferanten ausgegebenen Gesamtsumme betrug. Marquards Rechnungen lassen uns auch die Profitbildung verfolgen. Der Unterschied zwischen dem Verkaufs- und dem Kontraktpreis variierte von 5% bis 17%, die Gewinne aber machten 20 bis 30% aus. In Riga kaufte man viel mehr, als dort verkauft wurde. Die Rolle des Preis- und des „metrologischen“ Faktors im Prozeß der Profitbildung entsprach im Hanfhandel 15,5% und 14,8%, im Handel mit verschiedenen Sorten von Leinsamen 9,4% und 10%, bei Säeleinsamen 12,5% und 6,5%, bei Schlagleinsamen; im Roggenhandel 16,8% und 10,1%; im Pottaschehandel 10,0% und 11,7%. „Der Rigaer Kaufmann profitierte von der Preisdifferenz ungefähr in eben demselben Maße, wie von den Maß- und Gewichts-differenzen zwi-

<sup>54</sup> Derselbe, *Цены и Меры в Риге*, стр. 80. Zu gleicher Zeit blieb der Brauch der Übermaße, worüber die russische Kaufmannschaft ständig klagte, vgl. ebenda, S. 75.

<sup>55</sup> Vgl. *Feodala Riga*, S. 220.

<sup>56</sup> Ebenda, S. 220 und 213.



schen Riga und dem Hinterland.“<sup>57</sup> Diese Situation hält sich auch im Laufe des 18. Jh.<sup>58</sup>

„Alles in allem war das der Handel einer mittelalterlichen, feudalen Stadt, der auf Reglementierung und Privilegien für fremde Großhändler basiert, der die einheimische Bevölkerung, d. h. alle Nicht-Deutsche und Russen, aus dem Fernhandel ausschloß“, wie Dorošenko schlußfolgert.<sup>59</sup> Der Rigaer Handel – für die Zeit des 17. und 18. Jh. kommt nur dieser in Frage, da die Handelsbeziehungen anderer Ostseestädte von diesem Standpunkt aus noch nicht untersucht worden sind – behält auch im Spätmittelalter die ausgesprochen mittelalterlichen Methoden der Gewinnerwirtschaftung bei. Der Gewichtsunterschied bleibt nach wie vor eine der Hauptquellen der Profitbildung, wobei auch die Rolle der Übermaße beträchtlich war. Mehr noch als das, müssen wir auf Grundlage oben angeführter Angaben annehmen, daß deren Rolle immer mehr wuchs. Die Vergleichsanalyse zum Handel Rigas mit den belorussischen Landen sowie der Ostseeländer mit Novgorod läßt eine Gesetzmäßigkeit erkennen. Falls die ostseeländische Kaufmannschaft ständige und ökonomisch mächtige Korporationen oder den Staat, in unserem Fall den Russischen Staat, der die Verteidigung der kaufmännischen Interessen im Auslande auf sich genommen hatte, als ihre Kontrahenten hatte, so nahmen die durch die Gewichts-differenz bedingten Profite ab. Dies können wir am Beispiel Novgorods nach seinem Anschluß an den Russischen Staat ganz deutlich beobachten. Und umgekehrt, falls der geschlossenen Kaufmannschaft eines Landes oder einer Organisation ver-einzelte Kaufleute und Adel gegenüberstand, während der Staat kein Interesse für den Außenhandel und den Schutz der einheimischen Kaufmannschaft zeigte, nahmen solche Profite zu. Der Vergleich des belorussisch-litauischen Hinterlandes mit dem von Novgorod und Pskov liefert dafür ein greifbares Beispiel.

Was die Profitentwicklung anbetrifft, so weist sie nicht nur in diesen beiden Gebieten, sondern in ganz Osteuropa viel Ähnlichkeit auf. Die Binnen- sowie die Außenhandels-gewinne einschließlich des Ostseehandels wurden für die Handels-erweiterung selbst und für Bodenerwerb benutzt. Diesen Prozeß, ohne ihn mit der Preisfrage zu verknüpfen, hat man schon seit langem verfolgt. So waren z. B. in Novgorod nach V. N. Bernadskij und L. V. Danilova die reichsten Kaufleute in der Regel gleichzeitig auch Grundbesitzer.<sup>60</sup> Auf diese Tendenz der kaufmännischen Bourgeoisie, Gutsbesitzer zu werden, auf ihre progressierende „Bodenständigkeit“ sogar im 18. Jh. wies N. I. Pavlenko hin.<sup>61</sup>

<sup>57</sup> В. В. Дорошенко, Цены имеры в Риге, стр. 80, vgl. ferner Feodala Riga, S. 84.

<sup>58</sup> Ebenda, S. 278 f.

<sup>59</sup> В. В. Дорошенко, Некоторые Проблемы балтийской торговли, стр. 9.

<sup>60</sup> В. Н. Бернадский, Новгород и Новгородская земля в XV в., Москва-Ленинград 1961, стр. 164/165, Л. В. Данилова, Очерки по истории землевладения и хозяйства в Новгородской земле в XIV—XV вв., Москва 1955, стр. 191/198.

<sup>61</sup> Н. И. Павленко, Одворянивание русской буржуазии в XVIII в., История СССР. 1961/2, стр. 71/87, Diesen Prozeß begünstigte die Kreditpolitik der Regierung, vgl. С. Я. Боровой, Кредит и банки России (середина XVII в. — 1861), Москва 1958.

Ähnliche Vorgänge fanden, wie aus zahlreichen Arbeiten von Samsonowicz klar wurde, auch in Rußlands Nachbarland Polen statt.<sup>62</sup> Es liegt der Gedanke nahe, daß sie überall da vor sich gingen, wo keine Voraussetzungen für die kapitalistische Entwicklung in der Industrie vorhanden waren.

Ein Teil der Handelsprofite wurde thesauriert. „Der Import“, meinte Dorošenko, „deckte den Export offensichtlich nicht ab. Zu viel Geld verschwand als Vorschußdarlehen für Waren auf den Gütern der Schlachta oder in den Truhen der belorussischen Kleinbürger“.<sup>63</sup>

In der Erforschung des Preis- und Profitproblems in der sowjetischen Geschichtswissenschaft sind drei Richtungen hervorzuheben. Erstens: Das Studium von Handelsbüchern, ohne sich dabei auf allgemeine Gesetzmäßigkeiten des mittelalterlichen Außenhandels und der russisch-hansischen Beziehungen einzulassen. Diese Richtung ist durch die Arbeiten Lesnikovs aus den fünfziger bis Anfang der sechziger Jahre vertreten. Zweitens: Das Studium der russischen Außenhandelspolitik, die auf Begrenzung der alten Profitquellen der Hansen und auf Gleichberechtigung der russischen und ausländischen Kaufmannschaft gerichtet war, aufgrund der Erforschung diplomatischer Korrespondenz und des Urkundenstoffs hansischer und ostseeländischer Herkunft. Kasakovas Arbeiten aus den fünfziger Jahren, die 1975 zusammengefaßt wurden, erfassen dies. Und schließlich drittens: Die Komplexbehandlung des Problems, die die Einsicht in die Grundgesetze der Entwicklung der feudalen Gesellschaft, ihrer Ökonomik und Philosophie, ihrer Handelspraxis mit konkreter Untersuchung von Handelsbüchern und diplomatischen Urkunden in sich vereint. Diese Verfahrensweise wurde von Kleinenberg 1968 angedeutet und in den Arbeiten von Dorošenko aus den siebziger Jahren in vollem Maße entwickelt.

Trotz der verhältnismäßig geringen Anzahl der unserem Thema gewidmeten Arbeiten sind sie für die soziale wie für die ökonomische Geschichte von größter Bedeutung. Sie deuten einen der Wege an, auf dem die Erforschung des russischen Binnenhandels zukünftig vorwärtsschreiten kann,<sup>64</sup> da der Binnenhandel in Rußland einige dem Außenhandel entsprechende Züge aufweist. So steht dem deutschen Terminus „upgift“ der russische „popolonok“ gegenüber. Sie zeugen außerdem davon, daß die Metrologie mit viel Erfolg beim Studium der ökonomischen und sozialen Geschichte verwendet werden kann. Aus diesen Arbeiten leuchtet ein, daß die Bildung von Handelsprofiten im russisch-ostseeländischen Bereich viele Analogien mit der Bildung derselben in anderen europäischen Regionen hatte, ebenso wie die rus-

<sup>62</sup> H. Samsonowicz, Uwagi nad średniowiecznym patrycjatem miejskim w Europie, in: Przegląd historyczny, 1958 und derselbe, Późne średniowiecze miast nadbałtyckich, Warszawa 1968; derselbe, Handel zagraniczny Gdańska w drugiej połowie XV w., in: Przegląd historyczny 1956/2; vgl. auch M. Bogucka, Gdańsk jako ośrodek produkcyjny w XIV–XVII w., Warszawa 1962.

<sup>63</sup> В. В. Дорошенко, Протоколы Рижского торгового суда, стр. 145.

<sup>64</sup> Das ist deshalb besonders wichtig, weil in Rußland die ökonomisch unterentwickelten Peripheriegebiete sehr lange als bloße Rohstoffquellen für das industrielle Zentrum des Landes auftraten. Die Kaufleute aus diesen zentralen Gebieten spielten in bezug auf die Peripherie etwa dieselbe Rolle wie die Rigaer Kaufmannschaft in Hinsicht auf die aus Belorußland.



sische Außenhandelspolitik manche Entsprechung in der Politik Dänemarks, Englands usw. findet.

Die Erforschung der Preis- und Profitfrage ist natürlich noch nicht zu Ende. Das Material, das schon heute dem Historiker zur Verfügung steht, insbesondere in Veckinchusens Handelsbüchern, ist schon reich genug, um sich an die von Doroschenko aufgeworfene Frage nach den Profiten verschiedener Kaufleutekategorien, die bei den russischen Lieferanten Waren aufkauften, der Makler und Faktoren, der Zwischenhändler in livländischen Städten usw. zu machen.

ADOLF LAUBE

Zur Profitbildung im erzgebirgischen Silberbergbau  
des 15. und 16. Jahrhunderts

Im deutschen Wirtschaftsleben des ausgehenden 15. und der ersten Hälfte des 16. Jh. spielte bekanntlich der Erzbergbau eine überaus bedeutsame Rolle. Er war die „groszt gab und nuzbarkeit . . ., so der almechtig teutschen landen mitgetailt hat“, wie es Kaiser Karl V. 1525 ausdrückte. Und der Kaiser vergaß nicht, darauf hinzuweisen, daß der Bergbau mehr Gewinn abwerfe als irgendein anderer „handel oder gewerb in gantzer teutscher nation und dem hailigen romischen reich“.<sup>1</sup> Für die Glaubhaftigkeit dieser Aussage spricht nicht zuletzt, daß das betreffende Edikt Karls von den Augsburger Fuggern angeregt worden war, und diese dürften durch ihr Engagement in den verschiedensten Wirtschaftszweigen, darunter auch im Bergbau Tirols und der Slowakei, besser als irgendein anderer Zeitgenosse über die verschiedenartigen Gewinnmöglichkeiten informiert gewesen sein.

Damit wird – und das sei die Ausgangsthese des folgenden Beitrags – eine Triebfeder bloßgelegt, die im letzten Drittel des 15. Jh. die zweite große Blüteperiode des Bergbaus bewirkte: die überdurchschnittlich hohe Profitmöglichkeit.

Die erste große Blüteperiode des Erzbergbaus – gekennzeichnet durch solch bedeutende Zentren wie Goslar im Harz, Freiberg im meißnisch-sächsischen Erzgebirge sowie Iglau und Kuttenberg in Mähren und Böhmen – war im Verlaufe des 14. Jh. zu Ende gegangen.<sup>2</sup> Der Bergbau geriet in eine langandauernde Krise, die ihren Tiefpunkt in der ersten Hälfte des 15. Jh. erreichte. Die Ursachen waren eindeutig die mit dem Fortschreiten des Tiefbaus einsetzende Wassernot und der Kapitalmangel. Der Abbau konnte nur solange vonstatten gehen, als es das Wasser erlaubte. Die technischen Mittel zur Gewaltigung (d. h. zur Wasserbeseitigung) waren vorhanden. Doch sie erforderten im allgemeinen recht hohe Investitionen, für die man keine Kapitalgeber fand. Die Freiburger Quellen jener Zeit sehen die wichtigste Ursache der Krise in fehlenden Investitionen durch das Kaufmannskapital. Die „reichen und gebaldigen eyboner“ hielten sich zurück und ließen die „armen gnappen . . . alleynne pauen mit etlichen armen hantwerckman“.<sup>3</sup> Wegen der Armut der

<sup>1</sup> Zitiert nach J. Strieder, Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen, München/Leipzig 1914, S. 375 ff.

<sup>2</sup> K. Schwarz, Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Bergleute im späteren Mittelalter. Freiburger Forschungshefte D 20, Berlin 1958.

<sup>3</sup> Freiburger Urkundenbuch, Bd. II, hrsg. v. H. Ermisch, Leipzig 1886, Nr. 1001 (= Cod. dipl. Sax. reg., Hauptabt II, Bd. 13).



Bergleute ließen diese selbst „hoffeliche tyeffte not halben stehn und werden ufflesigk“, sobald Wasser in die Baue eindringe.<sup>4</sup> Landesherrliche Verfügungen und Förderungsmaßnahmen, die die wohlhabenden Bürger zu Investitionen veranlassen sollten, schlugen fehl.

Erst nachdem in der zweiten Hälfte des 15. Jh. die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen dafür herangereift waren,<sup>5</sup> wurde die Krise überwunden. Seit dem letzten Drittel des 15. Jh. setzte in Tirol und im sächsischen und böhmischen Erzgebirge, in Mansfeld und in der Slowakei, später auch im Oberharz und in anderen Revieren die zweite große, durch kapitalistische Produktionsverhältnisse gekennzeichnete Blüteperiode des Erzbergbaus ein. Vorangegangen war das Kaufmannskapital, das nunmehr die Anlage im Bergbau nicht mehr scheute. Im Gegenteil: Am westerzgebirgischen Silberbergbau – auf den wir uns im folgenden beschränken wollen – beteiligten sich Großkaufleute aus Leipzig und Nürnberg, aus Erfurt, Zwickau, Chemnitz, Köln, Magdeburg, Berlin, Breslau, später auch aus Augsburg, und aus vielen anderen Städten. Dabei war peripher auch hansestädtisches Kapital vertreten, allerdings kaum aus den Seestädten, sondern eher aus den rheinisch-mitteldeutschen Hansestädten. Dominierend war aber eindeutig das Nürnberger und Leipziger Engagement.<sup>6</sup> Was konnte den Kaufmann bewegen, die zunächst sehr kostspielige und risikofolle Kapitalanlage im Bergbau zu suchen? Nur die Aussicht auf überdurchschnittlich hohen Profit.<sup>7</sup>

Doch eine konkrete Antwort auf die Frage nach der Höhe der Bergbauprofite fällt außerordentlich schwer. Schon die Zeitgenossen waren sich darüber nicht einig. Viele waren schnell geneigt, großen Reichtum auf Bergbaugewinne zurückzuführen. Als Mitte des 15. Jh. der größte französische Kaufmann seiner Zeit, Jacques Coeur, gestürzt wurde, legte der König Karl VII. sofort seine Hand auf dessen Bergwerke, weil sie als eine wesentliche Quelle von Coeurs Reichtum galten; er erlebte jedoch eine herbe Enttäuschung.<sup>8</sup> In vielen zeitgenössischen Pamphleten finden sich Apologien auf den Bergbau, nicht zuletzt genährt durch die Kunde von großen Erzfunden und Ausbeuten, das sog. Berggeschrei. Auf intime Bergbaukenntnisse gestützt, suchte Georgius Agricola in seinen Schriften nachzuweisen, daß „ein Mensch, der mit Umsicht ein Vermögen erwerben will, . . . es auf keine Weise leichter als durch den Bergbau erreichen (kann)“.<sup>9</sup> Die Lobpreisung des Bergbaus und seiner Gewinn-

<sup>4</sup> Ebenda, Nr. 1007.

<sup>5</sup> Vgl. A. Laube/M. Steinmetz/G. Vogler, *Illustrierte Geschichte der deutschen frühbürgerlichen Revolution*, Berlin 1974, bes. S. 10 ff.

<sup>6</sup> Vgl. A. Laube, *Studien über den erzgebirgischen Silberbergbau von 1470 bis 1546*, Berlin 1974, 2. Aufl. 1976, bes. S. 123 ff.; Th. G. Werner, *Das fremde Kapital im Annaberger Bergbau und Metallhandel des 16. Jahrhunderts*, in: *Neues Archiv für sächs. Geschichte*, Bd. 57/1936, Bd. 58/1937; zur Kölner Beteiligung neuerdings F. Irsigler, *Rheinisches Kapital in mitteleuropäischen Montanunternehmen des 15. und 16. Jahrhunderts*, in: *Zs. f. Historische Forschung*, Berlin (West), Bd. 3, H. 2, 1976, S. 145 ff.

<sup>7</sup> Vgl. dazu auch F. Engels, *Nachtrag zum III. Bd. des „Kapital“*, in: *MEW*, Bd. 25, S. 914.

<sup>8</sup> A. Laube, *Bergbau und Hüttenwesen in Frankreich um die Mitte des 15. Jahrhunderts*, *Freiberger Forschungshefte D 38*, Leipzig 1964, bes. S. 21 ff.

<sup>9</sup> G. Agricola, *De re metallica libri XII*, in: *Georgius Agricola, Ausgewählte Werke*, Bd. VIII, Berlin 1974, S. 77.

möglichkeiten durch Karl V. wurde bereits eingangs zitiert. Andere wiederum warnen vor der Kapitalanlage im Bergbau. Der Bergmanns- und Gewerkensohn Martin Luther lehnte den Kuxbesitz ab, da er einen an den Bettelstab bringe. Auch für seine Person äußerte er: „Ich will kein kucks haben! Es ist spielgelt, und es will nicht wudeln dasselbig gelt. Dazu, wenss allein spil wer! Nam ibi volens lucratur aut amittit. Aber ich las mir sagen, quod omnia sint plena fraudum et injuriarum. Sie haben mich oft versucht mit kucks, ich hab aber nie dran gewölt.“<sup>10</sup> Ein hoher Schneeberger Bergbeamter, wahrscheinlich der Zehntner Mathias Zobelstein, äußerte 1488, daß im Bergbau „100 ader 200 verderben, ehe eyner reich wurd“.<sup>11</sup>

Um diese Unsicherheit in den Aussagen der Zeitgenossen und zugleich die Schwierigkeiten konkreter Gewinnberechnungen verständlich zu machen, muß im folgenden zunächst etwas über die Spezifik der Kapitalanlage im erzgebirgischen Silberbergbau gesagt werden.<sup>12</sup>

Vor der eigentlichen Kapitalanlage stand zunächst der Kuxkauf. Mit Beginn des Schneeberger Bergbaus (seit 1470) wurde jede Grube anstelle von ursprünglich 32 Teilen in 128 Kuxe aufgeteilt, d. h. 1 Kux war ein ideeller Anteil auf den 128. Teil der Grube. Die Kuxpreise richteten sich nach dem zu erwartenden Ertrag, d. h. sie waren in Gruben, in denen noch kein Erz gefördert wurde, niedriger als in erzfördernden, sog. ausbringenden Gruben, und sie konnten in Ausbeutzechen, die bereits Profit verteilten, außerordentliche Höhen erreichen. So wurde 1477 eine bergamtliche Schätzung des Wertes der Kuxe in 153 Schneeberger Zechen vorgenommen. Die dabei ermittelten Werte lagen in 93 Zechen unter oder bei 25 fl. pro Kux, in 16 Zechen zwischen 26 und 50 fl., in 22 Zechen zwischen 51 und 100 fl., in 10 Zechen zwischen 101 und 200 fl., in 3 Zechen bei 300 fl., in 2 Zechen bei 400 fl., in einer bei 600 fl., in 2 bei 800 fl., in 2 bei 1500 fl. und in zwei weiteren bei 2400 fl. pro Kux. Die tatsächlichen Preise werden um diese Werte geschwankt haben, wurden aber z. T. auch beträchtlich überboten. So ist bezeugt, daß ein auf 800 fl. geschätzter Kux für 1150 fl. verkauft wurde. 1477 verkaufte ein Leipziger Kaufmann 3 ganze und 4 halbe Kuxe aus 7 Schneeberger Zechen für 1675 fl. an Kölner Kaufleute; ein Adliger kaufte im selben Jahr 1 Kux in einer Schneeberger Zeche für 700 fl. Wenn eine Zeche fündig wurde, konnten sich die Kuxpreise innerhalb weniger Tage vervielfachen. Als 1566 in einer Schneeberger Zeche Erz gefunden wurde, kostete am ersten Tag ein Kux noch 3 flgr., am siebenten Tag war der Preis auf 120 flgr. gestiegen. Da die Ausbeuten nicht stabil blieben und meist nach kurzer Zeit wieder zurückgingen oder ganz ausblieben, fielen auch die Kuxpreise wieder. Dadurch wurden Kuxe zu einem beliebten Objekt für Spekulationen und Betrügereien.

Durch den Kauf eines oder mehrerer Kuxe wurde deren Inhaber zum Gewerken, d. h. zum Mitglied der jeweiligen Zechengewerkschaft. Erst jetzt setzte die eigentliche Kapitalanlage ein, denn der Gewerke war verpflichtet, entsprechend seinem Anteil an der Grube die Produktions- und Investitionskosten zu übernehmen. So-

<sup>10</sup> Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung, hrsg. v. E. Kroker, Leipzig 1903, S. 246.

<sup>11</sup> Laube, Studien, S. 85.

<sup>12</sup> Zum folgenden vgl. ebenda, bes. S. 82 ff.; dort auch alle Quellenbelege.



lange sich die Grube nicht aus dem Ertrag selbst finanzieren konnte, mußte jeder Gewerke regelmäßig die sog. Zubuße zahlen für Materialkosten, Steuer für sog. Künste oder für Stollen zur Entwässerung der Gruben, für Grubengebäude, für die Lohnkosten, schließlich für die Aufbereitung und Verhüttung des Erzes. Diese Kosten waren z. T. sehr erheblich, bevor bzw. ohne daß überhaupt Erz gewonnen oder gar Profit erzielt wurde. In der Schneeberger „Müntzerzeche“ wurden innerhalb von ca. zwei bis drei Jahren (ca. 1471–1473) über 15 000 fl. verbaut; in Geyer wurden 1487 für das Sinken von Schächten in drei Zechen über 6000 fl. verbaut, ohne daß die Zechen fündig wurden; 1488 waren in der Schneeberger Zeche „Heilige Dreifaltigkeit“ im Laufe von 14 Jahren über 30 000 fl. verbaut worden, wobei zwar zeitweise auch Silber gewonnen wurde, insgesamt aber doch die Arbeit mit großem Schaden eingestellt werden mußte. Derartige Investitionen mit Verlust kamen im Bergbau sehr häufig vor. Wegen dieses hohen Risikos war es im sächsischen Bergbau üblich, das Kapital stark zu streuen und jeweils nur eine relativ geringe Zahl von Kuxen in möglichst vielen Zechen zu kaufen, weil so die größte Chance bestand, unter vielen Zubußzechen auf wenige oder eine Ausbeutzeche zu stoßen, die dann alle Verluste in Zubußzechen kompensieren und dazu noch hohe Profite bringen konnte.

Genaue Angaben über den Kuxbesitz einzelner Gewerken lassen sich nur selten ermitteln. Als Beispiel sei genannt der Leipziger Kaufmann Georg Kreuziger, der 1543 in Marienberg 449 ganze, 13 halbe, 1 Drittel, 18 Viertel und 1 Sechzehntel Kuxe in 70 Zechen besaß, ferner seine Frau 11 ganze und 5 Viertel Kuxe in 9 Zechen; in Schneeberg waren es 68 Kuxe in 13 Zechen und im böhmischen Joachimsthal 53 ganze, 2 halbe und 4 Viertel Kuxe in ebenfalls 13 Zechen; die Anzahl seiner Annaberger Kuxe ist nicht überliefert, doch muß sie – wie seine Annaberger Ausbeuten zeigen – auch dort hoch gewesen sein.<sup>13</sup> Der Leipziger Kramer Jobst Kettwig besaß 1534 1335  $\frac{1}{4}$  Kuxe in 41 Annaberger, 3 Schneeberger und 1 Buchholzer Zeche.<sup>14</sup> Der Kuxbesitz der Gesellschaft Erkel/Semler in Schneeberg, Annaberg und Buchholz, der nach der Auflösung der Gesellschaft in die Hände der Erkel überging, wurde 1513 auf einen Wert von 10 000 fl. geschätzt.<sup>15</sup> Von den sächsischen Fürsten, deren Kuxbesitz relativ gut dokumentiert ist, besaß z. B. Herzog Georg 1535 in Annaberg 475 Kuxe in 28 Zechen, in Marienberg 52 Kuxe in 4 Zechen, in Scheibenberg 42 Kuxe in 2 Zechen, in Geyer 56 Kuxe in 2 Zechen, in Buchholz 8 Kuxe in 1 Zeche, in Joachimsthal 15 Kuxe in 1 Zeche, in Oberwiesenthal 24 Kuxe in 2 Zechen, in Drebach 32 Kuxe in 1 Zeche, und außerdem befand sich eine nicht genannte Zahl Schneeberger Kuxe in seinem Besitz; 1539 war sein Marienberger Kuxbesitz bereits auf 158 Kuxe in 11 Zechen angewachsen.<sup>16</sup>

Den sichersten Gewinn von derartigen Kapitalanlagen erzielten nicht die Gewerken, die das Kapital investierten, sondern die sächsischen Landesherren als In-

<sup>13</sup> Ebenda, S. 142.

<sup>14</sup> Ebenda, S. 144 f.

<sup>15</sup> Ebenda, S. 145 f.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 172.

haber der Regalien.<sup>17</sup> Auch der unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen betriebene Silberbergbau des 15./16. Jh. war Regalbergbau; d. h. der feudale Landesherren besaß das Monopoleigentum an den edlen Bodenschätzen (Bergregal), er hatte das Aufkaufsmonopol für das gesamte Silber zu von ihm festgesetzten Preisen (Silberkauf), und er hatte das alleinige Recht auf Münzprägung (Münzregal). Die Gewerke mußten – um überhaupt eine Bergbauberechtigung zu erhalten – sich diesen Regalien unterwerfen. Auf Grund des Bergregals erhielten die Landesherren den sog. Zehnt, d. h. 10 Prozent des gesamten Silberausbringens, kostenlos übereignet. Der Silberkauf, d. h. die Differenz zwischen dem Preis, der den Gewerke für die restlichen 90 Prozent gezahlt wurde, und dem Marktwert des Silbers betrug nochmals rund 10 Prozent des Wertes des Gesamtausbringens. Und auch aus dem Münzregal flossen in Gestalt des sog. Schlagschatzes zusätzlich Einnahmen.

Auf dieser Grundlage zogen die sächsischen Landesherren hohe Gewinne aus dem Silberbergbau, die nicht auf eigenen Investitionen, sondern auf feudalen Rechten beruhten. In Schneeberg betrug der Zehnt von 1471 bis 1483 246 748 fl., der Silberkauf 282 967 fl. und der Schlagschatz 70 910 fl., zusammen 600 625 fl. in 13 Jahren. Der Marktwert des Silbers, von dem diese Einnahmen stammten, betrug 2 471 016 fl., d. h. die Landesherren erhielten aus ihren Regalien 24,3% der Silberproduktion. Berechnungen aus den 30er und 40er Jahren des 16. Jh. ergaben, ebenfalls fürstliche Regaleinnahmen in Höhe von 20 bis 25 Prozent des gesamten Silberausbringens. Die dabei gewonnenen finanziellen Mittel waren so hoch, daß sie von 1535 bis 1541 jeweils 57–64 Prozent der Gesamteinnahmen des sächsischen Kurfürsten ausmachten. Im Herzogtum Sachsen war der Anteil im Jahre 1537/38 noch höher. Dort betrug die Einnahmen aus den Ämtern, d. h. die ordentlichen Steuern, 27 128 fl., die aus den Bergregalien jedoch 87 722 fl., d. h. 76,4% der Gesamteinnahmen.

Diese parasitäre Abschöpfung minderte die Bergbaugewinne der Gewerke außerordentlich und mußte zwangsläufig – besonders in Zeiten der Stagnation – deren Investitionslust lähmen. Sie war – nebenbei erwähnt – auch der Grund für zeitweise heftige Auseinandersetzungen zwischen Gewerke und Landesherren.

Die Gewinne der Gewerke wurden errechnet, nachdem die Regalabgaben und die Rücklagen für die künftigen Produktionskosten (Material, Löhne, Hüttenkost) abgezogen worden waren. Nur was danach noch übrig blieb, wurde an die Gewerke entsprechend ihrem Kuxanteil als sog. Ausbeute ausgeteilt. Wie schon erwähnt, war die Mehrzahl aller Zechen Zubeßzechen, die selten oder nie Ausbeute gaben. So gab es z. B. in Annaberg 1515 annähernd 900 Zechen, aber nur 46 verteilten Ausbeute. In den Gruben ohne Ausbeute wurde mit relativ geringen Kapitaleinlagen und beschränkten Kräften nach Erz gesucht. Wo allerdings ein reicher Anbruch gemacht wurde, setzte schlagartig ein verstärkter Kapitalzufluß und ein großer Aufwand an Material und Arbeitskräften ein. Hier konnten dann die Gewerke der betreffenden Zeche außerordentlich hohe Gewinne machen. Zum Beispiel betrug die Ausbeute auf einen Kux in der „Rechten Fundgrube“ in Schneeberg 1472 = rd. 1300 fl.,

<sup>17</sup> Ebenda, S. 48 ff., 77 ff.



im ersten Quartal 1473 = 337 fl., 1474 = 1019 fl., 1475 = 706 fl., 1476 = 650 fl. Eine weitere berühmte Fundgrube war 1537 „Himmlisch Heer“ in Annaberg. Dort wurden auf einen Kux ausgeteilt 1537 = 1930 fl., 1538 = 142 fl. 1539 = 60 fl., 1540 = 35 fl., die Ausbeuten gingen dann aber bis 1545 auf 2 fl. zurück. In Marienberg wurden 1540 in 2 Zechen 550 fl. bzw. 494 fl. pro Kux ausgeteilt.<sup>18</sup> Wer das Glück hatte, in solchen Zechen mehrere Kuxe zu besitzen, wurde schlagartig reich. So gehörten den sächsischen Landesherrn in der erwähnten Schneeberger „Rechten Fundgrube“ 12 Kuxe, die ihnen von 1472 bis 1477 insgesamt 51 183 fl. Ausbeute einbrachten. Hauptgewerke und Lehenträger dieser Grube war aber der Zwickauer Bürger Martin Römer, der hier und in anderen Schneeberger Gruben außergewöhnliche Gewinne gemacht haben muß. In der Annaberger Himmlisch-Heer-Fundgrube besaßen der Annaberger Bürger Kaspar Kürschner 9 Kuxe und Familienmitglieder von ihm weitere 5 Kuxe, ferner ein weiterer Annaberger Bürger Hans Unruh 8 Kuxe, d. h. Kürschner erhielt allein 1537 die Summe von 17 370 fl. Ausbeute, die gesamte Familie Kürschner 27 020 fl.; Unruh 15 440 fl.<sup>19</sup> Der sächsische Herzog Georg, der hier ebenfalls 12 Kuxe besaß, erhielt dafür 23 160 fl. Ausbeute (zum Vergleich: im selben Jahr betrug die feudalen Ämtereinnahmen des albertinischen Staates 27 128 fl.).

Die genannten Spitzenausbeuten waren aber eine seltene Ausnahme. Im allgemeinen waren die Ausbeuten viel niedriger und stark schwankend. So betrug die höchste Ausbeute für sämtliche Annaberger Ausbeutgruben im Jahre 1537 insgesamt 333 500 fl., im Jahre 1525 waren es aber nur 17 500 fl.<sup>20</sup>

Wenn man nun zu allgemeinen Aussagen gelangen will, so muß zunächst bedacht werden, daß Ausbeute und Profit nicht identisch waren, da einerseits auch die Regalabgaben einen Teil des Gewinns darstellten, der von den Landesherrn abgezweigt wurde; andererseits mußte ein Gewerke auch die Kuxpreise und die Zubeußen für Kuxe ohne Gewinn abziehen, ehe er seinen tatsächlichen Profit berechnen konnte. Man brauchte also für umfassendere Aussagen Angaben über Kuxpreise, Zubeußen, Ausbringen, Regalabgaben, Produktionskosten bzw. Rücklagen und Ausbeute, möglichst für ganze Reviere und über längere Zeiträume hinweg, was jedoch auf Grund der Quellenlage nicht zu erreichen ist. Immerhin gestatten die Quellen, den Geldwert des Ausbringens, der Regalabgaben und der Ausbeute miteinander in Beziehung zu setzen, wodurch sich sowohl die Höhe der Produktionskosten als auch der prozentuale Anteil der Ausbeute vom Ausbringen ergibt, d. h. man kann berechnen, der wievielte Teil des gewonnenen Silbers in die Taschen der Gewerke floß. Entsprechende Berechnungen auf Grund von Zehntregistern, Austeilungsbüchern und ähnlichen Quellen ergeben, daß in Annaberg<sup>21</sup> in einem halben

<sup>18</sup> Ebenda, S. 92.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 160.

<sup>20</sup> HStA Freiberg, BA – AB 12/4, Austheilung auf Sanct – Annabergk.

<sup>21</sup> Für Annaberg gibt es zwei Ausbeutbücher. Das erste liegt im StA Dresden, Loc. 4495, Austeilung auf St. Annaberg, und verzeichnet alle Ausbeuten vom Beginn des Annaberger Bergbaus 1496 bis 1530. Es stammt aus dem 16. Jh. Das zweite liegt im HStA Freiberg (vgl. Anm. 20) und verzeichnet die Ausbeuten von 1496 bis 1591. Es handelt sich – ohne daß das besonders ausge-

Jahrhundert von 1501 bis 1550 durchschnittlich 38–39% des gewonnenen Silbers als Ausbeute in die Taschen der Gewerken geflossen sind.<sup>22</sup> In absoluten Zahlen heißt das, daß im genannten Zeitraum in Annaberg insgesamt rd. 882 590 Mark Silber gewonnen wurden, die einen Geldwert von rd. 7 500 000 fl. darstellten. Davon erhielten die Gewerke insgesamt rd. 2 900 000 fl. als Ausbeute, d. h. im Jahresdurchschnitt 58 000 fl.

Entsprechende Berechnungen für Schneeberg<sup>23</sup> ergaben für den Zeitraum von 1511 bis 1540, d. h. für 30 Jahre, einen durchschnittlichen Anteil der Ausbeute von sogar rd. 46% oder in absoluten Zahlen: das Schneeberger Ausbringen repräsentierte in diesen Jahrzehnten einen Geldwert von insgesamt über 1 500 000 fl., wovon rd. 700 000 fl. als Ausbeute in die Taschen der Gewerke flossen, d. h. rd. 23 333 fl. im Jahresdurchschnitt. Legt man zugrunde, daß die Regalabgaben durchschnittlich 20–25% des Ausbringens ausmachten, so blieben – nebenbei gesagt – in Annaberg 37–42% und in Schneeberg 28–34% für Produktionskosten übrig.

Um den tatsächlichen Profit zu ermitteln, müßte man nun – das sei nochmals wie-

---

wiesen wird – um eine spätere Zusammenstellung. Die darin enthaltenen Ausbeutzziffern differieren gegenüber den von mir nach dem Dresdener Buch errechneten, bewegen sich aber insgesamt in den gleichen Größenordnungen (vgl. Tabellen im Anhang). Das gleiche ist von den Angaben über das Ausbringen zu sagen. Für seine Berechnung bilden die im StA Weimar fast vollständig vorhandenen Zehntrechnungen die Grundlage. Auf ihnen beruhen die Zahlen, die W. Goerlitz und ich errechneten und die in meiner Tabelle (Studien . . ., S. 268 f.) zusammengefaßt sind. Es existiert jedoch im HStA Freiberg, EE 23/1 + 2, ein Buch „Extracte über das Silber- . . . Ausbringen . . . Annaberg 1523–1600“, das 1829 von C. G. Zöllner nach den Zehntrechnungen zusammengestellt worden ist. Auch hier differieren die Zahlen gegenüber den selbst ermittelten, bewegen sich aber ebenfalls in den gleichen Größenordnungen. Für die im Text gemachten Angaben über die Ausbeuten wurde wegen seiner Geschlossenheit das Freiburger Material zugrundegelegt; das Ausbringen wurde für die Jahre 1501–1530 nach den Tabellen in den Studien . . ., S. 268 f., und für die Jahre 1531–1550 nach den Freiburger „Extracten“ berechnet. Eine Nachprüfung anhand des Dresdener Ausbeutbuches ergab im wesentlichen gleiche Resultate. Danach betrug der Anteil der Ausbeute für die Jahre bis 1530 (Ende des Dresdener Ausbeutbuches) 36–37% vom Ausbringen. Für die Umrechnung des Silbergewichts in Geld wurde ein Wert von 8,5 fl. pro Mark Silber zugrundegelegt. Das entsprach etwa dem durchschnittlichen Marktpreis, der sich im Laufe der ersten Hälfte des 16. Jh. von 8 auf 9 fl. erhöhte. Das fürstliche Zehntsilber, das in der Regel auf die Leipziger Messen gebracht und dort verkauft wurde, wurde in den Zehntrechnungen im Schnitt mit 8 fl. 12 gr. pro Mark umgerechnet. Vgl. auch die Berechnungen von Th. G. Werner, Das fremde Kapital im Annaberger Bergbau und Metallhandel des 16. Jahrhunderts, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 58, 1937, S. 197 f.

<sup>22</sup> Vgl. auch die Berechnungen der „mutmaßlichen Verzinsung des Anlagekapitals“ Görlitzer Kuxbesitzer von 1528 durch W. Haupt, Görlitzer Finanzbeteiligung am Joachimsthaler Bergbau, in: Sächsische Heimatbl., 1977, H. 5, S. 217–220. Bei sehr unterschiedlichen Sätzen im einzelnen ergibt sich ein Durchschnitt von 37%.

<sup>23</sup> Für Schneeberg wurden die Tabellen von Meltzer zugrundegelegt (Ch. Meltzer, Historia Schneebergensis renovata, Schneeberg 1716, S. 690 ff.). Ein entsprechendes Verzeichnis der Schneeberger Ausbeuten von 1511 bis 1800 existiert im HStA Freiberg, A B 17/1 + 2 (vgl. Tabellen im Anhang für die Zeit bis 1550). Das Ausbringen, soweit es sich nach den Zehntrechnungen ermitteln ließ (1470–1531), bei Laube, Studien, S. 268 f. Der Vergleich zeigt, daß das Ausbringen bei Meltzer in der Regel zu niedrig angegeben ist. Möglicherweise erklärt sich daraus der im Vergleich zu Annaberg erheblich größere prozentuale Anteil der Ausbeute von 46% des Ausbringens.



derholt – entsprechende Zahlen über Kuxpreise und Zubußen besitzen, um sie von der Ausbeute abzuziehen. Das ist nicht der Fall.

Es gibt aber Material für einzelne Gewerke, das hier wenigstens für das Verhältnis von Zubußen und Ausbeuten einen Einblick gestattet. Der obengenannte Leipziger Kaufmann Georg Kreuziger mußte für seine Marienberger Kuxe im Quartal Crucis 1543 insgesamt 244 fl. Zubüße zahlen und erhielt im selben Quartal 457 fl. Ausbeute; im Quartal Reminiscere 1544 zahlte er 242 fl. Zubüße und erhielt 352 fl. Ausbeute.<sup>24</sup> Allerdings ist nicht bekannt, wieviel er für die Kuxe bezahlt hatte. Der sächsische Kurfürst Johann Friedrich zahlte im Quartal Luciae 1534 für 101  $\frac{1}{2}$  Schneeberger Kuxe 75 fl. 4 gr. Zubüße und erhielt gleichzeitig von 22 Kuxen 1071 fl. Ausbeute.<sup>25</sup> Der kurfürstliche Kämmerer Hans von Ponigkau zahlte im Quartal Trinitatis 1536 in Schneeberg 21 fl. 19 gr. für 88 Kuxe Zubüße und erhielt von 4 Kuxen 232 fl. Ausbeute; Crucis 1536 zahlte er 19 fl. 9 gr. Zubüße für 58  $\frac{1}{2}$  Kuxe und erhielt von 7 Kuxen 308 fl. Ausbeute; Crucis 1537 zahlte er 87 fl. Zubüße für 88  $\frac{3}{4}$  Kuxe und erhielt von 6 Kuxen 203 fl. Ausbeute.<sup>26</sup> Auch hier fehlen die Kuxpreise.

Genug der Zahlen. Es ist klar geworden, daß im Bergbau riesige Profite gemacht werden konnten, die aber vom Charakter her Spekulationsgewinne waren. Bei unglücklicher Spekulation und ausbleibenden Gewinnen konnten die Zubüßen auch zu großen Verlusten führen. Kroker hat anhand der Leipziger Stadtkassenrechnungen nachgewiesen, daß die Stadt Leipzig sich trotz einiger glücklicher Gewinne in Schneeberg insgesamt mit Verlust am sächsischen Bergbau beteiligt hat.<sup>27</sup> Es gibt auch eine Reihe von Beispielen, daß sich Einzelgewerke – oftmals nach vorangegangenen hohen Gewinnen – verspekulierten und ruiniert wurden. Das betraf etwa den obengenannten berühmten Annaberger Fundgrubner Kaspar Kürschner,<sup>28</sup> den Leipziger Großhändler und Großgewerke Ulrich Lintacher,<sup>29</sup> den Buchholzer Bergvogt Matthes Busch<sup>30</sup> u. a. Doch trotz solcher Beispiele und warnender Stimmen von Zeitgenossen sorgten die Nachrichten über hohe Gewinne dafür, daß immer wieder neues Kapital in den Bergbau strömte, darunter in hohem Maße Handelskapital.

Versuchen wir abschließend, die im Bergbau erzielten Gewinne mit den Handelsgewinnen zu vergleichen, so fehlt uns hier breites Zahlenmaterial. Reinhard Hildebrandt hat ermittelt, daß die Augsburger Firma Haug – Langnauer – Link um die Mitte des 16. Jh. im Durchschnitt 18% Jahresgewinn erzielte. Die langfristigen Nettogewinne der Augsburger und Nürnberger Gesellschaften lagen zwischen 10 und

<sup>24</sup> Laube, Studien, S. 142.

<sup>25</sup> StA Weimar, Reg. T 649–655, Bl. 38 u. 66 f.

<sup>26</sup> Laube, Studien, S. 180.

<sup>27</sup> E. Kroker, Leipzig und die sächsischen Bergwerke, in: Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, Bd. IX, 1909. bes. S. 39 ff.

<sup>28</sup> Laube, Studien, S. 159 f.

<sup>29</sup> Ebenda, S. 138 f.

<sup>30</sup> Ebenda, S. 165 f.

20%, wobei die Augsburger ca. 2–5% besser abschnitten als die Nürnberger.<sup>31</sup> Für Kölner Großhändler des 15. Jh. ermittelten Franz Irsigler und Helga Heidenreich Gewinnspannen von 11% bis 25%, wobei die Mehrzahl um 15%–17% lag. Im Tuchhandel ergaben sich Gewinne von 19% bis 24% und im Weinhandel bis 25%, in einem Fall bis zu 30%.<sup>32</sup> Für die Florentiner Kompagnie der Alberti berechnete R. de Roover in den ersten Jahrzehnten des 14. Jh. jährlich Durchschnittsprofite zwischen 12% und 20% mit einzelnen Abweichungen nach unten und oben.<sup>33</sup>

Noch viel schwieriger ist die Ermittlung von Gewinnen aus der frühkapitalistischen Produktion außerhalb des Bergbaus. Das Regensburger Handelshaus Runtinger beteiligte sich bereits gegen Ende des 14. Jh. am Barchentverlag und erzielte nach Berechnungen von Franz Bastian 48% Gewinn.<sup>34</sup> Zweifellos ist eine solche Angabe zu vereinzelt, um daraus weitreichende Schlüsse zu ziehen. Doch im Lichte des über die Bergbaugewinne Gesagten, dürfte unsere Ausgangsthese als bestätigt gelten. Die Triebfeder für die Anlage von Handelskapital in der frühkapitalistischen Produktion – trotz des hohen Risikos – waren überdurchschnittlich hohe Profite. Wo diese allerdings ausblieben oder kleiner waren als im Handel oder in Bankoperationen, zog sich das Kapital sofort wieder aus der Produktion zurück. De Roover demonstriert das an einem Gesellschaftsvertrag der Medici von 1531 über die Beteiligung an einer Florentiner Wollmanufaktur, der 1534 schon wieder gekündigt wurde, weil der jährliche Durchschnittsprofit nur um 10% lag.

Wie ließ doch Georgius Agricola seinen Helden im Bermannus-Dialog 1528 sprechen: „Wir sind ja fast alles Menschen, die auf Geld erpicht sind, und wir begehren, mit möglichst wenig Aufwand und möglichst geringer Arbeit in so kurzer Zeit wie möglich reich zu werden.“<sup>35</sup> Und die Rechnungsbücher der italienischen Kompagnien des 14. bis 16. Jh., so die der Alberti aus Florenz von 1308, die Francesco Datinis aus Prato Anfang des 15. Jh. und die der Medici aus Florenz von 1531, drücken das kurz und lakonisch mit der Formel aus, die jeweils als Motto den Partnerschaftsverträgen bzw. Abrechnungen vorangestellt ist: „In nome di Dio e di guadagno“ (Im Namen Gottes und des Profits).<sup>36</sup>

<sup>31</sup> R. Hildebrandt, Augsburger und Nürnberger Kupferhandel, 1500–1619. Produktion, Marktanteile und Finanzierung im Vergleich zweier Städte und ihrer wirtschaftlichen Führungsschicht, in: Schwerpunkte der Kupferproduktion und des Kupferhandels in Europa 1500–1650, hrsg. v. H. Kellenbenz, Köln/Wien 1977, S. 209, 222.

<sup>32</sup> F. Irsigler, in: Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft, Bd. 1, Köln 1975, S. 290.

<sup>33</sup> Business, Banking and Economic Thought in Late Medieval and Early Modern Europe, ed. by J. Kirshner, Chicago 1974, S. 64 ff., 76 ff.

<sup>34</sup> F. Bastian, Runtingerbuch 1383–1407, Deutsche Handelsakten des Mittelalters und der Neuzeit, Bd. 7, 1935, S. 126.

<sup>35</sup> G. Agricola, Bermannus oder über den Bergbau, übers. u. bearb. v. H. Wilsdorf u. a., in: Georgius Agricola, Ausgewählte Werke, Bd. II, Berlin 1955, S. 77 f.

<sup>36</sup> R. de Roover, in: Business, Banking . . . , a. a. O., S. 71 f., 87.



## A n h a n g

*Ausbeuten in Annaberg 1496-1550 (bzw. bis 1529)*

(1. Spalte Ausbeuten nach HStA Freiberg, BA-AB 12/4;

2. Spalte nach StA Dresden, Loc. 4495; vgl. Anm. 20/21.

Die Quartalsangaben sind für jedes Jahr summiert)

Jahr	fl.	fl.
1496	13 371	13 416
1497	14 040	14 190
1498	33 920	34 443
1499	69 504	69 789
1500	91 042	96 618
1501	101 914	93 783
1502	70 049	67 209
1503	96 893	99 846
1504	66 566	68 628
1505	54 751	55 534
1506	46 698	46 182
1507	54 180	54 051
1508	35 733	34 314
1509	83 592	83 721
1510	59 856	60 372
1511	46 182	45 150
1512	44 763	44 505
1513	107 844	107 586
1514	94 428	92 106
1515	51 129	48 117
1516	67 238	67 467
1517	112 230	112 875
1518	50 955	50 052
1519	28 509	27 993
1520	29 908	29 541
1521	28 767	28 896
1522	29 799	26 961
1523	21 930	21 672
1524	24 510	24 768
1525	17 544	17 673
1526	23 607	23 607
1527	17 544	17 415
1528	24 477	27 606
1529	19 995	19 737
1530	24 671	
1531	33 024	
1532	38 829	
1533	40 506	
1534	87 073	
1535	124 008	
1536	126 678	
1537	333 523	

Jahr	fl.	fl.
1538	103 071	
1539	33 382	
1540	38 958	
1541	22 704	
1542	18 189	
1543	18 450	
1544	17 549	
1545	21 930	
1546	66 394	
1547	74 691	
1548	65 145	
1549	53 793	
1550	45 406	

*Ausbeuten in Marienberg 1529-1550*  
(nach HStA Freiberg, AB 15/1)

Jahr	fl.
1529	2 967
1530	6 579
1531	13 545
1532	19 221
1533	10 191
1534	4 128
1535	29 412
1536	32 637
1537	22 317
1538	103 329
1539	203 175
1540	270 384
1541	116 874
1542	81 786
1543	65 016
1544	69 273
1545	57 583
1546	59 985
1547	61 533
1548	36 765
1549	34 314
1550	37 797

*Ausbeuten in Schneeberg 1511-1550*  
(nach HStA Freiberg, AB 17/1)

Jahr	flgr.	Jahr	flgr.
1511	6 192	1514	8 127
1512	59 340	1515	14 240
1513	17 673	1516	21 156



*Ausbeuten in Schneeberg 1511-1550*  
(nach HStA Freiberg, AB 17/1)

Jahr	flgr.	Jahr	flgr.
1517	25 324	1534	33 024
1518	9 675	1535	85 256
1519	6 779	1536	88 660
1520	10 787	1537	69 290
1521	774	1538	78 390
1522	6 321	1539	64 396
1523	1 935	1540	37 478
1524	258	1541	26 130
1525	2 515	1542	15 340
1526	5 676	1543	11 440
1527	7 224	1544	6 240
1528	5 289	1545	9 880
1529	2 193	1546	2 886
1530	5 418	1547	780
1531	14 835	1548	2 470
1532	9 030	1549	13 650
1533	2 580	1550	6 890

WALTER STARK

Die Handelsgesellschaft der Brüder Veckinchusen  
im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts

M. P. Lesnikov hat sich in der Einleitung zu der von ihm besorgten Ausgabe der Veckinchusen-Bücher Af 1 und Af 6 mit den von Rörig und Nordmann vorgeschlagenen Editionsprinzipien auseinandergesetzt, die auf eine bereits vom Herausgeber vorzunehmende Schematisierung des Quellenmaterials hinausliefen.<sup>1</sup> Völlig zu Recht wendet Lesnikov dagegen ein, damit „verlöre der Forscher die Möglichkeit, eigenständig mit dem Material zu arbeiten; er wäre an das Schema des Herausgebers gebunden und gezwungen, den von diesem vorgezeichneten Weg zu beschreiten“.<sup>2</sup> Diesen Einwand will Lesnikov auf alle dreizehn erhaltenen Veckinchusen-Bücher bezogen wissen, die er nach der Form der in ihnen enthaltenen Aufzeichnungen in zwei Gruppen einteilt. Er würde aber in besonderem Maße für die erste Gruppe zutreffen, die nach Lesnikov die Bücher Af 1, Af 3, Af 6, Af 12 und Af 13 umfaßt und die man „Memoranda oder – mit Vorbehalt – Memoriale nennen“ könnte, wogegen „für die andere . . . die Bezeichnung ‚Kontobücher‘ gut passen“ würde. Den Unterschied sieht Lesnikov darin, daß in den „Kontobüchern“ Ordnung herrscht, die Form der einzelnen Buchungen festen Regeln folgt und die Gruppierung der Eintragungen klar und regelmäßig ist, während die Memorialbücher „einfach nur Gedächtnisstützen verschiedener Art für verschiedene Zwecke“ enthalten. In ihnen „scheint . . . ein Chaos zu herrschen“, in dem nur „mit viel Mühe einige Prinzipien in der Anordnung der Eintragungen zu erkennen, manchmal nur zu erahnen sind“.<sup>3</sup> Zweifellos trifft diese Charakterisierung für die beiden edierten Bücher Af 1 und Af 6 zu – freilich nicht ohne Ausnahmen. Die erste dieser Ausnahmerecheinungen soll den Gegenstand der in diesem Artikel durchzuführenden Analyse bilden.<sup>4</sup>

In der Fastenzeit des Jahres 1401, genau am 7. März 1401, gründeten Siverd und Hildebrand Veckinchusen „in Vlanderen to Brugge“ eine Handelsgesellschaft, an der jeder mit einer Einlage von 150 lb. gr. beteiligt war. Nach der ersten Notiz über die Gründung der Gesellschaft in Af 1 auf fol. 14 v. folgen anderweitige Eintragungen, bis dann zu Anfang von fol. 15 v. die Nachricht über die erfolgte Gründung

<sup>1</sup> Cl. Nordmann, Die Veckinchusenschen Handelsbücher. Zur Frage ihrer Edition, in: HGBll. 65/66, 1940/41, S. 84 f.

<sup>2</sup> M. P. Lesnikov, Die Handelsbücher des hansischen Kaufmanns Veckinchusen, Berlin 1973, S. XXI (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte, Bd. 19). Im folgenden: HB Af 1.

<sup>3</sup> Ebenda, S. XX.

<sup>4</sup> HB Af 1, fol. 14 v. Z. 1–7; fol. 15 v.–21 r.



wiederholt wird. Danach folgen auf zwölf zusammenhängenden Seiten bis fol. 21 r. ausschließlich die diese Gesellschaft und ihre Geschäfte betreffenden Eintragungen: Auf den ersten beiden Seiten fol. 15 v. und fol. 16 r. ist aufgezeichnet, was für das Gesellschaftskapital in Flandern eingekauft und von dort verschickt wurde. Insgesamt sind für 10 Terlinge die Zusammensetzung nach den einzelnen Tuchsorten, deren Einkaufspreise, d. h. die Preise „ersten Kaufes“, das Ungeld und damit der Gestehungspreis für den ganzen Terling ab Flandern in lb. gr. sowie die Reinerlöse in Lübeck oder Stralsund in Mark Lüb. oder Mark sund. verzeichnet, wie der nachstehende Auszug verdeutlichen mag:<sup>5</sup>

„It. 1 terlinch was inne 13 tomasche laken, dey stonden	27 lb.	16 sl.	6 gr.
It. $\frac{1}{2}$ dornsch ton slachdoke stont		10 sl.	6 gr.
It. to slan, ungehelt		3 sl.	5 gr.
Aldus so es dey summa van dessen terlinghe	28 lb.	10 sl.	5 gr.
Van dessen terlinghe es worden blyvendes	193 marc	11 sl.	2 p.“

Es ergibt sich aus dem Zusammenhang der Buchungen, daß es sich dabei um Mark Lüb. handelte. Mit dem Einkauf und Versand dieser 10 Terlinge war das Startkapital der Gesellschaft zunächst erschöpft. Die folgenden Seiten fol. 16 v. bis fol. 17 v. enthalten nun die Aufzeichnungen über die Zurückführung des Erlöses nach Flandern und über die gegenseitigen Verrechnungen, wie sie zur Fortführung des begonnenen Geschäftes erforderlich waren. Die neuerlichen Einkäufe und Versendungen der zweiten Welle mit insgesamt 11 Terlingen stehen auf den nächsten Seiten fol. 18 r. bis fol. 20 r. Sie sind allerdings schon abschnittsweise untermischt mit Eintragungen über Geldtransfer und anderweitige Verrechnungen, die v. a. daraus resultieren, daß in dieser Phase des Geschäftes neben Hildebrand noch ein Kommissionär oder Diener der Gesellschaft, Johannes van den Bokel, handelnd in Erscheinung tritt – wohl, nachdem Hildebrand zu Ende des Jahres 1401 Flandern (oder nur Brügge?) wenigstens zeitweise verlassen hat. Bokel nämlich kauft und versendet die letzten drei Terlinge (Nr. 9, 10 und 11) ab Frühjahr 1402 nach Lübeck über Hamburg, wie er auch außerdem für Rechnung der beiden Brüder 4 Terlinge direkt nach Livland versendet.<sup>6</sup> Diese direkt nach Livland versandten Terlinge stellen wohl schon den Beginn der dritten Welle von Warenversendungen dar. Auf der letzten Seite fol. 21 r. ist eine gewisse Zwischenabrechnung eingetragen, nach der dann die Eintragungen plötzlich abbrechen. Es hat aber offenbar in Hildebrands Absicht gelegen, die Aufzeichnungen über die Gesellschaftsgeschäfte fortzusetzen, denn er hat dafür die nächsten sechs Seiten freigelassen. Warum er diesen Vorsatz zum Leidwesen späterer Generationen nicht verwirklicht hat, bleibt unerklärbar. Die nach dieser Lücke auf fol. 25 r. wieder einsetzenden Aufzeichnungen betreffen bereits anderweitige Geschäfte aus dem Oktober 1403 und haben mit der Familiengesellschaft nichts zu tun.

Es hat den Anschein, als wären diese zwölf Seiten von fol. 15 v. bis fol. 21 r. einschl. der Vermerke über die bei den Verkäufen der 10 Terlinge aus der ersten

<sup>5</sup> Ebenda, fol. 15 v. Z. 22–26.

<sup>6</sup> Ebenda, fol. 20 v.

Welle und der Terlinge 1 bis 8 aus der zweiten Welle in einem Zuge eingetragen worden. Erst für die von Bokel besorgten Sendungen Nr. 9 bis 11 aus der zweiten Welle sind die Vermerke über die Reinerlöse als Nachträge – als solche an der helleren Tintenfärbung erkennbar – auf fol. 19 v. Z. 23, 29 und fol. 20 r. Z. 7 eingeschrieben worden. Die gleiche Beobachtung betrifft auch die Eintragungen über den Gesamterlös für die zweite Welle auf fol. 19 v. Z. 30/31 und die Begleichung der Wechselschulden aus dem Reinerlös der zweiten Welle auf fol. 20 r. Z. 15, 18/19.

Es handelt sich demnach bei den Aufzeichnungen in diesem Teil des Buches Af 1 um zusammenhängende, klar gegliederte und verhältnismäßig überschaubare Aufzeichnungen über eine auf Familienbasis arbeitende Handelsgesellschaft. Sie sind in einem Zuge niedergeschrieben, nachdem das Gesellschaftskapital wenigstens zweimal umgeschlagen worden war, und wurden in einigen – allerdings sehr wichtigen – Teilen durch später eingeschobene Nachträge vervollständigt. Es muß also die eingangs zitierte und im wesentlichen zutreffende Charakterisierung der Form der Eintragungen durch M. P. Lesnikov dahingehend präzisiert werden, daß in dem Memorialbuch Af 1 auf den Seiten fol. 15 v. bis 21 r. ein Stück Kontobuch enthalten ist.

#### Die Käufe und Verkäufe der ersten Welle

Von dem Gesellschaftskapital von 300 lb. gr. wurden zunächst an „Heyneke van Staden“<sup>7</sup> als Widerlegung 16 lb. gr. ausgetan. Das verbleibende Kapital von 284 lb. gr. wurde in Tuchkäufen angelegt: „dat ander es alto male bewert an gewande“.<sup>8</sup> Mindestens den ersten Terling kaufte Siverd noch selbst in Flandern ein, bevor er wieder nach Lübeck zurückkehrte, um dort und von dort aus den Verkauf der Laken zu besorgen, während in Flandern Hildebrand und Johannes van den Bokel, ihr Neffe,<sup>9</sup> die Interessen der Gesellschaft wahrnahmen.

Die mit dem eingelegten Kapital gekauften 10 Terlinge Tuch wurden in Lübeck und Stralsund verkauft. Wie bereits bei der Beschreibung der Quelle erwähnt, verfügen wir für jeden dieser Terlinge über exakte Angaben für die Gestehungskosten in lb. gr. und für den Reinerlös in Mark Lüb. bzw. Mark Sund. Ein- und Verkaufspreise sind also in verschiedenen Währungen gebucht worden, was bei der Form, in der die erzielten Gewinne transferiert wurden, für den Kaufmann selbst nicht weiter störend wirkte, uns dagegen vor die Notwendigkeit stellt, die Kursrelationen möglichst genau zu bestimmen, um den Unsicherheitsfaktor, der damit in die Berechnung hineingetragen wird, tunlichst zu verringern.

<sup>7</sup> Hinrich van Staden d. Ä. war nach den Auszügen aus dem Danziger Kürbuch (in: SS. rer. Pruss. IV, S. 314 ff.) spätestens seit 1412 Danziger Ratmann und starb nach ebd., S. 322 A. 2 als ältester Ratmann am 26. November 1440.

<sup>8</sup> HB Af 1, fol. 14 v. Z. 5.

<sup>9</sup> Zum Verwandtschaftsverhältnis s. den Stammbaum bei L. v. Winterfeld, Hildebrand Veckinchusen. Ein hansischer Kaufmann vor 500 Jahren. Bremen, o. J. (Hans. Volkshefte, H. 18). Danach war Johannes ein Sohn der Schwester Dedeke der Brüder Veckinchusen.



Die Abrechnung zwischen den Gesellschaftern bietet genügend Kursnotierungen, um ein hinreichend klares Bild von den Währungsverhältnissen zu bekommen. Beim Überkauf zwischen Lübeck und Flandern, d. h. beim Kauf von in Flandern auszu zahlenden lb. gr. gegen Zahlung von Mark Lüb. lassen sich für 1401/02 feststellen:<sup>10</sup>

6 m. 1/2 ß Lüb.	= 6,035 m. Lüb.	} : 1 lb. gr.
6 m. 8 d. Lüb.	= 6,042 m. Lüb.	
6 m. 1 ß 2 d. Lüb.	= 6,071 m. Lüb.	
6 m. 2 ß Lüb.	= 6,125 m. Lüb.	
6 m. 3 ß Lüb.	= 6,19 m. Lüb.	
6 m. Lüb.	= 6,0 m. Lüb.	

Als Mittelwert wird hieraus der Kurs 6 m. 1 ß Lüb. : 1 lb. gr. = 6,0625 : 1 in den folgenden Gewinnberechnungen angewendet.

Zur Bestimmung des Wechselkurses der sundischen Mark liegen zwei Angaben vor. Das eine Mal kauft Hildebrand Veckinchusen in Flandern 73 lb. gr. gegen in Stralsund zu zahlende 733 m. 12 ß sund.; beim zweiten Male erhält er 8 lb. gr. ausbezahlt gegen in Stralsund gezahlte 75 m. 4 ß sund. Insgesamt hat er bei beiden Wechselgeschäften für 809 m. sund. 81 lb. gr. erhalten, was einem Kursverhältnis von 9,99 m. sund. : 1 lb. gr. oder 10 m. minus 2 d. sund. : 1 lb. gr. entsprach. Mit diesem Wert wird ebenfalls zu rechnen sein.

Danach lassen sich für folgende zehn Tuchsendungen von Flandern nach Lübeck bzw. Stralsund diese Gewinnberechnungen aufstellen:

1. *Sendung*: (fol. 15 v. Z. 4–10)

1 Terling, gemischt aus Dornschen und breiten Popperineschen

Preis ab Flandern:	Reinerlös in Lübeck:	
28 lb. 3 ß 4 gr.	200 m. 5 ß Lüb.	= 200, 3125 m. Lüb.
= 28, 166 lb. gr.		= 33, 041 lb. gr.

Gewinn: 4, 874 lb. gr. = 4 lb. 17 ß 6 gr.

Gewinnrate: 17,31%

2. *Sendung*: (fol. 15 v. Z. 12/13)

6 Kamerykesche Laken

Preis ab Flandern:	Reinerlös in Lübeck:	
9 lb. 10 ß gr.	64 m. 13 ß Lüb.	= 64, 8125 m. Lüb.
= 9, 5 lb. gr.		= 10, 691 lb. gr.

Gewinn: 1,191 lb. gr. = 1 lb. 3 ß 10 gr.

Gewinnrate: 12,53%

3. *Sendung*: (fol. 15 v. Z. 14–21)

1 Terling, Ypernsche und Tomassche gemischt

Preis ab Flandern:	Reinerlös in Stralsund:	
42 lb. 15 ß gr.	514 m. 4 1/2 ß sund.	= 514, 28125 m. sund.
= 42, 75 lb. gr.		= 51, 48 lb. gr.

Gewinn: 8, 73 lb. gr. = 8 lb. 14 ß 8 gr.

Gewinnrate: 20,42%

<sup>10</sup> HB Af 1, fol. 16 v. ff.

4. *Sendung*: (fol. 15 v. Z. 22–26)

1 Terling mit Tomasschen Laken

Preis ab Flandern:

28 lb. 10 ß 5 gr.

= 28, 521 lb. gr.

Gewinn: 3, 43 lb. gr. = 3 lb. 8 ß 7 gr.

Gewinnrate: 12,02%

Reinerlös in Lübeck:

193 m. 11 ß 2 d. lüb.

= 193, 698 m. lüb.

= 31, 951 lb. gr.

5. *Sendung*: (fol. 15 v. Z. 27–34)

1 Terling mit Ypernschen und „moerden tomasschen“

Preis ab Flandern:

40 lb. 6 ß 10 gr.

= 40, 342 lb. gr.

Gewinn: 6, 833 lb. gr. = 6 lb. 16 ß 8 gr.

Gewinnrate: 16,94%

Reinerlös:

257 m. lüb. ohne zunächst unverkaufte 3 „moyerde“,

29 m. lüb. für die später (fol. 17 v. Z. 3) gerechnet wurden:

286 m. lüb.

= 47, 175 lb. gr.

6. *Sendung*: (fol. 15 v. Z. 35–40)

1 Terling mit 20 halben Akschen

Preis ab Flandern:

21 lb. 7 ß 7 gr.

= 21, 379 lb. gr.

Gewinn: 4, 731 lb. gr. = 4 lb. 14 ß 8 gr.

Gewinnrate: 22,13%

Reinerlös in Lübeck/Stralsund:

112 m. 10 ß lüb. und 75 m. 4 ß sund.

= 112, 625 m. lüb. = 75, 25 m. sund.

= 18, 577 lb. gr. = 7, 533 lb. gr. = 26, 11 lb. gr.

7. *Sendung*: (fol. 16 r. Z. 1–10)

1 Terling mit Ypernschen und halben Leydenschen

Preis ab Flandern:

40 lb. 13 ß 10 gr.

= 40, 692 lb. gr.

Gewinn: 5, 864 lb. gr. = 5 lb. 17 ß 3 gr.

Gewinnrate: 14,41%

Reinerlös in Stralsund:

318 m. sund. = 198 $\frac{1}{2}$  m. lüb.<sup>11</sup> und noch 138 m. sund.

= 198, 5 m. lüb.

und 138 m. sund.

= 32, 742 lb. gr.

und 13, 814 lb. gr.

= 46, 556 lb. gr.

<sup>11</sup> So im Original. Der Kurs ist aber mit 1,6 m. sund. : 1 m. lüb. zu niedrig angesetzt. Auf diese Stelle bezieht sich wohl die Eintragung auf fol. 17 v. Z. 12/13 in der Abrechnung zwischen den beiden Gesellschaftern: „unde ok so blyvet tachter, dat hey syk an den sundeschen ghelde vorrekent hevet, also hir boven screven stet 3 marc 2 sl. sund.“ – Auch diese Korrektur bedarf der Korrektur, denn aus dem Zusammenhang der Rechnung ergibt sich, daß es statt „m. sund.“ heißen muß „m. lüb.“. Diese 3 m. 2 ß lüb. addiert zu den 198 1/2 m. lüb. ergeben 201 m. 10 ß lüb. : 318 m. sund. oder einen Wechselkurs von 1 m. lüb. : 1,577 m. sund., was zu den beiden anderen in der gleichen Abrechnung angewendeten Kursen (fol. 17 v. Z. 1/2; fol. 20 r. Z. 30) von 1 : 1,57 und 1 : 5,6 paßt.



8. *Sendung*: (fol. 16 r. Z. 11-19)1 Terling wie *Sendung* 7Preis ab Flandern:  
37 lb. 5 ß 9 gr.

Reinerlös in Lübeck/Stralsund:

73 m. 4½ ß lüb.  
= 73, 28125 m. lüb.  
= 12, 088 lb. gr.und 308 m. sund.  
und 308 m. sund.  
und 30, 831 lb. gr.  
= 42, 919 lb. gr.

= 37, 2875 lb. gr.

Gewinn: 5, 6315 lb. gr. = 5 lb. 12 ß 8 gr.

Gewinnrate: 15,1%

9. *Sendung*: (fol. 16 r. Z. 20-24)

1 Terling mit „smeden dornschen“

Preis ab Flandern:  
22 lb. 8 ß 5 gr.  
= 22, 421 lb. gr.

Reinerlös in Lübeck:

167 m. 12 ß lüb.

= 167,75 m. lüb.  
= 27, 67 lb. gr.

Gewinn: 5, 249 lb. gr. = 5 lb. 10 ß gr.

Gewinnrate: 23,41%

10. *Sendung*: (fol. 16 r. Z. 28-32)

1 Terling mit 6 Tomasschen, ½ Dornsches zu Schlagtuch

Preis ab Flandern:  
13 lb. 12 ß 9 gr.  
= 13,6375 lb. gr.

Reinerlös in Lübeck:

88 m. 3 ß 2 d. lüb.

= 88,198 m. lüb.  
= 14,548 lb. gr.

Gewinn: 0,915 lb. gr. = 18 ß 4 gr.

Gewinnrate: 6,68%

Hildebrand Veckinchusen hat selbst die Gesteungskosten und die in Lübeck und Stralsund erzielten Reinerlöse summiert: „It. so es dey summa to hope van dessen vorscreven gude, dat uns over komen es op dey vorscreven summa gheldes 300 lb. 13 sl. 10 gr.“<sup>12</sup> Hierbei ist ihm allerdings der Fehler unterlaufen, die an Hinrich van Staden zur Widerlegung ausgetanen 16 lb. gr. mit einzubeziehen, obwohl doch hierfür kein Gut übersandt worden ist. Nach Abzug dieses Postens vermindert sich die Summa der Gesteungskosten auf 284 lb. 13 ß 10 gr., denen als Summen der Reinerlöse nach Hildebrands Rechnung 1356 m. 2 ß 10 d. lüb. und 1035 m. 8½ ß sund. gegenüberstehen.<sup>13</sup> Die Nachprüfung ergibt, daß Hildebrand bei der Summe der Gesteungskosten um 1 gr. zu niedrig geraten ist, doch wollen wir uns mit ihm darum nicht streiten. Dagegen sind die Summen der Reinerlöse von ihm richtig berechnet worden, wenn man die als späteren Erlös für die drei „moerden Yperschen“ erlangten und von uns bei *Sendung* 5 eingesetzten 29 m. lüb. aus der Rechnung wieder herausnimmt. Es kann das umso unbedenklicher geschehen, als es sich hier um

<sup>12</sup> HB Af 1, fol. 16 r. Z. 33/34.<sup>13</sup> Ebenda, Z. 37/38.

die Abrechnung über die Gewinne aus der ersten Welle von Sendungen zu einem ganz bestimmten, von Hildebrand Veckinchusen in seiner Rechnung festgehaltenen Zeitpunkt des Gesamtgeschäftes handelt.

Für diesen Teil, den Abschluß des Hin-Geschäftes der ersten Welle von Sendungen aus Flandern nach Lübeck und Stralsund, läßt sich demnach nachstehende Gewinnberechnung aufmachen:

Kapitaleinsatz	284 lb. 13 ß 10 gr. = 284,692 lb. gr.
Reinerlös	
in Lübeck	1356 m. 2 ß 10 d. Lüb. = 1356,177 m. Lüb. = 223,699 lb. gr.
in Stralsund	1035 m. 8 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> ß sund. = 1035,531 m. sund. = <u>103,657 lb. gr.</u>
Reinerlös insgesamt	327,356 lb. gr.
Gewinn: 42,664 lb. gr. = 42 lb. 13 ß 3 gr.	
Gewinnrate: 14,99%	

Zu dieser Berechnung sind zwei Bemerkungen notwendig:

1. Eine Aufrechnung wie die obenstehende hatte im praktischen Handelsleben dieser Zeit rein theoretischen Charakter, da ein Geschäft erst nach Abschluß des Rückgeschäftes beendet war. Sie konnte praktischen Nutzen nur dann gewinnen, wenn die beiden Gesellschafter die eben erst begründete Gesellschaft in Lübeck hätten auflösen wollen, um entweder getrennt weiter zu arbeiten oder eine neue Gesellschaft zu begründen. Denkbar wäre natürlich auch der Fall, daß sie sich aus dem Handelsleben ganz hätten zurückziehen wollen, doch bis dahin sollte es noch gute Weile haben.
2. Es muß für die Richtigkeit der Rechnung der Vorbehalt gemacht werden, daß Gewinn und Gewinnrate sich etwas abweichend gestaltet haben können, wenn der Wechselkurs geringfügig höher oder niedriger anzusetzen war. Doch sind dies schon Überlegungen, die vor allem die Realisierung des Reinerlöses im Rückgeschäft betreffen.

Die Buchungen Hildebrand Veckinchusens über die Abrechnung mit seinem Bruder ermöglichen es, die Rückführung des Reinerlöses aus den wendischen Städten nach Flandern zur Fortsetzung des Geschäftes zu rekonstruieren und so die Gewinnberechnung durch Ausdehnung auf das Hin- und Rückgeschäft praxisnäher zu gestalten. Schon bei etwas eingehenderer Durchsicht der Aufzeichnungen Hildebrands entsteht der Eindruck, daß der Endgewinn der ersten Welle des Geschäftes niedriger gelegen haben muß, als es zuerst nach den Abschlüssen des Hingeschäftes den Anschein hat. Das bedingt schon die Art des Transfers: Es wird vorwiegend Geld überkauft, woran kaum etwas zu verdienen ist, und bereits ein Überschlag über die Ergebnisse der wenigen Warenrücksendungen nach Flandern führt zu der Vermutung, daß bei den Verkäufen kein oder nur geringer Gewinn, z. T. sogar heftige Verluste entstanden sind. Die folgende Aufrechnung soll zeigen, bis zu welchem Grade diese Vermutung zu Recht bestanden hat. Die Tabelle gibt in der Reihen-



folge der Buchungen wider die Lübecker oder Stralsunder Beträge, die Art des Transfers, die in Flandern hierfür erhaltenen Werte sowie die angewandten oder entstandenen Kursrelationen. Die in der Kursrelation an erster Stelle genannte Zahl gibt den Ausgangsort der Transferierung an. Es bedeutet z. B. ein Wechselkurs von 1 : 6,125, daß in Flandern lb. gr. gegen einen auf Lübeck ausgestellten Wechsel gekauft wurden.

*Die Rückführung der Reinerlöse aus dem Hingeschäft Flandern – Lübeck nach Flandern*

1. An Johannes van den Bokel: (fol. 16 v., Z. 1 ff.)

ab Lübeck			Art des Transfers	Wechselkurs (m. lüb. : lb. gr.)	an Flandern		
m.	ß	d. lüb.			lb.	ß	gr.
14	8	—	Überkauf	6,0625 : 1	2	8	—
102	5	10	Wachs	6,378 : 1	16	1	—
105	4	—	Überkauf	6,19 : 1	17	—	—
188	9	—	Schönwerk	6,014 : 1	31	7	1
118	12	—	Überkauf	1 : 6,25	19	—	—
30	10	—	Überkauf	6,125 : 1	5	—	—
21	4	—	Überkauf	6,07 : 1	3	10	—
15	5	—	Überkauf	6,125 : 1	2	10	—
26	8	—	Butter	7,043 : 1	3	15	3
20	—	—	Speck	6,03 : 1	3	6	4
643	1	10 <sup>14</sup>			103	17	8

2. An Hildebrand Veckinchusen in m. lüb.: (fol. 17 r. Z. 1 ff.)

m.	ß	d.			lb.	ß	gr.
209	5	—	Überkauf	1 : 6,16	34	—	—
400	4	6	Überkauf	1 : 6	66	13	4
30	10	—	Überkauf	6,125 : 1	5	—	—
4	6	—	Überkauf	6,035 : 1	—	14	6
3	—	—	Überkauf	6 : 1	—	10	—
21	—	—	Überkauf	6 : 1	3	10	—
255	8	—	Wismarer Bier	9,82 : 1	26	—	6
924	1	6			136	8	4

3. An Hildebrand Veckinchusen in m. sund.

m.	ß	d.			lb.	ß	gr.
733	12	—	Überkauf	1 : 10,05	73	—	—
75	4	—	Überkauf	9,41 : 1	8	—	—
809	—	—			81	—	—

<sup>14</sup> Von Veckinchusen in fol. 16 v. Z. 21 um 1 ß lüb. zu niedrig berechnet.

Das Ergebnis der Teilrechnung 3 (m. sund. : lb. gr.) haben wir bereits mit der Anwendung der Kursrelation von 9,99 m. sund. : 1 lb. gr. in der Gewinnberechnung des Hingeschäftes vorweggenommen. Die Ergebnisse der Teilrechnungen 1 und 2 addiert ergeben, daß Geld- und Warenwerte in Höhe von insgesamt 1567 m. 3 ß 4 d. lüb. aus Lübeck nach Flandern transferiert dort zu 240 lb. 6 ß gr. wurden. Es entspricht das einem Kursverhältnis von 6,522 m. lüb. : 1 lb. gr. In der Kursverschlechterung für die m. lüb. widerspiegeln sich v. a. die bei den Warensendungen ausgebliebenen Gewinne oder die beim Verkauf eingetretenen Verluste. Die Geldüberkäufe aus den beiden Teilrechnungen für sich genommen, können wir 974 m. 4 ß 6 d. lüb. ab Lübeck 159 lb. 15 ß 10 gr. in Flandern gegenüberstellen, was einem Wechselkurs von 6,097 m. lüb. : 1 lb. gr. entspricht. Der so gewonnene Wechselkurs, der übrigens nur äußerst geringfügig von dem von uns in der Schlußrechnung des Hingeschäftes eingesetzten von 6,0625 : 1 abweicht, stellt die Grundlage bei der Gewinn- und Verlustrechnung für die Warensendungen des Rückgeschäftes dar.

*Die Warensendungen des Rückgeschäftes von Lübeck/Wismar nach Flandern*

1. *Sendung*: (fol. 16 v. Z. 3/4)

„an wasse“

Preis ab Lübeck:	Reinerlös in Flandern:	
102 m. 5 ß 10 d. lüb.	16 lb. 12 gr.	= 16,05 lb. gr. (mal 6,097)
= 102,365 m. lüb.		= 97,857 m. lüb.

Verlust: 4,508 m. lüb. oder 4 m. 8 ß 2 d. lüb.

Verlustrate: 4,4%

2. *Sendung*: (fol. 16 v. Z. 6/7)

3 Tausend 9 Timmer Schönwerk

Preis ab Lübeck:	Reinerlös in Flandern:	
188 m. 9 ß lüb.	31 lb. 7 ß 1 gr.	= 31,354 lb. gr.
= 188,5625 m. lüb.		= 191,165 m. lüb.

Gewinn: 2,6025 m. lüb. = 2 m. 9 ß 8 d. lüb.

Gewinnrate: 1,38%

3. *Sendung*: (fol. 16 v. Z. 16/17)

7 Tonnen Butter

Preis ab Lübeck:	Reinerlös in Flandern:	
26 m. 8 ß lüb.	3 lb. 15 ß 3 gr.	= 3,7625 lb. gr.
= 26,5 m. lüb.		= 22,94 m. lüb.

Verlust: 3,56 m. lüb. oder 3 m. 9 ß lüb.

Verlustrate: 13,43%

4. *Sendung*: (fol. 16 v. Z. 18/19)

Speck

Preis ab Lübeck:	Reinerlös in Flandern:	
20 m. lüb.	3 lb. 6 ß 4 gr.	= 3,317 lb. gr.
= 20 m. lüb.		= 20,224 m. lüb.

Gewinn: 0,224 m. lüb. oder 3 ß 7 d. lüb.

Gewinnrate: 1,12%



5. *Sendung*: (fol. 17 r. Z. 14/15)

25 Last Wismarer Bier

Preis ab Wismar:	Reinerlös in Flandern:	
255 m. 8 ß lüb.	26 lb. 6 gr.	= 26,025 lb. gr.
= 255,5 m. lüb.		= 158,674 m. lüb.

Verlust: 96,826 m. lüb. oder 96 m. 13 ß 3 d. lüb.

Verlustrate: 37,9%

Überblicken wir die Warengeschäfte, so bestätigt sich der anfangs gewonnene Eindruck. Winzig zu nennenden Gewinnen bei Schönwerk und Speck, absolut genommen von 2 m. 9 ß 8 d. lüb. und 3 ß 7 d. lüb., prozentual von 1,38% und 1,12%, stehen Einbußen bei Wachs und Butter von 4 m. 8 ß 2 d. lüb. und 3 m. 9 ß lüb. in Prozenten: von 4,4% und 13,4% gegenüber. Den schwersten Verlust brachte aber das Geschäft mit dem Wismarer Bier, bei dem 96 m. 13 ß 3 d. lüb., d. i. 37,9% des Gestehungspreises, verlorengingen. Das Bier scheint besonders schwer „von der Hand gegangen“ zu sein. Es mußte in kleineren Posten und dazu noch gegen längere Kreditierung des Kaufpreises abgegeben werden. Schon bei der Notierung des Gesamterlöses für Bier macht Hildebrand den einschränkenden Zusatz, es sei „worden blyvendes also et al betalt wort . . .“,<sup>15</sup> und als er selbst um die Jahreswende 1401/02 aus Flandern fortzog, mußte er Johannes van den Bokel u. a. noch drei Forderungen „van beyre“ in der Gesamthöhe von 17 lb. 18 ß 9 gr. zur Eintreibung hinterlassen,<sup>16</sup> so daß von den 26 lb. 6 gr. Gesamterlös für Bier über zwei Drittel noch Außenstände waren.

Natürlich stellt sich jetzt die Frage nach den Gründen für so eklatant schlechte Abschlüsse, denn auch die winzigen Gewinne stellen in den Augen des Kaufmannes schlechte Ergebnisse dar. Es wäre möglich, für einen oder anderen Artikel an eine zeitweilige Überschwemmung des Marktes mit demzufolge preiswirksamem Überangebot zu denken. Doch daß Waren so verschiedener Art zu gleicher Zeit gleichmäßig schlecht abzusetzen waren, widerspricht dieser Vermutung. Als weitere Ursache wäre besonders bei dem Bier an eine Qualitätsminderung der Ware zu denken, doch könnte dies nicht für Werk und Wachs zutreffen. Den größten Grad an Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, daß die Ursachen für die schlechten Ergebnisse der Warenverkäufe in der Art der Geschäftsführung und -anlage durch die Gesellschafter und besonders durch Hildebrand zu suchen sind. Für sie kam es vor allem darauf an, schnell und in großen Mengen Tuch in die Ostsee zu bekommen. Auf dieser Seite lag der Schwerpunkt ihres Geschäftes und hier ließen sich, wie sich bereits an dieser Stelle des Geschäftsablaufes bestätigt hat, auch Gewinne erreichen. Dazu war es aber notwendig, die Rücksendungen schnell und möglichst gegen „reydes gheld“ abzusetzen, was nach allen Erfahrungen nicht ohne erhebliche Preisnachteile möglich war. Um schnell wieder Kapital zum Ankauf neuen Tuches zur Verfügung zu haben, wird man bewußt auf die Profite aus dem Rückgeschäft verzichtet haben – ein Geschäftsgebaren, das unter bestimmten, für uns heute nicht mehr re-

<sup>15</sup> HB Af 1, fol. 17 r. Z. 16.<sup>16</sup> Ebenda, fol. 18 v., Z. 30–35.

konstruierbaren Marktlagen größere Aussichten auf Profit zu eröffnen schien. Es ist auch angesichts der Verluste bei den Warenrücksendungen aus Lübeck durchaus möglich, daß sich die Brüder mit Tuchsendungen nach Livland über Lübeck hinaus dort die notwendigen Guthaben schaffen mußten, um die Rücksendungsgüter überhaupt erst erwerben zu können.

Als Ergebnis des erstmaligen Umschlages des Gesellschaftskapitals im Hin- und Rückgeschäft kann festgestellt werden: In Flandern wurde Gut für 284 lb. 13 ß 10 gr. erworben und versandt, für das beim Verkauf in Lübeck/Stralsund Reinerlöse im Gegenwert von 327 lb. 7 ß 1 gr. erzielt wurden. Der Gewinn machte also 42 lb. 13 ß 3 gr. aus, die Gewinnrate betrug 14,99%. Im Rückgeschäft traten bei der Rückführung der Gewinne Verluste bei den Warenrimessen auf, so daß der Gewinntransfer mit Verlust abschloß. Es konnten aus den Lübeck-Stralsunder Reingewinnen in Flandern nur 321 lb. 6 ß gr. erzielt werden. Der Gewinn des ersten Hin- und Rückgeschäftes betrug 36 lb. 12 ß 2 gr., die Gewinnrate 11,39%.

#### Die Tuchkäufe und -versendungen der zweiten Welle

Nach den Aufzeichnungen über die Gründung der Gesellschaft und die ersten zehn der von ihr nach Lübeck und Stralsund versandten Tuchposten sowie über die Abrechnung hierüber setzen mit fol. 18 r. die Aufzeichnungen über die weiteren Tuchkäufe und -versendungen ein. Sie stellen offenbar die 2. Welle des Geschäftes dar und sind für die 2. Hälfte des Jahres 1401 anzusetzen; nur die letzten drei Posten gehören in das 1. Drittel des Jahres 1402. Insgesamt wurden 11 Terlinge verschickt, davon Nr. 1 (fol. 17 v. Z. 28–30) vorweg und Nr. 9–11 zum Abschluß durch Johannes van den Bokel. Die Sendungen Nr. 2–8 hatte Hildebrand selbst eingekauft und abgefertigt, wie der Anfang von fol. 18 r. lehrt: „It. so sante ic uns ut Vlanderen ton ersten op dyt vorscreven ghelt op dey Elve 1 terlinch dar was inne ...“. Solch ähnliche Vermerke tragen fast alle Sendungen dieser Serie. Zusätzlich wird ihre Zugehörigkeit zur Gesellschaft der Brüder Veckinchusen noch durch die an den Kopf der Seite gesetzten Handelsmarken von Hildebrand und Siverd gesichert.

Die Tuchsendungen gingen nach Lübeck und Stralsund. Es sind damit wiederum die Kursrelationen zwischen dem lb. gr. und der m. lüb. bzw. der m. sund zu ermitteln. Das entsprechende Material liefern erneut die Notierungen über den Rücktransfer der Reinerlöse für die 11 Terlinge von – nach Hildebrands Rechnung – 1724 m. 3½ ß sund. und 760 m. 13½ ß lüb.<sup>17</sup> Für die m. lüb. liegt dabei nur eine Notierung vor.<sup>18</sup> Es wurden 30 lb. gr. gegen 181 m. 14 ß lüb. getauscht. Der Kurs von 1 lb. gr. : 6 m. 1 ß lüb. entspricht mit 1 : 6,0625 dem schon für die Berechnung der Sendungen aus der 1. Welle angewandten und kann hier unbedenklich wieder gebraucht werden. Dagegen muß der Kurs der sundischen Mark zum lb. gr. gegenüber dem der 1. Welle neu bestimmt werden. An sich wäre für die Richtung Stralsund–Flandern, die zunächst für den Transfer der in Stralsund erzielten Reinerlöse in Frage kommt, die in fol. 17 r. Z. 28/29 überlieferte Kursrelation von

<sup>17</sup> Ebenda, fol. 19 v. Z. 30/31.

<sup>18</sup> Ebenda, fol. 20 r. Z. 20/21.



9 m.  $6\frac{1}{2}$  ß sund. : 1 lb. gr. (= 9,406 : 1) anzuwenden. Dem steht aber entgegen, daß 1.) dieser Überkauf noch aus der Abrechnung für die 1. Welle stammt und somit veraltet ist und vor allem, daß 2.) das Stralsunder Geld der 2. Welle durch Johannes van den Bokel und Hildebrand mittels in Flandern auf Stralsund gestellter Wechsel in lb. gr. zurückverwandelt wurde. Es fanden drei solcher Überkäufe statt:<sup>19</sup>

100 lb. gr. für 1025 m. sund.	zu 1 lb. gr. : 10 m. 4 ß sund. (= 1 : 10,25)	} für zus. $940\frac{1}{2}$ m. sund.
53 lb. gr.	zu 1 lb. gr. : 10 m. 1 ß sund. (= 1 : 10,0625)	
40 lb. gr.	zu 1 lb. gr. : 10 m. 3 ß sund. (= 1 : 10,1875)	

193 lb. gr. für  $1965\frac{1}{2}$  m. sund. ergeben einen durchschnittlichen Wechselkurs von 1 lb. gr. : 10,184 m. sund. oder ca. 1 lb. gr. : 10 m. 3 ß sund. Mit diesem Kurs wird zu rechnen sein.

Er gibt für die m. sund. gegenüber der ersten Welle eine deutliche Verschlechterung wider, die sich vermutlich aus der Art der Überkäufe ergibt. Leider kennen wir weder den Ausstellungstermin für die Wechsel noch die Laufzeiten, doch wird aus der Anordnung der Aufzeichnungen wahrscheinlich, daß mindestens der Kauf der 100 lb. gr. in erster Linie der Beschaffung von Geld zum Ankauf der zu versendenden Ware auf dem Kreditwege und erst in zweiter Linie dem reinen Sortenwechsel gedient hat. Diese Erklärung für den hohen Wechselkurs gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit, wenn wir uns des schon ausgesprochenen Grundsatzes erinnern, wonach sich im Wechselkurs nicht nur die Gebühr für den Geldumtausch, sondern auch die Verzinsung der für die Laufzeit des Wechsels gewährten Kreditierung verbergen.

*Die Verkaufsergebnisse aus den Sendungen der zweiten Welle Flandern-Lübeck/Stralsund stellen sich wie folgt dar:*

1. *Sendung:* (fol. 17 v. Z. 27–31)

1 Terling „wandes“ zum Gestehungspreis von 44 lb. gr. 2 ß 1 gr. Davon blieben 1 grün. Ypernsches und 1 Kamerykses unverkauft, die nach fol. 21 r. Z. 12/13 mit zus. 6 lb. gr. anzusetzen waren. Das ergibt

Preis <sup>20</sup> ab Flandern:	Reinerlös in Stralsund:	
38 lb. 2 ß 1 gr.	365 m. $7\frac{1}{2}$ ß sund.	= 365,469 m. sund.
= 38,104 lb. gr.		= 35,887 lb. gr.

Verlust: 2,217 lb. gr. = ca. 2 lb. 4 ß 4 gr.

Verlustrate: 5,82%

2. *Sendung:* (fol. 18 r. Z. 1–6)

1 Terling mit 21 halben Akschen, 1 „smeden dornsch“ zum Schlagtuch

Preis ab Flandern:	Reinerlös in Lübeck/Stralsund:	
21 lb. 8 ß gr.	49 m. 12 ß lüb.	und 176 m. sund.
	= 49,75 m. lüb.	und 176 m. sund.
	= 8,206 lb. gr.	und 17,282 lb. gr.
= 21,4 lb. gr.		= 25,488 lb. gr.

Gewinn: 4,088 lb. gr. = 4 lb. 1 ß 9 gr.

Gewinnrate: 19,1%

<sup>19</sup> Ebenda, fol. 17 v. Z. 21/22; fol. 19 v. Z. 11–14; fol. 20 r. Z. 13–17.

<sup>20</sup> Unter „Preis“ sind hier überall die Gestehungskosten zu verstehen.

3. *Sendung*: (fol. 18 r. Z. 7-11)

1 Terling mit Tomasschen (13 + 1)

Preis ab Flandern:	Reinerlös in Stralsund:
28 lb. 8 ß 6 gr.	294 m. sund.
= 28,425 lb. gr.	= 28,869 lb. gr.

Gewinn: 0,444 lb. gr. = ca. 8 ß 10 gr.

Gewinnrate: 1,56%

4. *Sendung*: (fol. 18 r. Z. 12-16)

1 Terling mit Tomasschen (13 + 1)

Preis ab Flandern:	Reinerlös in Lübeck:	
28 lb. 3 ß 6 gr.	199 m. 12 ß lüb.	= 199,75 m. lüb.
= 28,175 lb. gr.		= 32,948 lb. gr.

Gewinn: 4,773 lb. gr. = ca. 4 lb. 15 ß 6 gr.

Gewinnrate: 16,94%

5. *Sendung*: (fol. 18 r. Z. 17-23)

1 Terling mit 18 halben englischen Weißen zu je 22 ß gr. und 1 „smeden mabovesch“ zum Schlagtuch zu 17 ß gr.

„dey summa van dessen Terlinghe myt ungehelde 21 lb. myn 1 gr.“ = 20,996 lb. gr.

Davon blieben unverkauft in Lübeck stehen oder wurden nach Livland weitergesandt (fol. 21 r. Z. 1-9) je

4 halbe engl. Weiße = 8mal 22 ß gr.	= 8 lb. 16 ß gr. und
das Schlagtuch zu 17 ß gr.	= zus. 9 lb. 13 ß gr. = 9,65 lb. gr.

Das Ungeld für den ganzen Terling auf den in Lübeck verkauften Teil gerechnet, ergibt sich aus der Differenz von 20,996 lb. gr. und 9,65 lb. gr. für den verkauften Teil der

Preis ab Flandern:	Reinerlös in Lübeck:	
11 lb. 6 ß 11 gr.	85 m. 15 1/2 ß lüb.	= 85,969 m. lüb.
= 11,346 lb. gr.		= 14,18 lb. gr.

Gewinn: 2,834 lb. gr. = ca. 2 lb. 16 ß 8 gr.

Gewinnrate: 24,98%

6. *Sendung*: (fol. 18 r. Z. 26/28)

1 Terling „wandes“ mit 14 + 1 Tomasschen

Preis ab Flandern:	Reinerlös in Stralsund:	
30 lb. 17 ß 5 gr.	307 m. 12 ß sund.	= 307,75 m. lüb.
= 30,871 lb. gr.		= 30,219 lb. gr.

Verlust: 0,652 lb. gr. = 12 1/2 ß gr.

Verlustrate: 2,11%

7. *Sendung*: (fol. 18 v. Z. 1-6)

1 Terling mit 13 Schydamschen; 1/2 rotes Laken zum Schlagtuch zu 12 ß 3 gr. Gestehungspreis 34 lb. 4 ß 4 gr. abzüglich des Preises für das unverkauft gebliebene Schlagtuch ergibt den

Preis ab Flandern:	Reinerlös in Lübeck:
33 lb. 12 ß 1 gr.	200 m. 13 ß lüb.
	= 200,8125 m. lüb.
= 33,604 lb. gr.	= 33,124 lb. gr.

Verlust: 0,48 lb. gr. = ca. 9 1/2 ß gr.

Verlustrate: 1,43%



## 8. Sendung: (fol. 18 v. Z. 7-22)

1 Terling mit stark gemischtem Sortiment, von dessen Inhalt nur ein Teil in Lübeck verkauft werden konnte. Der Rest ging teils mit anderen Restposten zu einem Terling vereint nach Livland weiter<sup>21</sup> oder blieb unverkauft stehen. Für eine Gewinnberechnung muß der Inhalt aufgeschlüsselt werden:

Inhalt	Preis ab Flandern	verkauft	unverkauft
3 blaue Eykeloysche zu je 21 ß 9 gr.	3 lb. 5 ß gr.		3,2625 lb. gr.*
3 1/2 Laken zu je 24 ß 6 gr.	4 lb. 5 ß 9 gr.		4,2875 lb. gr.*
4 halbe Eykeloysche zu je 11 ß 10 gr.	2 lb. 7 ß 4 gr.	2,366 lb. gr.	
2 halbe lichtgrüne Ypernsche zu je 36 P 18 gr.	3 lb. 13 ß 6 gr.		3,675 lb. gr.*
3 halbe Aksche zus.	2 lb. 11 ß gr.	2,55 lb. gr.	
22 Ellen 3 1/2 Quartier (= 22,875 Ellen) „bruns scharlaken“	3 lb. 17 ß 6 gr.		3,875 lb. gr.**
1 rotes Mechelsches	2 lb. 15 ß gr.	2,75 lb. gr.	
1 1/2 Leydensche	2 lb. 11 ß gr.	2,55 lb. gr.	
17 Ellen eines grauen „mestvelyschen“, je Elle 26 gr.	1 lb. 16 ß 10 gr.		1,842 lb. gr.*
	27 lb. 3 ß 2 gr.	10,216 lb. gr.	16,942 lb. gr.
Preis mit Ungeld	27 lb. 9 ß 7 gr.		
Ungeld	6 ß 5 gr.		

\* = nach Livland weitergeschickt.

\*\* = in Lübeck geblieben.

Da der verkaufte Teil das Ungeld für den ganzen Terling zu tragen hat, müssen als Gestehungskosten für den verkauften Teil berechnet werden (27,479 minus 16,942 =) 10,537 lb. gr. Dafür wurden in Lübeck als Reinerlös erzielt 61 m. 4 ß lüb. = 61,25 m. lüb. = 10,103 lb. gr. Bei dem Teilverkauf war also ein Verlust von 0,434 lb. gr. oder ca. 8 ß 8 gr. entstanden, was einer Verlustrate von 4,12% entsprach.

Vom rein rechnerischen Standpunkt könnte jetzt der Einwand erhoben werden, daß das Ungeld auch zwischen verkauftem und unverkauftem Teil der Tuchsendung aufgeteilt werden müßte. Nach den Einkaufspreisen gerechnet verhalten sich verkaufter und unverkaufter Teil des Terlings zueinander wie 37,6% : 62,38%. In diesem Verhältnis wäre ebenfalls das Ungeld von 77 gr. aufzuschlüsseln, wodurch die Gestehungskosten für den verkauften Terlingteil sich von 10,537 lb. gr. auf 10,338 lb. gr. verringern würden. Entsprechend niedriger wären dann Verlust und

<sup>21</sup> HB Af 1, fol. 21 r. Z. 1-9.

Verlustrate auf 0,221 lb. gr. oder 4 ß 5 gr. bzw. 2,13% anzusetzen. Eine solche Berechnungsweise würde jedoch der kaufmännischen Wirklichkeit in keiner Weise gerecht werden, denn das Ungeld einschl. der Fracht ging für den ganzen Terling bis Lübeck. Die Masse des unverkauft gebliebenen Teiles ging, wie aus der umseitigen Aufschlüsselung deutlich wird, weiter nach Livland, wobei ihr eigene, nur dieser Weitersendung zuzurechnende Unkosten erwachsen, die sicher auch so berechnet wurden. Der rechnerisch berechnete Einwand könnte sich also nur auf den einen in Lübeck verbleibenden Posten stützen. Bei der Geringfügigkeit der Beträge lohnt aber dafür die Berechnung nicht, zumal dann noch der Zeitfaktor wegen der verzögerten Umschlaggeschwindigkeit des für diese Teilposten angelegten Kapitals einzubeziehen wäre.

Hildebrand Veckinchusen selbst hat für die Sendungen 1-8 eine Zwischenrechnung aufgestellt,<sup>22</sup> die wir zu verifizieren haben. Er ist dabei - richtig - auf die Summe der Gestehungskosten von 233 lb. 12 ß 9 gr. gekommen, hat allerdings die für den Terling Nr. 1 von Johannes van den Bokel zugeschossenen 2 lb. 7 gr.<sup>23</sup> außer acht gelassen. Danach wurden für die Sendungen 1-8 in Flandern insgesamt ausgegeben 235 lb 13 ß 4 gr. Hiervon sind abzusetzen die Gegenwerte der zum Zeitpunkt der Abrechnung noch nicht verkauften Tuche in Höhe von zus. 33 lb. 4 ß 1 gr. = 202 lb. 9 ß 3 gr. (einschl. des Ungeldes). Beim Verkauf wurden als Reinerlös erzielt 597 m. 8 ß 6 d. lüb. und 1 143 m. 3 ß und 6 d. sund.

In lb. gr. umgerechnet wären das

597,53125 m. lüb. : 6,0625 = 98,562 lb. gr.  
und 1143,2186 m. sund. : 10,184 = 112,256 lb. gr.

zusammen 210,818 lb. gr. als Reinerlös.

Gegenüber einem Kapitaleinsatz von 202,463 lb. gr. sind damit 8,355 lb. gr. oder 8 lb. 7 ß 1 gr. gewonnen.

Die Gewinnrate betrug 4,13%, lag also nicht sonderlich hoch. Auf die Ursachen für dieses kaufmännisch unbefriedigende Ergebnis wird später in der Diskussion des Gesamtergebnisses für alle elf Sendungen dieser Welle einzugehen sein.

Zunächst sind noch die Sendungen 9-11 aufzurechnen, die Johannes van den Bokel in der Zeit nach dem 8. Februar 1402 für die Gesellschaft aufgekauft und an Siverd geschickt hat:

9. *Sendung*: (fol. 19 v. Z. 17-23)

1 Terling mit 14 Tomasschen,  $\frac{1}{2}$  Kundysch zum Schlagtuch

Preis ab Flandern:	Reinerlös in Stralsund:
30 lb. 9 ß 8 gr.	303 m. sund.
= 30,483 lb. gr.	= 29,753 lb. gr.

Verlust: 0,73 lb. gr. = 14 ß 8 gr.

Verlustrate: 2,4%.

<sup>22</sup> Ebenda, fol. 18 v. Z. 24/25.

<sup>23</sup> Ebenda, fol. 19 r. Z. 8.



10. *Sendung*: (fol. 19 v. Z. 24–29)1 Terling mit 15 Messenschen,  $\frac{1}{2}$  Kundysch zum Schlagtuch

Preis ab Flandern:	Reinerlös in Lübeck:	
17 lb. 13 ß 8 gr.	132 m. 4 ß lüb.	= 132,25 m. lüb.
= 17,683 lb. gr.		= 21,814 lb. gr.

Gewinn: 4,131 lb. gr. = 4 lb. 2 ß 8 gr.

Gewinnrate: 23,36%.

11. *Sendung*: (fol. 20 r. Z. 1–7)1 Terling mit 13 Tomasschen,  $\frac{1}{2}$  Kundysch zum Schlagtuch

Preis ab Flandern:	Reinerlös in Stralsund:
28 lb. 12 ß 6 gr.	228 m. sund.
= 28,625 lb. gr.	= 22,388 lb. gr.

Verlust: 6,237 lb. gr. = 6 lb. 4 ß 9 gr.

Verlustrate: 21,9%.

Für eine Gewinnberechnung, die alle elf Sendungen der 2. Welle einschließt, kann auf die bei der Zwischenwertung für die Sendungen 1–8 gewonnenen Werte (s. S. 22/23) zurückgegriffen und aufgebaut werden. Die Gesteungskosten der letzten drei Sendungen 9–11 hat Hildebrand Veckinchusen selbst – richtig – summiert auf fol. 20 v. Z. 8/9.

*Gewinnberechnung für die Sendungen 1–11 (zweite Welle)*

Sendung (verkaufte Teile)	Gesteungskosten in Flandern			Reinerlöse in Lübeck			in Stralsund				
	lb.	ß	gr.	m.	ß	d.	m.	ß	d.	sund.	
1–8	202	9	3	597	8	6	1143	3	6		
9	76	15	10	132	4	—	303	—	—		
10											
11							228	—	—		
1–11	279	5	1	729	12	6	1674	3	6		
				= 729,781 m. lüb.			= 1674,22 m. sund.				
				= 120,376 lb. gr.			= 164,397 lb. gr.				
	= 279,254 lb. gr.			zus. = 284,773 lb. gr.							

Gewinn: 5,519 lb. gr. oder 5 lb. 10 ß 5 gr.

Gewinnrate: 1,98%.

Vor einer Diskussion der Umstände, die möglicherweise dieses magere Ergebnis bewirkt haben könnten, müssen wir uns mit unserer Berechnung noch den von Hildebrand Veckinchusen selbst ermittelten und in seinem Handlungsbuch festgehaltenen Ergebnissen stellen. Hildebrand Veckinchusen summiert die Gesteungspreise für alle elf Sendungen der 2. Welle auf fol. 20 r. Z. 11/12: „Aldus so sal hey (sc. Siverd) nu rekenschap doen van 11 terlinghe wandes, dey summa dar-

van es to hope, also vorscreven stet, 310 lb. 8 sl. 7 gr.“ Gleichfalls hat er die Reinerlöse zusammengerechnet und ist dabei zu dem Resultat gekommen: „It. so es van den 11 terlinghe wandes worden an sundeschen ghelde 1 724 marc  $3\frac{1}{2}$  sl. sundeschen unde an lubeschen ghelde 760 marc  $13\frac{1}{2}$  sl. lub.“<sup>24</sup>

Unter Verwendung der schon ermittelten und gebrauchten Wechselkurse könnte folgende Berechnung angestellt werden:

Gestehungspreis ab Flandern:	Reinerlöse	
	in Lübeck:	in Stralsund:
310 lb. 8 ß 7 gr.	760 m. 13 ß 6 d. lüb. = 760,844 m. lüb. = 125,5 lb. gr.	1724 m. 3 ß 6 gr. sund. = 1724,22 m. sund. = 169,307 lb. gr.
= 310,429 lb. gr.	zus. = 294,807 lb. gr.	

Verlust: 15,622 lb. gr. = 15 lb. 16 ß 5 gr.

Verlustrate: 5%.

In der Wirklichkeit fiel aber das Gesamtergebnis nicht ganz so schlecht aus, wie es nach der vorstehenden Aufrechnung den Anschein hat. Es ist vielmehr durchaus möglich, bei näherem Hinschauen den Gebrüder Veckinchusen noch aus den Verlustzahlen herauszuhelfen. Wir brauchen dazu nur die Ausgangswerte der obigen Berechnung zu überprüfen. In den rd. 310 lb. gr. hat Hildebrand die Gestehungskosten aller 11 Terlinge zusammengerechnet, ohne Rücksicht darauf, was und wieviel von der einzelnen Sendung verkauft war. Er hatte damit von seinem Standpunkt aus vollkommen Recht, denn – so schrieb er es selbst – für die Gestehungskosten in Höhe von rd. 310 lb. gr. sollte sein Bruder Siverd abrechnen, dafür „sal hey nu rekenschap doen . . .“ Zur Rechnungslegung Siverds gehörte aber auch, daß er einen Teil der zunächst in Lübeck nicht verkäuflichen Tuche zu einem Terling vereinte und nach Livland weitersickte, wie schon erwähnt wurde. Es handelte sich dabei um Gut zum Gestehungspreis von zus. 18 lb. 15 ß 1 gr. Dieser Terling wurde gebucht zusammen mit vier anderen Terlingen, die Johannes van den Bokel im Jahre 1402 in direkter Fahrt aus Flandern nach Livland verschifft hat und deren Gestehungskosten auf zus. 104 lb.  $5\frac{1}{2}$  gr. kamen.<sup>25</sup>

Diese 4 Terlinge stellten wahrscheinlich schon den Anfang der 3. Welle dar und signalisierten wohl gleichzeitig auch die Abkehr von den mißglückten Versuchen, auf dem Stralsunder Tuchmarkt gewinnbringend abzusetzen. Der Versand des „Restposten-Terlings“ aus Lübeck nach Livland ist nach den vier aus Flandern direkt nach Livland bestimmten Terlingen eingetragen. Für alle fünf Terlinge finden sich keine Eintragungen über die Reinerlöse mehr wie bei den bisherigen Tuchsendungen. Wir können daher unbedenklich den für eine Gewinnberechnung als

<sup>24</sup> Ebenda, fol. 19 v. Z. 30/31.

<sup>25</sup> Ebenda, fol. 20 v.



Ausgangswert anzusetzenden Gestehtungspreis um 18 lb. 15 ß 1 gr. niedriger als 310 lb. 8 ß 7 gr. ansetzen.

Bei einer erneuten Berechnung mit dem solcher Art korrigierten Ausgangswert kommt als Ergebnis zustande:

Gestehtungspreis ab Flandern:	Reinerlöse in Lübeck/Stralsund:
291 lb. 13 ß 6 gr.	(s. vorige Rechnung:)
= 291,675 lb. gr.	294,807 lb. gr.
Gewinn: 3,132 lb. gr. = 3 lb. 2 ß 8 gr.	
Gewinnrate: 1,07%.	

Mit diesem Ergebnis aus den korrigierten Ausgangswerten Hildebrands sind wir in beruhigende Nähe zu dem aus unserer Rechnung stammenden gekommen, was die Gewinnrate betrifft. Die Differenz von 0,91% ist unerheblich und zudem erklärbar, wenn auch nicht auflösbar. Ein Teil des unverkäuflichen Gesellschaftsgutes blieb in Lübeck bei Siverd zum Verkauf stehen; Hildebrands Rechnung gibt ihn spezifiziert wider,<sup>26</sup> läßt dabei allerdings für „ $\frac{1}{2}$  half eykeloysch“ den Gestehtungspreis offen. Demzufolge erfolgte auch keine Summierung dieser Restposten. Sie machte – ohne 24 ß 9 gr. für „1 dubbelde Sayen“, das nirgendwo in den hier zur Berechnung stehenden Terlingen enthalten war – 14 lb. 5 ß 6 gr. aus.

Als Gesamtsummen für den Reinerlös hat Hildebrand Summen in m. lüb. und m. sund. eingetragen (s. S. 25/26), die die entsprechenden Ergebnisse aus unserer Rechnung erheblich übertreffen. Die Differenzen betragen +31 m. 1 ß lüb. und +50 m. sund., lassen sich aber ohne Schwierigkeiten erklären, wenn man berücksichtigt, wann und wo Hildebrand seine Endergebnisse eingetragen hat.

Sie sind – erkennbar an der helleren Tintenfärbung – nachgetragen worden und zwar dort, wo sich in der schon fertig geschriebenen Abrechnung noch ein Plätzchen fand. Hildebrand konnte seinen Nachtrag nicht hinter die Notiz über den 11. Terling schreiben, weil dort keine Lücke mehr frei war, sondern mußte die zwei Zeilen hinter die Notierungen für Terling Nr. 10 an das freie Ende von fol. 19 v. klemmen, wo er sie gerade noch unterbringen konnte. So steht das Ergebnis in der Aufrechnung nicht am Ende, sondern scheinbar völlig unlogisch zwischen den Eintragungen für Terling Nr. 10 und Nr. 11. Hieraus ergibt sich, daß in Hildebrands Summen der Reinerlöse spätere Verkäufe miteingegriffen wurden. Mit aller Wahrscheinlichkeit sind es die in Lübeck verbliebenen Restposten, deren Verkaufserlöse hier noch Eingang gefunden haben. Die Höhe des Reinerlöses dieser Restposten beim Verkauf in Lübeck stellt den Differenzbetrag zwischen unserer und Hildebrands Aufrechnung dar. Es muß offen bleiben, bis zu welchem Grade die Reste verkauft waren, als Hildebrand die Endsummen eintrug, da wir für diese Posten nur die Gestehtungspreise in lb. gr., nicht die Reinerlöse überliefert bekommen haben. Eine Überschlagsrechnung läßt aber als sicher erscheinen, daß alle Reste abgesetzt worden waren. Den Gestehtungspreis für das Viertel Eykeloysche

<sup>26</sup> Ebenda, fol. 21 r. Z. 10 ff.

Laken können wir nur als Näherungswert dazuschlagen. Es würde nach dem in der Abrechnung gegebenen Beispiel von 1 Eykeloysch = 24 ß 6 gr.<sup>27</sup> auf 6 ß gr. zu setzen sein. Damit kämen wir auf 14 lb. 11 ß 6 gr. als Summe der Gestehungspreise für die zunächst noch unverkauft in Lübeck stehen gebliebenen Restposten aus den 11 Terlingen.

Gleichsam in Parenthese sei hier eine Nebenrechnung zur Kontrolle der eigenen Berechnung der Gestehungspreise eingefügt. Wenn wir die obigen rd. 14 $\frac{1}{2}$  lb. gr. nach dem Vorbild des nach Livland geschickten Restposten-Terlings ebenfalls von den von Hildebrand errechneten rd. 310 lb. gr. Gestehungskosten absetzen, erhalten wir 310 lb. 8 ß 7 gr. - (18 lb. 5 ß 1 gr. + 14 lb. 11 ß 6 gr. =) 32 lb. 16 ß 7 gr. = 277 lb. 12 ß gr. als Summe der Gestehungskosten für die gewissermaßen im ersten Angebot verkauften Tuchsendungen der 2. Welle. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Hildebrand bei seiner Summierung nur die aus dem Gesellschaftskapital bezahlten Gestehungspreise erfaßt hat, nicht aber die von Johannes van den Bokel für den 1. Terling praktisch in die Gesellschaft hineingeliehenen 2 lb. 7 gr. mit einberechnet; so kommen wir mit 277 lb. 12 ß gr. + 2 lb. 7 gr. auf einen Gesamtgestehungspreis für die Tuche ersten Verkaufes von 279 lb. 12 ß 7 gr. aus Hildebrands Rechnung, neben dem unsere eigene auf 279 lb. 5 ß 1 gr. gekommene Rechnung durchaus bestehen kann. Die verbleibende Differenz von 7 ß 6 gr. ist aus dem Wirrwarr von Hildebrands Buchungen nicht aufzulösen - es sei denn, man könnte sich dazu entschließen, die letzte Zeile von fol. 21 r., wo es in einer ganz ungewöhnlichen Schreibweise statt „1 Quartier“ heißt „It  $\frac{1}{2}$  half eykeloysch“, als Schreibfehler zu nehmen und dafür „1 half ekeloysch“ einzusetzen mit einem Gesamtpreis nach fol. 21 r. Z. 4 von 12 ß 3 gr., also um 6 ß 3 gr. höher. Das würde die Differenz bis auf 1 ß 3 gr., d. i. 0,02%, abbauen.

Die Ursachen für das Auftreten von Differenzen zwischen den Ergebnissen unserer und Hildebrands Berechnungen liegen in der Anlage der Rechnungen selbst. Während unsere Rechnung die zunächst unverkauft bleibenden Tuchposten bei Gestehungspreisen und Reinerlösen aussondert und nicht berücksichtigt, sind sie in Hildebrands Rechnungsergebnissen - bis auf den nach Livland gegangenen Reste-Terling - enthalten. Umso wichtiger ist die weitgehende Übereinstimmung zwischen den auf beiden Rechnungswegen gewonnenen Ergebnissen über die Gewinnrate, die 1,98 bzw. 1,07% ausmachen. Nach allem vorher ausgeführtem ist klar geworden, daß die letztere Differenz sich aus dem Verkaufsergebnis der Restposten ergeben haben muß, die sich wahrscheinlich, wie das in der Natur von Restposten liegt, noch weniger günstig haben an den Mann bringen lassen, als die großen Posten aus dieser Sendungswelle.

Eine Rechnung über das Rückgeschäft erübrigt sich, da anders als bei der 1. Welle keinerlei Warenrimessen vorgekommen sind. Daß der Transfer der Gewinne ausschließlich mittels Wechsels erfolgte, die zudem auch noch wenigstens teilweise Kreditaufnahmen darstellten, ist bereits bei den Ausführungen über den Wechselkurs für die 2. Welle (s. S. 18 f.) erwähnt worden. Es bleiben nur zwei kleinere Beobach-

<sup>27</sup> Ebenda, Z. 4.



tungen noch wiederzugeben, die am Rande gemacht wurden, aber auch in die Gesamtheit des Handelsprofites hineingehören. Die erste betrifft die vorab bei der Gründung der Gesellschaft aus dem Gesellschaftskapital an Hinrich van Staden gegebene Widerlegung von 16 lb. gr. aus dem Frühjahr 1401.<sup>28</sup> Bis 1404 taucht dieser Name zunächst nicht mehr in den Handlungsbüchern auf. Erst für dieses Jahr findet sich die Notiz: „It. so hevet uns Hinrych Staden uns to schychtinghe lovet to geven, dat ic noch opnemen solde in Brugher mart op emme op Sunte Jacopes dach 20 lb. gr.“<sup>29</sup> Bei der „Schichtung“ hat es sich zweifelsohne um die Abrechnung über die gewährte Widerlegung gehandelt, zu deren Begleichung Hildebrand zwischen dem 7. April und 6. Mai 1404 (Brügger Markt) einen Wechsel auf Hinrich van Staden mit Fälligkeitstermin 25. Juli 1404 ziehen sollte.<sup>30</sup> Die Widerlegung von 16 lb. gr. hatte sich demnach in dreijähriger Laufzeit auf 125% erhöht, was einer Jahresrendite von durchschnittlich 8,333% entspricht. Die andere Beobachtung betrifft die von Johannes van den Bokel, der ja Diener oder Kommissionär, nicht aber Teilhaber der Gesellschaft war, zur Bezahlung des 1. Terlings der 2. Welle in die Gesellschaft geliehene Restsumme von 2 lb. 7 gr. Johannes hatte offenbar seine Forderung an die Gesellschaft an einen gewissen Herrmann abgetreten, denn in fol. 19 r. Z. 8 ist die Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber Johannes noch einmal erwähnt; die Eintragung fährt dann fort: „Des so sal Herman hir van hebben 2 lb. 4 sl. gr.“ Das Darlehen von 2 lb. 7 gr. = 487 gr. mußte also nach unbestimmter, aber nicht mehr als einjähriger Laufzeit zurückgezahlt werden mit 2 lb. 4 ß gr. = 528 gr., was einer Verzinsung von 8,42% entspricht.

Eine abschließende Betrachtung der Geschäfte dieser Familienhandelsgesellschaft, deren Tätigkeit wir für etwas über ein Jahr verfolgen konnten, hat zunächst den Versuch zu unternehmen, die Ursachen für die schlechten Abschlüsse der zweiten Welle von Verkäufen zu diskutieren. Hierzu könnten vielleicht einige Feststellungen, die sich aus einer Analyse der Warenrichtungen und -arten ergeben, von Bedeutung sein. Von den 11 Sendungen zweiter Welle gingen je 5 nach Lübeck oder Stralsund, 1 nach Lübeck und Stralsund. Über die Ergebnisse gibt die folgende Tabelle einen Überblick.

Von 11 Sendungen konnten nur 5 mit Gewinn verkauft werden; von diesen trugen 3 (Nr. 4 mit 13 Tomasschen und Nr. 10 mit 15 „Messenschen“ in Lübeck, Nr. 2 mit 21 halben Akschen in Lübeck und Stralsund) mit rd. 17 bis 23,4% bedeutende Gewinne ein. Die vierte Sendung (Nr. 5 mit halben englischen Weißen) brachte in Lübeck die nominell höchste Gewinnrate von fast 25%, doch war dieser Gewinn in der Praxis dadurch erheblich geschmälert, daß nur etwas über die Hälfte dieses Terlings in „normaler“ Zeit umgeschlagen, der Rest aber nur mit erheblicher Verzögerung oder gar erst in Livland an den Mann gebracht werden konnte. Der fünfte der

<sup>28</sup> Ebenda, fol. 14 v. Z. 4/5.

<sup>29</sup> Ebenda, fol. 33 r. Z. 11/12.

<sup>30</sup> Zur Datierung der Messen s. M. P. Lesnikov, S. XXV ff.

mit Gewinn verkauften Terlinge (Nr. 3 mit 13 Tomasschen nach Stralsund) verdient mit einer Gewinnrate von rd. 1,6% kaum hier genannt zu werden – es sei denn, wegen der Ausnahme, die er für die nach Stralsund bestimmten Sendungen darstellte. Er war nämlich die einzige der 5 für Stralsund bestimmten Sendungen, die einen bescheidenen Gewinn einbrachten, während alle anderen 4 Terlinge hier nur mit Verlusten abgesetzt werden konnten; der letzte der ganzen Reihe (Nr. 11 nach Stralsund) brachte seinen Verkäufern sogar eine fast 22%ige Einbuße.

*Der Absatz der Sendungen der zweiten Welle*

(Preis = Gesteungskosten in Flandern; Preis v. T. = Gesteungskosten für den verkauften Teil der Sendung)

	nach Lübeck									nach Stralsund			
	Preis			Preis v. T.			Gewinn/Verlust			Rate	Preis		
	lb.	ß	gr.	lb.	ß	gr.	lb.	ß	gr.	%	lb.	ß	gr.
1											44	2	1
2													
3											28	8	6
4	28	3	6	28	3	6	4	15	6	16,94			
5	20	19	11	11	6	11	2	16	8	24,98			
6											30	17	5
7	34	4	4	33	12	1	—	9	6	—1,43			
8	27	9	7	10	10	8	—	8	8	—4,12			
9											30	9	8
10	17	13	8	17	13	8	4	2	8	23,36			
11											28	12	6
	128	11	—	101	6	10	10	16	8	10,69	162	10	2
				= 101,342			= 10,833				= 162,508		

Sendung 1–11: Preis insges.: 312 lb. 9 ß 2 gr.

Preis v. T. insges.: 279 lb. 5 ß — gr.

Gewinn insges.: 5 lb. 7 ß — gr.

Reinerlös insges.: 284 lb. 12 ß — gr.

Gewinnrate: 1,92%

Die geringfügigen Differenzen der Werte aus dieser Tabelle zu den Werten der Schlußrechnung auf S. 25 sind bedingt durch die bei der Umrechnung auf Dezimalwerte infolge der Abrundungen unvermeidlich auftretenden Ungenauigkeiten.

Es lohnt sich, in diesem Zusammenhang die Tuchsorten und ihre Preislage näher zu betrachten. Der erste der Stralsund-Terlinge bestand aller Wahrscheinlichkeit nach aus Ypernschen und Kameryksen, d. h. aus Laken mittlerer und höherer Preislage (Kamerykse über 1½ lb. gr., Ypernsche je nach Farbe bis zu 5 lb. gr. und mehr im Einkauf), die an sich schon schwerer absetzbar waren als Laken der niederen Preislage; er brachte Verlust. Die restlichen vier Stralsund-Terlinge (Nr. 3, 6, 9, 11) enthielten ausschließlich Tomassche Laken, die mit etwas über 2 lb. gr. Einkaufs-



preis je Laken zu denen der mittleren Preisklasse gehörten. Sie konnten außer der Sendung Nr. 3 ebenfalls nur mit Verlust abgesetzt werden. Bei Terling Nr. 3 beruht der geringe Gewinn von rd. 1,6% oder – besser gesagt – das Ausbleiben eines Verlustes auf dem gegenüber anderen Terlingen niedrigeren Einkaufspreis. Die Tomasschen Laken der Sendungen Nr. 3 (und Nr. 4 nach Lübeck) wiesen mit je 2 Laken zu 2 lb. 4 ß gr. und je 11 Laken zu 2 lb. gr. die niedrigsten Einkaufspreise auf. Bei den Tomasschen Laken der übrigen Sendungen – auch denen der 1. Welle – lagen die Einkaufspreise je nach Farbe zwischen 2 lb. 1 $\frac{1}{2}$  ß gr. und 2 lb. 6 $\frac{1}{2}$  ß gr. Wenn

							nach Lübeck und Stralsund									
Preis v. T.			Gewinn/Verlust			Rate	Preis			Preis v. T.			Gewinn/Verlust			Rate
lb.	ß	gr.	lb.	ß	gr.	%	lb.	ß	gr.	lb.	ß	gr.	lb.	ß	gr.	%
38	2	1	2	4	4	-5,82	21	8	–	21	8	–	4	1	9	19,1
28	8	6	–	8	10	1,56										
30	17	5	–	16	6	-2,11										
30	9	8	–	14	8	-2,4										
28	12	6	6	4	9	-21,9										
156	10	2	9	11	5	-6,12	21	8	–	21	8	–	4	1	9	19,1
= 156,508			= 9,571				= 21,4						= 4,0875			

also Terling Nr. 3 mit dem knappen Gewinn von 8 ß 10 gr. für die insges. 13 Laken abschloß, dann wird deutlich, daß ihn nur die um 1 $\frac{1}{2}$  bis 2 $\frac{1}{2}$  ß gr. niedriger liegenden Einkaufspreise ganz knapp über den Nullstrich in den Gewinnbereich gehoben haben. Analog dazu wäre die Gewinnrate für Terling Nr. 4 mit der gleichen Zusammensetzung nach Lübeck bei „normalen“ Einkaufspreisen auf rd. 13% um wenigstens 3 $\frac{1}{2}$ % niedriger anzusetzen gewesen, als sie es in Wirklichkeit war.

Daß der Stralsunder Markt für die Gebrüder Veckinchusen ein hartes Pflaster wurde, auf dem sie an den Sendungen der zweiten Welle im Gegensatz zu denen der ersten Welle nur verloren, ist vermutlich das Resultat ihrer eigenen kaufmännischen Fehlleistung gewesen. Sie hatten zum einen generell die Aufnahmefähigkeit dieses für sie wohl neuen Absatzgebietes an Laken mittlerer und höherer Preislage zu hoch veranschlagt, und zum anderen belieferten sie dann diesen Platz noch – die Sendung Nr. 3 der ersten Welle eingerechnet – binnen Jahresfrist mit 5 Terlingen, die fast ausschließlich aus einer Tuchsorte zusammengesetzt waren. Dadurch er-

zeugten sie für diesen einen Artikel – Tomassche Laken – ein zeitweiliges Überangebot und verdarben sich so schließlich selbst die Preise. Sie waren drittens auch nicht imstande, ihr Überangebot an Laken bis zu einer eventuellen Verbesserung der Marktlage zurückzuhalten. Vielmehr standen sie wegen der teilweisen Vorabfinanzierung der Einkäufe mittels auf Stralsund gestellter Wechsel unter Termindruck und Zwang zu schnellem Verkauf. Bei einer über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Überschreitung der Zahlungsfristen hatten sie einen Arrest ihres in Stralsund liegenden Gutes zu gewärtigen.

Anders als der Stralsunder bot der Lübecker Markt größere Bewegungsfreiheit – und wenn diese allein in der Möglichkeit einer Weiterversendung nach Preußen oder Livland gegeben war. Der Lübecker Markt erwies sich aber auch quantitativ sehr viel aufnahmefähiger, wie das der Vergleich zwischen dem Verkaufsergebnis der Sendungen Nr. 3 und 4 lehrt, von denen bei völlig gleicher Zusammensetzung zur gleichen Zeit die eine in Stralsund nur 1,6%, die andere aber in Lübeck fast 17% Gewinn erbrachten. Daß dennoch auch in Lübeck nicht einfach alles zu verkaufen war, lehren die Verluste und unverkäuflichen Restbestände bei den Sendungen Nr. 7 und 8. Die Grenzen der Aufnahmefähigkeit eines bestimmten Marktes zeigten sich am frühesten beim Verkauf teuren Tuches, d. h. Tuches der mittleren und höheren Preislage. Die Schydamschen Laken der Sendung Nr. 7 gehörten mit einem Einkaufspreis von 2 lb. 11 ß 8 gr. je Laken zu den teuren Tuchen. Dagegen waren es die Tuche minderer Qualität und entsprechend niedrigerer Preisstufe, die – noch dazu, wenn sie von vornherein als halbe Laken ausgelegt waren – wie die halben Akschen der Sendung Nr. 2 (Einkaufspreis 18 ß 1 gr. je Laken) oder die „Messenschen“ der Sendung Nr. 10 (Einkaufspreis je Laken 22 ß 6 gr.) mit Gewinnraten von 19,1 und 23,36% gute Ergebnisse brachten. Dieselbe Erfahrung läßt sich bei den Sendungen der ersten Welle machen. Auch hier brachten die halben Akschen der Sendung Nr. 6 zu je 20 ß gr. und geschnittene Dornsche der Sendung Nr. 9 zu je 28 ß 8 gr. mit 22,13% bzw. 23,14% die höchsten Gewinnraten.

Daß billigere Laken leichter von der Hand gingen als mittlere oder gar teurere, war eine bekannte Erscheinung. Die Erklärung hierfür ist wohl in dem für billigere Tuche naturgemäß weiter gezogenen Käuferkreis zu suchen. Es sei an dieser Stelle nur die Möglichkeit angedeutet, diese Erfahrungsregel mittelalterlicher Kaufmannschaft in die Diskussion um die alte Streitfrage einzubeziehen, ob und in welchem Maße westeuropäische Tuche für das Ostseegebiet Massenbedarfsartikel oder Luxusware darstellten. Dazu wäre es jedoch noch nötig, Nachrichten über Verkaufseigenschaften niederländischen und englischen Tuches, differenziert nach Zeit und Regionen, zu sammeln und zu sichten sowie sich eine Übersicht über den Anteil der einzelnen Tuchsorten am Import in das Ostseegebiet zu erarbeiten. Es wäre dies für das 15., in gewissem Umfange auch schon für das letzte Drittel des 14. Jh. auf der Grundlage der Zollregister festzustellen möglich. Erst dann sollte man an die Klärung dieser wichtigen Frage herangehen. Bis jetzt kann nur mit Sicherheit gesagt werden, daß die Antwort weder in einem Ja oder Nein bestehen kann, sondern für die einzelnen Gebiete des Ostseeraumes in den einzelnen Entwicklungsstadien verschieden lauten muß.



Die zusammenhängenden Aufzeichnungen Hildebrand Veckinchusens über die Geschäfte der Handelsgesellschaft beider Brüder umfassen nur den Zeitraum gut eines Jahres, während dessen zwischen Brügge und Lübeck das Gesellschaftskapital zweimal im Hin- und Rückgeschäft umgeschlagen wurde. Der erste Umschlag erbrachte im Hin- und Rückgeschäft eine Erhöhung des Gesellschaftskapitals, soweit es in eigenen Handelsunternehmungen investiert war, von 284 lb. 13 ß 10 gr. auf 321 lb. 6 ß gr.; die Gewinnrate betrug also 11,39%.

Für das zweite Hin- und Rückgeschäft dieses Jahres, das angesichts der besonderen Form des Gewinntransfers eigentlich nur ein Hingeschäft darstellte, wurden 310 lb. 8 ß 7 gr. eingesetzt. Von dem Gut konnte nur ein Teil, dessen Gestehekosten in Flandern 279 lb. 5 ß 1 gr. betragen, in eine Gewinnberechnung genommen werden. Diese ergab eine Gewinnrate von lediglich 1,98%. Die möglichen Gründe für den schlechten Ausfall dieser Etappe des Gesamtgeschäftes wurden von uns erörtert. Leider gestattete das vorliegende Material nicht, die Höhe des Gewinns aus dem Verkauf aller Sendungen der 2. Welle im Ergebnis des Hin- und Rückgeschäftes und damit die Höhe des Startkapitals für die 3. Welle anzugeben. Wir können aber als Ergebnis unserer Berechnungen formulieren, daß das Gesellschaftskapital für die im Handel investierten Teile im Ergebnis zweimaligen Umschlages binnen Jahresfrist zwischen Brügge und Lübeck eine Zuwachsrate von 12 bis 13% des Ausgangskapitals aufzuweisen hatte, die aus den im Handel erzielten Gewinnen herrührte, die bei dem zweiten Umschlag infolge eines kaufmännischen Fehlers unter der zu erwartenden Norm lagen.

Die Gesellschaft der beiden Brüder Veckinchusen ist fortgeführt worden. Über ihr weiteres Wirken sind wir aus dem Briefwechsel Hildebrands, vor allem aber aus den beiden publizierten Büchern Af 1 und Af 6 unterrichtet. Allerdings können wir nirgend mehr ein so zusammenhängendes und lückenloses Bild über einen längeren Zeitraum rekonstruieren. Die Aufzeichnungen tragen, dem vorwiegenden Memorial-Charakter der Bücher entsprechend, nur zufälligen und bruchstückhaften Charakter, und nur selten gelingt es einmal, noch ein einzelnes Geschäft zu erfassen und zu berechnen. Doch genügen diese wenigen Beispiele, die noch ausführlicher darzustellen sein werden, um unser Bild vom Handel der Gebrüder Hildebrand und Siverd Veckinchusen dahingehend zu vervollständigen, daß sie entgegen der vorstehenden Aufrechnung über ihr erstes Geschäftsjahr in zunehmendem Maße auch mit Warenrücksendungen auf der Route Lübeck – Brügge gearbeitet haben, wobei vor allem Wachs und Pelzwerk gehandelt wurden. Immer dann, wenn in den Handelsbüchern Hildebrands am Kopf einer Eintragung über Erhalt, Kauf oder Verkauf eines oder mehrerer Warenposten die Handelsmarken der Brüder nebeneinander stehen, haben wir Grund zu der Annahme, daß es sich um Gut dieser 1401 gegründeten Gesellschaft handelte. Unter den Briefen Siverds an Hildebrand findet sich auch eine Nachricht, die im Lichte unserer hier dargelegten Ergebnisse besonderes Interesse hervorrufen muß.

Am 24. September 1412 schrieb Siverd einen langen Brief aus Köln, dem er eine auf Michaelis 1412 (29. Sept.) datierte Abrechnung über von ihm hantiertes Gesellschaftsgut beilegte, zu der er noch einen besonderen Zettel hinzufügte, auf dem

er zusammengestellt hatte, was nach und nach aus ihrer beider Gesellschaft zur Finanzierung der Venediger Gesellschaft herausgezogen worden war.<sup>31</sup> Siverd kam dabei bis Michaelis 1412 auf die Summe von 2700 m. Lüb., was zwischen 425 und 450 lb. gr. ausgemacht hat. Noch wichtiger ist aber der diesen Zetteltext einleitende Satz mit der Erinnerung, daß beide Brüder 1406 in Brügge zusammengetroffen waren und dort ihre beiderseitigen Forderungen und Leistungen für die Gesellschaft aufgerechnet hatten.

Dabei hatte sich herausgestellt, „dat unse selschap also gud was 742 punt und 10 gr.“ Demnach war das Gesellschaftskapital von 300 lb. gr. im März 1401 bis 1406 auf rd. 742 lb. gr. angewachsen.

Leider läßt sich nicht das Tagesdatum der Abrechnung feststellen. Wir können deshalb den seit der Gründung vergangenen Zeitraum nur ungefähr auf fünf bis sechs Jahre ansetzen, innerhalb derer das Gesellschaftskapital einen jährlichen Zuwachs zwischen 16,29% und 19,86% aus Handelsgewinnen erfahren hat. Diese Gewinne wurden auf der Linie Brügge – Lübeck – Preußen – Livland, in den meisten Fällen aber wohl zwischen Brügge und Lübeck, im Hin- und Rückgeschäft erwirtschaftet.

Nachdem wir für das erste Jahr dieser Gesellschaft bei zweimaligem Umschlag für das Hin- und Rückgeschäft zwischen Brügge und Lübeck eine Gewinnrate von 12 bis 13% ebenso wie die Gründe für deren relativ niedrigen Ausfall nachweisen konnten, erscheint eine Gewinnrate zwischen rd. 16 und 20% im Geschäft der Brüder Veckinchusen annehmbar, wenn bei gleichbleibender Konjunktur eklatante Fehlspekulationen und daraus sowie aus anderen möglichen Störungen wie Kriegen, Seuchen, Seeraub, Konkursen von Schuldneren u. ä. resultierende größere Verluste vermieden werden konnten. Besonders das folgende zweite Jahrzehnt des 15. Jh. gestaltete sich hierin aber bereits äußerst wechselhaft und zunehmend schwierig, ohne daß auch späterhin die relative Ruhe und Stetigkeit der Jahrzehnte um die Jahrhundertwende vom 14. zum 15. Jh. wieder erreicht wurde.

Bis zu welchem Grade den hier gewonnenen Erkenntnissen Allgemeingültigkeit zukommt, werden weitere Untersuchungen zu zeigen haben.

---

<sup>31</sup> Hildebrand Veckinchusen. Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns im 15. Jahrhundert, hrsg. u. eingeleitet v. W. Stieda, Leipzig 1921, Nr. 80.



Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals  
—  
Produktion und Reproduktion der Arbeitskraft

URSPRÜNGLICHE AKKUMULATION

„Was auf die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals abgesehen wird, wird eigentlich nur eine scheinbare, aber keineswegs wirkliche, Entstehung des Kapitals auf die Erde im Jahre 1492 zu setzen sein. Die ursprüngliche Akkumulation ist ein historischer Prozess, der sich erst im Laufe der Jahrhunderte vollzieht. Er ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals darstellt, wie die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt.“

„Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt.“

<sup>1</sup> Vgl. hierzu die Darstellung von Marx in „Das Kapital“, Band I, S. 243–244. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein historischer Prozess, der sich erst im Laufe der Jahrhunderte vollzieht. Er ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals darstellt, wie die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt. Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals ist ein Prozess, der die ursprüngliche Akkumulation der Arbeitskraft darstellt.“

ADOLF LAUBE

Die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals –  
Problemstellung und vergleichende Sicht

Wer auf einer Hansetagung über die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals referieren will, wird sogleich mit einer zentralen These der marxistischen Hanseforschung konfrontiert, die besagt, daß die Hanse im 15./16. Jh. – als in den „klassischen“ Ländern des „Frühkapitalismus“ die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals voll einsetzte und zur Basis einer Handelsexpansion auf neuen Grundlagen wurde – ihrerseits zäh an überholten Wirtschaftsstrukturen und am Zwischenhandel festhielt, sich den neuen frühkapitalistischen Tendenzen verschloß und demzufolge bereits im 15. Jh. an einen „Wendepunkt“ in dem Sinne gelangte, als sie von nun an im Konkurrenzkampf mit den westeuropäischen, zunächst niederländischen, später auch englischen Kaufleuten zunehmend Rückschläge erlitt, ihre Handelssuprematie nach und nach an diese verlor, ja nicht einmal in der Lage war, das Eindringen der oberdeutschen Fugger in ihren Einflußbereich abzuwehren.<sup>1</sup>

Im Vergleich mit Ober- und Mittelitalien, Flandern und Brabant bzw. den Niederlanden, aber auch den oberdeutschen und z. T. mitteldeutschen Gebieten und natürlich England erscheinen die Hansegebiete, genauer gesagt ihre norddeutschen Kerngebiete, in ihrer ökonomischen Struktur im 16. Jh. hoffnungslos zurückgeblieben. Versucht man jedoch, sich dieser Frage in vergleichender Sicht anzunähern, so fällt sofort ein Mangel an neueren vergleichenden oder gar synthetischen Forschungen auf. Die aus verallgemeinernder Sicht geführte theoretische Diskussion unter den sich zum Marxismus bekennenden bzw. ihm nahestehenden Historikern und Ökonomen in Westeuropa, den USA und Japan, die Ende der vierziger und in den fünfziger Jahren durch das 1946 erschienene Buch von M. Dobb „Studies in the Development of Capitalism“ ausgelöst worden war und deren Beiträge 1978 noch einmal zusammengefaßt publiziert wurden,<sup>2</sup> erbrachte ebensowenig Übereinstimmung wie die sowjetische Diskussion der sechziger Jahre, die eine Zusammenfas-

---

\* Referat auf der 24. Jahrestagung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft in Karl-Marx-Stadt 1979. Die Vortragsfassung wird beibehalten; nur die Anmerkungen sind ergänzt.

<sup>1</sup> K. Fritze, *Am Wendepunkt der Hanse*, Berlin 1967; J. Schildhauer/K. Fritze/W. Stark, *Die Hanse*, Berlin 1974, S. 211 ff.

<sup>2</sup> P. Sweezy/M. Dobb/K. Takahashi u. a., *The transition from Feudalism to Capitalism. Introduction* by R. Hilton, London 1978.



sung in zwei 1969 erschienenen Bänden erfuhr<sup>3</sup> und 1978 durch einen weiteren Sammelband fortgesetzt wurde.<sup>4</sup> Dabei wurden zwar wesentliche Fortschritte erreicht, um konkrete empirische und vergleichende Forschungen nach gemeinsamen Kriterien voranzubringen, doch gibt es nach wie vor selbst in der spezialisierten regionalen und lokalen Forschung gravierende Meinungsverschiedenheiten über Quantität und Qualität bestimmter sozialer und ökonomischer Erscheinungen, die nicht zuletzt auch Folge unterschiedlicher theoretischer Prämissen bzw. unterschiedlichen Begriffsverständnisses sind (erinnert sei nur an die Bürgertumsdiskussion der letzten Jahre).<sup>5</sup> So grundlegend die von der sowjetischen Geschichtswissenschaft unter maßgeblichem Anteil von A. N. Čistozvonov entwickelte Methode des stadial-regionalen Vergleichs ist,<sup>6</sup> die weit über eine bloße Komparatistik hinausgeht, so sehr hat sie eine grundsätzliche Verständigung über die theoretische Interpretation konkreter historischer, sozialer und ökonomischer Fakten zur Voraussetzung, bedarf sie intensiver regionaler Forschungen, um in der konkreten Zuordnung zu bestimmten Stadien und Regionen voranzukommen.

Im Hinblick auf das Anliegen unserer Tagung ist nach dem Begriff der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals, nach seinem wesentlichen Inhalt zu fragen; es ist zu fragen, in welchen konkret-historischen Erscheinungsformen die ursprüngliche Akkumulation in den einzelnen Ländern auftrat (K. Marx wies selbst darauf hin, daß sie „in den verschiedenen Ländern verschiedene Färbung“ annahm, die „verschiedenen Phasen in verschiedener Reihenfolge“ durchlief und daß sie „nur in England . . . klassische Form“ besaß);<sup>7</sup> dabei verdienen naturgemäß diejenigen Länder bzw. Gebiete besonderes Interesse, in denen sich frühkapitalistische Verhältnisse in nennenswertem Umfang zuerst entwickelten. Es ist aber zugleich zu fragen, inwieweit auch in den „nichtklassischen“ Ländern Elemente der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals und der Kapitalismusgenese zu fassen sind und welchen Platz die Hansegebiete in der europäischen Kapitalismusedwicklung tatsächlich einnahmen.

Dem ersteren Komplex, der theoretischen Fragestellung und der vergleichenden Sicht auf die Zentren der frühen Kapitalismusedwicklung mit dem besonderen Blick auf die ober- und mitteldeutschen Gebiete, die ja z. T. auch Hansegebiete waren, soll sich dieses Referat zuwenden, wobei es vor allem die Anfänge des Prozesses der ursprünglichen Akkumulation bis zur Mitte des 16. Jh. ins Auge faßt. Die Behandlung des Themas für die hansischen Kerngebiete im Vergleich mit Holland ist weiteren Beiträgen vorbehalten.

<sup>3</sup> Теоретические и историографические проблемы генезиса капитализма, сб. hrsg. von С. Д. Сказкин, Москва 1969, Переход от Феодализма к капитализму в России, сб. hrsg. von В. И. Жунков, Москва 1969.

<sup>4</sup> Проблемы генезиса капитализма, сб. hrsg. von А. Н. Чистозвонов, Москва 1978.

<sup>5</sup> Vgl. zuletzt das Kurzprotokoll eines Kolloquiums mit sowjetischen Historikern über „Das soziale Wesen des Bürgertums im Feudalismus“, in: Wissenschaftliche Mitteilungen der Historiker-Gesellschaft der Deutschen Demokratischen Republik, 1980/I—II.

<sup>6</sup> А. Н. Чистозвонов, Über die stadial-regionale Methode bei der vergleichenden historischen Erforschung der bürgerlichen Revolution des 16. bis 18. Jh. in Europa, in: ZfG, 1973, H. 1, S. 31—48.

<sup>7</sup> K. Marx, Das Kapital, Bd. 1, in: K. Marx/F. Engels, Werke (MEW), Bd. 23, S. 744.

Der Begriff der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals wurde von K. Marx – anknüpfend an die „previous accumulation“ von A. Smith – ausgehend von der Fragestellung entwickelt, wie die ökonomischen Voraussetzungen des Kapitalismus bzw. die Hauptbestandteile des Kapitalverhältnisses – Kapitaleigner und freie Lohnarbeiter – historisch entstanden sind. Bevor sich der Kapitalismus durch die kapitalistische Akkumulation von Mehrwert und die Schaffung einer industriellen Reservearmee auf steigender Stufenleiter selbst reproduzieren konnte, mußten aus der sich zersetzenden Feudalgesellschaft die Elemente der kapitalistischen freigesetzt werden: Eigentümer von großem Geldkapital und Produktionsmitteln einerseits und eine Masse doppelt freier Lohnarbeiter – frei von feudalen Bindungen und frei von Produktionsmitteln – andererseits. Angesichts der Herrschaft des Kleineigentums bzw. -besitzes im Feudalismus, wo die Masse der Produzenten – Bauern und Handwerker – den Besitz bzw. die Verfügungsgewalt über ihre Produktionsmittel innehatten, definierte Marx in seinem berühmten 24. Kapitel im 1. Bd. des „Kapitals“ die ursprüngliche Akkumulation als den „historische(n) Scheidungsprozeß von Produzenten und Produktionsmittel“, d. h. den „Scheidungsprozeß des Arbeiters vom Eigentum an seinen Arbeitsbedingungen, ein(en) Prozeß, der einerseits die gesellschaftlichen Lebens- und Produktionsmittel in Kapital verwandelt, andererseits die unmittelbaren Produzenten in Lohnarbeiter“.<sup>8</sup>

Die Frage nach der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals ist also die Frage nach den Prozessen und Methoden, durch die unter den jeweiligen konkreten historischen Bedingungen der einzelnen Länder oder Gebiete Eigentümer von großen Geldfonds und von Produktionsmitteln einerseits und freie Lohnarbeiter, die – um existieren zu können – ihre Arbeitskraft verkaufen mußten, andererseits geschaffen wurden und im Produktionsprozeß aufeinandertrafen, d. h. ein Kapitalverhältnis begründeten. Es erscheint notwendig, gerade das letztere zu betonen, da die Existenz der einen oder anderen oder auch beider Komponenten für sich allein und voneinander getrennt noch keine ursprüngliche Kapitalakkumulation, keine neue Qualität im Hinblick auf die Kapitalismusergenisse ergibt, als die sie Marx verstand. Seit Jahrhunderten angesammelte Geldmengen in den Händen von großen Zwischenhändlern, das Anwachsen des Reichtums in den Händen städtischer Oberschichten und seine Verwendung für konsumtive Zwecke, für Schatzbildung, Anlage in feudalem Grundbesitz, Rentenkauf usw. auf der einen Seite, die Vergrößerung des deklassierten, pauperisierten, unproduktiv umherstreunenden städtischen Plebejertums auf der anderen Seite ergeben noch keine Kapitalakkumulation. Das gleiche gilt im Prinzip für das platte Land, wo die Expropriation der Bauernschaft unter feudalen Bedingungen entweder – wie in gutsherrschaftlichen Gebieten – die Arbeitskräfte für die Ausdehnung der feudalen Eigenwirtschaften vermehrte und den Feudalismus stabilisierte oder eine dahinvegetierende Landarmut, Bettlerunwesen oder das Reservoir für Söldnertruppen und Landsknechte hervorbrachte. Weder die Akkumulation von Kaufmannsvermögen noch eine auf unterschiedlichen Wegen erreichte Expropriation und Pauperisierung von größeren Bevölkerungsteilen für sich

<sup>8</sup> Ebenda, S. 742.



machen die ursprüngliche Akkumulation aus, sondern erst das von bestimmten Voraussetzungen (Entwicklungsstand der Produktivkräfte, Marktsituation etc.) abhängige Zusammentreffen beider Komponenten, die Verwandlung der von Produktionsmittelbesitz freigesetzten Bevölkerungsteile in Arbeitskräfte für das Kapital oder – wie Marx es ausdrückte – Eigner von Geld und Produktionsmitteln und freie Arbeiter „müssen sich gegenüber und in Kontakt treten“,<sup>9</sup> und diesen Prozeß hat er am englischen Beispiel untersucht und dargestellt. Ursprüngliche Akkumulation des Kapitals und Herausbildung früher Formen des Kapitalismus gehen historisch Hand in Hand, letztere sind unmittelbares Ergebnis der ersteren, sind aber nicht identisch.

Historisch vollzog sich der Übergang von der einfachen Warenproduktion zu frühen Formen der kapitalistischen Ausbeutung zuerst und verbreitet über den Verlag. Die Initiative ging vom Handelskapital aus. Mit der im Spätmittelalter sich entwickelnden regionalen und sozialen Ausdehnung sowie der Strukturänderung des Marktes, d. h. seiner geographischen Ausweitung und Verzweigung, der Einbeziehung immer breiterer Schichten in die Ware-Geld-Beziehungen und der steigenden Nachfrage nach billigen Massenwaren, ergaben sich für die Kaufleute und insbesondere die kapitalkräftigen großen Handelsgesellschaften, die durch die Aufnahme von festverzinslichen Fremdkapitalien stiller Teilhaber über große Mittel verfügten, neue Unternehmungsformen entwickelten und geradezu als Inkarnation des Frühkapitalismus gelten, neue Profitmöglichkeiten. Dazu mußten sie aber die Abhängigkeit von den begrenzten Kapazitäten der zünftigen kleinen Warenproduktion überwinden. Das geschah, indem die Kaufleute bzw. Gesellschaften dem Handwerker Rohstoffe und z. T. auch Geld für Produktionsinstrumente usw. vorschossen und ihn entsprechend ihrer Marktkenntnis mit der Fertigung bestimmter Waren in bestimmten Mengen und nach bestimmten Qualitätsmerkmalen beauftragten, die sie dann zu von ihnen festgesetzten Preisen abnahmen.

Hier setzt ein wesentliches Problem ein. Marx wies darauf hin, daß der Herrschaft des Handelskapitals über die Produktion auf dem Wege des Verlags zwangsläufig ein konservativer Zug eigen war, da die auf Kleineigentum beruhende Produktionsweise selbst nicht verändert wurde. An diese Beobachtung knüpfte er seine These von den zwei Wegen des Übergangs zum Kapitalismus. Der die alte Produktionsweise konservierende Herrschaft des Kaufmannskapitals über die kleine Warenproduktion stellte er den „wirklich revolutionierenden Weg“ gegenüber, auf dem der Produzent selbst Kapitalist und Kaufmann wird,<sup>10</sup> und an anderer Stelle nannte er als dritten Weg den des unmittelbaren Übergangs vom Kaufmann zum Industriellen.<sup>11</sup>

Diese Feststellungen haben in den bisherigen Diskussionen über die Entstehung des Kapitalismus eine erstrangige Rolle gespielt und insbesondere zu Kontroversen bei der Bewertung des Verlags geführt. Während das Verlagswesen gemeinhin als wesentliches Kennzeichen des Frühkapitalismus aufgefaßt wird, sprachen ihm einige

<sup>9</sup> Ebenda.

<sup>10</sup> K. Marx, *Das Kapital*, Bd. 3, in: MEW, Bd. 25, S. 347.

<sup>11</sup> Ebenda, S. 348.

Diskussionsteilnehmer jeden kapitalistischen Charakter ab, betonten, daß der Verlag das Wesen der kleinen Warenproduktion nicht veränderte, selbst kleine Warenproduktion blieb, ja setzten ihn mit der Grundherrschaft gleich, sahen in der Ausbeutung des Bauern durch den Grundherren eine direkte Parallele zur Ausbeutung des verlegten Handwerkers durch den Kaufmann, wobei sie die Trennung des Handwerkers vom Markt durch den Kaufmann als „außerökonomischen Zwang“ interpretierten.

Abgesehen davon, daß bei dem letzteren Vergleich die grundlegenden Unterschiede in der Art der Abhängigkeit, das Wesen des feudalen Produktionsverhältnisses und des außerökonomischen Zwangs verkannt wird, wird m. E. auch die volle Gleichsetzung von Verlag und einfacher Warenproduktion dem Charakter des Verlags und seiner Rolle im Übergang zu kapitalistischen Produktionsverhältnissen nicht gerecht. Der Verlag bewirkte nicht nur eine erhebliche Vergrößerung des Produktionsvolumens und eine Produktivitätssteigerung auf Kosten verstärkter Ausbeutung der Produzenten, er konnte da, wo er – wie z. T. in der Leinen- und Barchentproduktion sowie in Metallgewerben – auch auf das Land vorstieß, die Zunftbeschränkungen durchbrechen und Elemente einer Hausindustrie entwickeln, er beeinträchtigte z. T. bereits das volle Eigentum des Handwerkers an seinen Produktionsmitteln bis hin zur völligen Expropriation. Häufig war der Handwerker nur noch nominell selbständig und tatsächlich verschleierter Lohnarbeiter des Verlegers. Wenn in Nürnberg – um nur ein Beispiel zu nennen – ein Tuchmacher nur Meister werden konnte, wenn er ein Vermögen von 100 bzw. 150 fl. nachwies, dieses aber als Kredit bei Tuchhändlern aufnahm, um den Vermögensnachweis führen bzw. um das notwendige Werkzeug und Rohstoffe kaufen zu können,<sup>12</sup> dann liegt hier bereits eine Aushöhlung des Eigentums an den Produktionsmitteln vor, gar nicht zu reden von den sog. Stückwerkern im oberdeutschen Verlagswesen, über die noch zu sprechen sein wird. Allerdings blieb der Charakter der Kleinproduktion erhalten, da durch den Verlag in der Regel keine Zerlegung des Arbeitsprozesses und arbeitsteilige Kooperation herbeigeführt wurde. Dennoch: bei aller konservierenden Funktion, die das Handelskapital im Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus generell innehatte, wirkte der Verlag historisch doch als Übergang, war er durch Auswucherung oder ökonomische Unterwerfung der Produzenten bis zu deren Expropriation und Freisetzung sowie als Mittel erhöhter Kapitalakkumulation ein Hebel der ursprünglichen Akkumulation. Diese Auffassung vertrat auch F. Engels, der – neben Reederei und Bergbau – im mittelalterlichen Textilverlag die Anfänge der kapitalistischen Mehrwertbildung sah.<sup>13</sup> Insofern müssen die folgenden Betrachtungen zum Beginn der ursprünglichen Akkumulation vom Verlagswesen ausgehen, zumal es auch während der „eigentlichen Manufakturperiode“ maßgebliche Bedeutung behielt und eine

<sup>12</sup> I. Bog, Wachstumsprobleme der oberdeutschen Wirtschaft 1540–1618, in: Wirtschaftliche und soziale Probleme der gewerblichen Entwicklung im 15.–16. und 19. Jahrhundert, hrsg. v. F. Lütge, Stuttgart 1968, S. 72.

<sup>13</sup> F. Engels, Nachtrag zum 3. Bd. des „Kapitals“, in: MEW, Bd. 25, S. 914.



grundlegende Umgestaltung der Produktion erst in der Industriellen Revolution erfolgte.

Fassen wir die anderen Übergangs- bzw. frühen Formen kapitalistischer Produktionsverhältnisse ins Auge, so liegen bei der Manufaktur die Verhältnisse – zumindest theoretisch – klarer, auch wenn die historischen Erscheinungsformen quellenmäßig oft schwer auszumachen und die Abgrenzungen zwischen Verlag, Hausindustrie und dezentralisierter Manufaktur aus den Quellen oft nicht zu ermitteln sind.

Frühkapitalistische Verhältnisse entwickelten sich zuerst in einigen Stadtstaaten Ober- und Mittelitaliens. Zentren waren Mailand, Genua und Venedig in Oberitalien, Siena, Florenz, Prato, Pisa, Perugia u. a. in Mittelitalien. Soweit die kontroversen Auffassungen in der einschlägigen Literatur überhaupt eindeutige Aussagen erlauben (so hat z. B. de Roover<sup>14</sup> das von Doren,<sup>15</sup> Saponi<sup>16</sup> und Rutenburg<sup>17</sup> gezeichnete Bild der Florentiner Manufakturen merklich eingeschränkt; in der sowjetischen Literatur gibt es erheblichen Widerspruch gegen die von Rutenburg vertretene Auffassung von einer Kontinuität des italienischen Frühkapitalismus über das 15./16. Jh. hinaus), so steht die Existenz relativ weit entwickelter frühkapitalistischer Produktionsverhältnisse in diesen Gebieten bereits im 14. Jh. außer Frage.<sup>18</sup> Schon im 13. Jh. waren die Städte auf das Land vorgedrungen, hatten die feudalen Bindungen der Bauern zerstört, ihnen damit zugleich aber auch das Recht auf den Boden genommen. Stattdessen wurden Pachtverhältnisse eingeführt, bei denen die Pacht auf kurze Fristen sowie die Halbpacht, die sog. Mezzadria, eine besondere Rolle spielten.<sup>19</sup> Bei der letzteren investierte der städtische Grundeigentümer einen Teil des Kapitals, ein anderer Teil wurde vom Pächter gestellt. Die Pacht, die der Grundeigentümer erhielt, war zum Teil feudale Grundrente, zum Teil Profit, der aus dem Anlagekapital entsprang, wobei der letztere in verschiedenen Proportionen zwischen Grundeigentümer und Pächter geteilt wurde. Die Halbpacht stellte eine Übergangsform von der feudalen zur kapitalistischen Rente dar. Sie förderte die Expropriation der alten Bauernschaft und den ländlichen Differenzierungsprozeß und bildete so ein Element der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals. Insbesondere die Kleineigentümer von Grund und Boden wurden stark dezimiert; die freiwerdenden Arbeitskräfte bildeten ein Reservoir für den Arbeiterbedarf der städtischen Manufakturen.

<sup>14</sup> R. de Roover, *Business, Banking, and Economic Thought in Late Medieval and Early Modern Europe*, ed. by J. Kirshner, Chicago-London 1974.

<sup>15</sup> A. Doren, *Italienische Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 1, Jena 1934, bes. S. 481 ff.

<sup>16</sup> A. Saponi, *Studi di storia economica (secoli XIII-XIV-XV)*, 2 Bde., 3. Aufl., Firenze 1955.

<sup>17</sup> В. И. Рутенбург, *Италия и Европа накануне нового времени*, Ленинград 1974, ders., *Очерк из истории раннего капитализма в Италии*. Москва-Ленинград 1951.

<sup>18</sup> F. Melis, *Aspetti della vita economica medievale (Studi nell' Arch. Datini di Prato)*, Bd. 1, Siena 1962; ders., *Documenti per la storia economica dei secoli XIII-XVI*, Firenze 1972; E. Werner, *Probleme städtischer Volksbewegungen im 14. Jahrhundert*, dargestellt am Beispiel der Ciompi-Erhebung in Florenz, in: *Städtische Volksbewegungen im 14. Jahrhundert*, Berlin 1960, S. 11–55.

<sup>19</sup> Л. А. Котельникова, *Экономическое положение крестьян-испольщиков в Тоскане в XV в.*, in: *Средние века*, т. 39, 1975, 129–141.

Dieser war für die damalige Zeit enorm. So beschäftigten die rund 200 Werkstätten der Florentiner Wollzunft im Jahre 1338 ca. 30 000 Arbeitskräfte, d. h. fast ein Drittel der damals ca. 90 000 Einwohner von Florenz, die jedoch zum größten Teil als Heimarbeiter tätig waren. Die Werkstätten waren im Besitz der großen Kompagnien bzw. Familien wie z. B. der Bardi, Peruzzi, Alberti, Medici u. a. Der Produktionsprozeß vollzog sich sowohl innerhalb der Werkstatt wie in Heimarbeit, d. h. im Prozeß der Herstellung verließen der Rohstoff bzw. das Halbfabrikat mehrmals die Werkstatt und kehrten nach Weiterbearbeitung durch Heimarbeiter wieder in diese zurück, bis das Tuch marktfähig war und von den Kompagnien in den Handel gebracht wurde. Dabei herrschte eine hochentwickelte Arbeitsteilung innerhalb der Werkstätten als auch zwischen diesen und den Kleinwerkstätten bzw. Heimarbeitern. Ähnliche Verhältnisse von dezentralisierten bis zu zentralisierten Manufakturen gab es auch in anderen italienischen Städten. Eine der herausragenden Unternehmungen dieser Art war die des Francesco Datini in Prato.<sup>20</sup> Er wie auch andere italienische Kompagnien des 14. bis 16. Jh. stellten ihren Rechnungsbüchern jeweils die Formel voran: „In nome di Dio e guadagno“ (im Namen Gottes und des Profits), worin sich der Bewußtseinsstand und das Streben dieser frühen Kapitalisten symbolhaft ausdrückt. Nach Berechnungen von de Roover betrug die jährliche Profitrate der Alberti in Florenz in den ersten Jahrzehnten des 14. Jh. 12–22%; und eine Tuchverlagsgesellschaft wurde in den dreißiger Jahren des 16. Jh. nach nicht einmal dreijähriger Laufzeit wieder aufgelöst, weil sie nur rd. 10% jährlichen Profit brachte.<sup>21</sup>

Die Ausbeutung der Arbeiter war hochgradig. Bei bis zu 16stündiger Arbeitszeit in den Florentiner Manufakturen reichte der Lohn eines Arbeiters mit Familie kaum für das Existenzminimum. Eine Folge war der Aufstand der Ciompi von 1378.<sup>22</sup>

Außerhalb Italiens entwickelten sich frühkapitalistische Verhältnisse im 14. Jh. vor allem in Flandern und Brabant, insbesondere in den großen Textilzentren um Gent, Brügge, Ypern, Arras, St. Omer und Lille, wobei das Verlagswesen dominierte. Mit dem im 15. Jh. einsetzenden Trend zu billigen Massenwaren ergriff die Textilproduktion auch hier stärker die kleineren Städte und das platte Land, und es entwickelte sich die dezentralisierte Manufaktur.<sup>23</sup>

Ihre als klassisch geltende Ausformung erhielt die ursprüngliche Akkumulation und die Herausbildung kapitalistischer Produktionsverhältnisse seit dem 15. Jh. in

<sup>20</sup> Vgl. neben Melis auch I. Origo, *The Merchant of Prato*, New York 1957.

<sup>21</sup> De Roover, (wie Anm. 14), S. 64–68, 86–91, 107.

<sup>22</sup> В. И. Рутенбург, Нарожные движения в городах Италии XIV — начало XV в., Москва-Ленинград 1958, E. Werner (wie Anm. 18).

<sup>23</sup> G. Espinas, *La draperie dans la Flandre française au Moyen Age*, 2 Bde., Paris 1923; ders., *Les origines du capitalisme*, 3 Bde., Lille 1933–1946; N. W. Posthumus, *De geschiedenis van de Leidse lakenindustrie*, 3 Bde., s-Gravenhage 1908–1939; J. A. van Houtte, *An Economic History of the Low Countries 800–1800*, London 1977; А. Н. Чистозвонов, *Нидерландская буржуазная революция XVI в.*, Москва 1958. Vgl. auch den Beitrag von K. Spading im vorliegenden Bd.



England, besonders in der Tuchindustrie der südlichen und östlichen Grafschaften.<sup>24</sup>

Diese Andeutungen mögen genügen, um den geographischen und zeitlichen Rahmen für den Beginn des Prozesses der ursprünglichen Akkumulation im feudalen Europa abzustecken und deutlich zu machen, daß es sich zumindest seit dem 15. Jh. um einen internationalen Prozeß handelte, der sich über die Handelsbeziehungen wechselseitig beeinflusste. Denn vom 15. Jh. an wurden neben den genannten auch eine Reihe anderer Länder und Gebiete mehr oder weniger in diesen Prozeß einbezogen, weniger, aber auch, die ostmitteleuropäischen Gebiete und Rußland,<sup>25</sup> mehr Frankreich;<sup>26</sup> und besonders Spanien<sup>27</sup> erlebte – z. T. unter italienischem Einfluß – eine Blüte frühkapitalistischer Verhältnisse in Handel und Bankwesen, im Schiffbau, Bergbau und in der Textilherstellung, die mit dazu veranlaßte die Frage aufzuwerfen, ob nicht der Aufstand der *Comuneros* von 1520 zum beginnenden Zyklus der frühbürgerlichen Revolutionen zu rechnen ist.<sup>28</sup>

Aus diesem Prozeß waren auch deutsche Gebiete, denen im folgenden etwas mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden soll, nicht ausgeschlossen. Im Gegenteil: Nachdem bereits im 14. Jh. die Anfänge des Verlagswesens faßbar werden, gewann der süd-, west- und mitteldeutsche Wirtschaftsraum im ausgehenden 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jh. eine zeitweilige Spitzenstellung. Bereits für das 14. und beginnende 15. Jh. erwiesen neuere Forschungen insbesondere von W. v. Stromer<sup>29</sup> und F. Irsigler<sup>30</sup> frühkapitalistische Wirtschaftspraktiken. Oberdeutsche, vornehmlich Nürnberger Handelshäuser drangen in den Erzbergbau des Karpatenraumes ein und beherrschten ihn zeitweilig, verlegten Eisenhämmer der Oberpfalz,

<sup>24</sup> E. Lipson, *The Economic History of England*, Bd. 1, *The Middle Ages*, 5. Aufl., London 1929, bes. S. 391–443; L. A. Clarkson, *The pre-industrial economy in England 1500–1750*, Batsford 1972; M. Dobb, *Entwicklung des Kapitalismus*, (West-)Berlin 1970.

<sup>25</sup> A. Klima/J. Macûrek, *La question de la transition du féodalisme au capitalisme en Europe centrale (16<sup>e</sup>–18<sup>e</sup> siècles)*, in: XI<sup>e</sup> Congrès International des Sciences Historiques, Rapports IV, Göteborg-Stockholm-Uppsala 1960, S. 84–105; dazu die Diskussion ebenda, *Actes du Congrès*, 1962, S. 166–173; *Genesis und Entwicklung des Kapitalismus in Rußland*. Studien und Beiträge, hrsg. v. P. Hoffmann/H. Lemke, Berlin 1973.

<sup>26</sup> P. Boissonnade, *Le socialisme d'Etat. L'Industrie et les Classes Industrielles en France pendant les deux premiers siècles de l'Ère Moderne (1453–1661)*, Paris 1927; J. U. Nef, *The Conquest of the Material World*, Chicago-London 1964; B. Töpfer, *Frankreich. Von den Anfängen bis zum Tode Heinrichs IV.*, 3. Aufl., Berlin 1976; A. Laube, *Bergbau und Hüttenwesen in Frankreich um die Mitte des 15. Jahrhunderts*. Freiburger Forschungshefte D 38, Leipzig 1964.

<sup>27</sup> R. Konetzke, *Geschichte des spanischen und des portugiesischen Volkes*, Leipzig 1939, S. 109 ff; J. van Klaveren, *Europäische Wirtschaftsgeschichte Spaniens im 16. und 17. Jahrhundert*, Stuttgart 1960.

<sup>28</sup> M. Kossok, *Comuneros und Germanias. Spanien an der Schwelle der frühbürgerlichen Revolution?*, in: *ZfG*, 1979, H. 1, S. 46–65.

<sup>29</sup> W. v. Stromer, *Oberdeutsche Hochfinanz 1350–1450*. Beihefte 55–57 der VSWG, Wiesbaden 1970; ders., *Die Gründung der Baumwollindustrie in Mitteleuropa*. Wirtschaftspolitik im Spätmittelalter, Stuttgart 1978.

<sup>30</sup> F. Irsigler, *Die wirtschaftliche Stellung der Stadt Köln im 14. und 15. Jahrhundert*. Strukturanalyse einer spätmittelalterlichen Exportgewerbe- und Fernhandelsstadt. Beiheft 65 der VSWG, Wiesbaden 1979.

besaßen bzw. verlegten Papiermühlen und andere Produktionsstätten und betrieben in großem Stil Handels-, Kredit- und andere Geldgeschäfte. Von Stromers neueste Arbeit über die Gründung der Baumwollindustrie macht glaubhaft, daß die Baumwollherstellung in zwei Gründungswellen zwischen 1368 und 1383 sowie zwischen 1411 und 1435 in rd. 60 Orten in Schwaben, Franken, Bayern, Österreich, Böhmen, Schlesien, Ungarn und am Rhein eingeführt worden ist, in Schwaben und Oberfranken Stadt und Land erfaßte und daß sie verlagsmäßig organisiert war. Verlagsbeziehungen bereits im 14. Jh. wurden in einigen Textil- und metallverarbeitenden Gewerben Kölns, bei der Herstellung von Waffen, Rüstungen und Kleineisenwaren in Nürnberg nachgewiesen, und es gibt weitere Indizien dafür, daß das Verlagswesen auch darüber hinaus im 14. Jh. in Oberdeutschland eine bekannte Erscheinung war.

Eine qualitativ neue Stufe wurde jedoch erst im letzten Drittel des 15. Jh. erreicht, insbesondere im Zusammenhang mit dem Aufblühen des Erzbergbaus und seiner stimulierenden Rolle für andere Wirtschaftszweige, sowie im Zusammenhang mit der Ausweitung des Marktes infolge der geographischen Entdeckungen. In den Textilgewerben nahmen seit dem ausgehenden 15. Jh. vor allem die Barchent- und die Leinwandherstellung stark zu. Im Zusammenhang mit der rasch steigenden Nachfrage nach billigen Erzeugnissen des Leinwand-, Barchent-, aber auch Tuchgewerbes in den traditionellen europäischen Absatzgebieten und mit der Erschließung neuer Märkte in Übersee, gingen die Kaufleute und oberdeutschen Kapitalgesellschaften verstärkt dazu über, über den Handel mit Rohstoffen – wo sie vor allem gegenüber der Barchentindustrie wegen der Notwendigkeit des Imports der Baumwolle aus dem Orient und Italien ein wichtiges Druckmittel in der Hand hatten – und über die Kreditierung der Produzenten eine Großproduktion zu organisieren. Die alten westfälischen und oberdeutschen Produktionsgebiete für Leinwand steigerten ihre Produktion beträchtlich; neue Zentren kamen in West- und Ostsachsen, in der Oberlausitz und Schlesien hinzu. So ließen z. B. oberdeutsche Kaufleute in Sachsen einfache Rohleinwand herstellen, verarbeiteten sie in Nürnberg und anderen oberdeutschen Städten zu marktfähiger Farbleinwand und exportierten sie bis nach Übersee. Aber auch die Herstellung der herkömmlichen gebleichten Leinwand nahm weiter erheblich zu.<sup>31</sup>

Die Leinen- und Barchentproduktion war überwiegend verlagsmäßig organisiert; sie war für viele Kaufleute eine wichtige Akkumulationsquelle. Selbst die Fugger hatten vor ihrem Eindringen in den Bergbau und in das Montangeschäft den Grundstock ihres Kapitals durch die Ausbeutung der von ihnen verlegten Augsburger Barchentweber gelegt. Später organisierte Jakob Fugger in Weißenhorn einen Barchentverlag, der zu einer ernsthaften Konkurrenz der führenden

<sup>31</sup> G. Aubin/A. Kunze, *Leinenerzeugung und Leinenabsatz im östlichen Mitteldeutschland zur Zeit der Zunftkäufe*, Stuttgart 1940; A. Kunze, *Der Frühkapitalismus in Chemnitz. Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt*, Nr. 7, Karl-Marx-Stadt 1958; ders., *Zur Geschichte des Nürnberger Textil- und Färbereigewerbes vom Spätmittelalter bis zum Beginn der Neuzeit*, in: *Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Nürnbergs*, Bd. 2, Nürnberg 1967, S. 669–699; G. Heitz, *Ländliche Leinenproduktion in Sachsen 1470–1555*, Berlin 1961.



Barchentstadt Ulm wurde und dessen Erzeugnisse die Fugger nach Westeuropa und über Antwerpen bis nach Übersee lieferten.<sup>32</sup>

Eine Großproduktion für Samt organisierte der Kaufmann Martin Scheller 1514 in Ulm. Er brachte Walken aus Rom nach Ulm, ließ sie dort spinnen, wirken und färben und lernte die einheimischen Arbeitskräfte so an, daß sie bald die Samtherstellung ohne fremde Hilfe beherrschten. Wie die Quellen berichten, wurde die gesamte Produktion von Scheller verlegt, und noch 17 Jahre später hob ein Zeitgenosse hervor, daß sich viele Leute in Ulm durch die Arbeit für das Schellersche Unterehmen ernährten, das man wohl als eine Art dezentralisierter Manufaktur auffassen muß.<sup>33</sup> Auch einzelne Handwerker konnten sich zu Unternehmern aufschwingen. Ein Barchentweber in Biberach besaß zur Zeit der Reformation fünf Häuser, die nach chronikalischen Angaben „alle mit Arbeitern besetzt“ waren.<sup>34</sup>

Im Tuchgewerbe setzten sich ebenfalls der Verlag oder entwickeltere Formen kapitalistischer Produktion durch, vor allem bei der Herstellung billiger gröberer oder leichterer Wollstoffe. Bekannt ist die Herausbildung der sog. Tucher in Straßburg aus reichen Handwerksmeistern, die Spinner und Weber für sich arbeiten ließen und sich selbst auf eine Kontrollfunktion beschränkten.<sup>35</sup> In Görlitz, einem wichtigen Zentrum der Tuchproduktion, entwickelten sich neben zahlreichen selbständigen Handwerksbetrieben sog. Meistereien, die bereits manufakturähnlichen Charakter trugen. In ihnen besorgten vom Inhaber der Meisterei abhängige Meister oder gelernte und ungelernete Hilfskräfte den gesamten Fertigungsprozeß des Tuches. Inhaber solcher Meistereien waren sowohl reiche Meister als auch Kaufleute.<sup>36</sup>

Frühe kapitalistische Produktionsverhältnisse oder Übergangsformen zu ihnen bildeten sich auch im hansestädtischen Schiffbau, im Buchdruck und Buchverlag, in der Papierfabrikation, im Brauwesen und in verschiedenen anderen Gewerben aus.

Besonders gilt das auch für die metallverarbeitenden Gewerbe. Die stark erhöhte Nachfrage nach Metallen und Metallprodukten veranlaßte das Kaufmannskapital auch zu einem stärkeren Eindringen in diese Wirtschaftszweige. In den Zentren der Kupferverarbeitung und anderer Metallgewerbe wie Nürnberg, Braunschweig, Köln, Aachen und dem benachbarten Stolberg, in den Kleineisengewerben der Oberpfalz und des Siegerlandes dehnte sich der Verlag weiter aus. Kölner Kapital wurde in Hütten- und Hammerwerke des Umlandes investiert; die Blei-

<sup>32</sup> G. v. Pölnitz, Jakob Fugger, 2 Bde., Tübingen 1949 u. 1951; ders., Die Anfänge der Weißenhorner Barchentweberei unter Jacob Fugger dem Reichen, in: Festschrift für Hans Liermann, Erlangen 1964, S. 196–220.

<sup>33</sup> A. Laube, Die Herausbildung von Elementen einer Handels- und Manufakturbourgeoisie und deren Rolle in der deutschen frühbürgerlichen Revolution, in: Jb. f. Gesch. des Feudalismus, Bd. 1, Berlin 1977, S. 273 ff.

<sup>34</sup> D. Funk, Biberacher Barchent. Herstellung und Vertrieb im Spätmittelalter und zur beginnenden Neuzeit, staatswiss. Diss. Basel, Leinefelden bei Stuttgart 1965, S. 42.

<sup>35</sup> G. Schmoller, Die Straßburger Tucher- und Weberzunft, Straßburg 1879, S. 80, 412 ff., 500 ff.

<sup>36</sup> P. Wenzel, Die wirtschaftliche und soziale Struktur der Stadt Görlitz im 15. und 16. Jh., Diplomarbeit Leipzig 1963 (ungedr.); F.-D. Jacob, Die Görlitzer bürgerliche Hausanlage der Spätgotik und Frührenaissance, Görlitz 1972, S. 8 ff.

gewinnung der Nordeifel wurde fast völlig, die Eisengewinnung weitgehend von Kölner und Aachener Unternehmern kontrolliert. Wesentlichen Einfluß nahm Kölner Kaufmannskapital auf siegerländische und nassauische Eisenproduktionsstätten sowie auf die Stahlreviere von Brekkerfeld und Attendorn. 1463 sicherte sich Köln durch Monopolverträge die gesamte Produktion der dortigen Stahlschmiedegilden. Kölner Verleger bezogen Halbfabrikate der Metallhandwerker des Umlandes und ließen sie in Köln bis zum marktfähigen Endprodukt bearbeiten. Die sog. Kölner Eisenwirte gaben auswärtigen und innerstädtischen Handwerkern Kredite und kontrollierten zusammen mit aus dem Handwerk aufgestiegenen Verlegern und Kaufleuten Produktion und Absatz fast vollständig.<sup>37</sup> Besonders hingewiesen werden muß aber auch auf Nürnberg, das wohl größte Zentrum der Metallproduktion und damalige Waffenschmiede im Reich, in dessen Metallgewerben am Ende des 15. Jh. das Verlagssystem herrschend war.<sup>38</sup>

Überhaupt hatte in Nürnberg und Augsburg, aber auch in anderen oberdeutschen Städten, ein großer Teil der für den überlokalen Handel arbeitenden Handwerker seine Selbständigkeit verloren und stand in Diensten der Kaufleute-Verleger. Hier bildete sich auch die in unserem Zusammenhang besonders interessierende Schicht der sog. Stückwerker heraus,<sup>39</sup> bei denen es sich um verarmte Handwerker handelte, die keine Produktionsmittel mehr besaßen, überwiegend für kaufmännische, aber auch aus dem Handwerk selbst stammende Verleger arbeiteten, besonders dann und dort eingesetzt wurden, wo eine Konjunktur eine rasche Produktionssteigerung erforderte, und so letztlich bereits den Status von Lohnarbeitern angenommen hatten. Von einem Nürnberger Messerer, d. h. einem „Handwerksmeister“, ist bekannt, daß er um 1537 bis zu 40 Stückwerker verlegte; einige andere Messerer beschäftigten bis zu 25 Stückwerker.<sup>40</sup> Daneben arbeiteten in Nürnberger Metallgewerben auch Tagelöhner.

So sehr der Verlag eine Übergangsform zu frühen kapitalistischen Produktionsverhältnissen bildete und als Hebel der ursprünglichen Akkumulation wirkte – es sei nochmals an das eingangs dazu Gesagte erinnert –, fand er doch seine Arbeitskräfte in der Regel in Gestalt der einfachen Warenproduzenten, Handwerker und z. T. verarmte ländliche Kleinbesitzer, vor, wirkte er selbst durch deren verschärfte Ausbeutung z. T. expropriierend. Wesentlicher für unsere Fragestellung sind daher die Bereiche der frühkapitalistischen Produktion, die bereits freier Lohnarbeiter in

<sup>37</sup> F. Irsigler, Die wirtschaftliche Stellung der Stadt Köln (wie Anm. 30), bes. S. 113 ff. Vgl. auch Irsiglers Beitrag im vorliegenden Bd.

<sup>38</sup> H. Aubin, Formen und Verbreitung des Verlagswesens in der Altnürnberger Wirtschaft, in: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Nürnbergs, Bd. 2, Nürnberg 1967, S. 620–668; R. Stahlschmidt, Die Geschichte des eisenverarbeitenden Gewerbes in Nürnberg von den 1. Nachrichten im 12.–13. Jahrhundert bis 1630, Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg, 1971; ders., Das Messinggewerbe im Spätmittelalterlichen Nürnberg, in: Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg, Nr. 57, 1970, S. 124–149.

<sup>39</sup> H. Aubin, Die Stückwerker von Nürnberg bis ins 17. Jahrhundert, in: Beiträge zur Wirtschafts- und Stadtgeschichte, Festschrift für H. Ammann, Wiesbaden 1965, S. 333–352.

<sup>40</sup> R. Stahlschmidt, Die Geschichte des eisenverarbeitenden Gewerbes (wie Anm. 38), S. 191.



größerer Zahl bedurften, d. h. unter den Bedingungen des ausgehenden 15. und des 16. Jh. in den deutschen Gebieten vor allem der Erzbergbau.

Im letzten Drittel des 15. Jh., etwa um 1470, begann in den meisten älteren und einigen neuen deutschen bzw. mit der deutschen Wirtschaft verbundenen Bergrevieren eine große Blüteperiode des Bergbaus, insbesondere auf Silber und Kupfer.<sup>41</sup> Das betraf vor allem Nordtirol mit dem Zentrum um Schwaz und einige andere Alpengebiete; das sächsische Erzgebirge mit Schneeberg, später Annaberg, Buchholz und Marienberg sowie das wiederauflebende alte Zentrum Freiberg; das böhmische Erzgebirge mit Joachimsthal; das Mansfelder Revier; den alten Goslarer Bergbau und die erst gegen Mitte des 16. Jh. größere Bedeutung erlangenden Oberharzer Reviere sowie die eng mit der deutschen Wirtschaft verbundenen ungarisch-slowakischen Bergstädte um Neusohl, Schemnitz, Kremnitz u. a. – um nur die bedeutendsten zu nennen. Die Produktionsverhältnisse waren hier von vornherein kapitalistisch, da die Aufnahme des Bergbaus relativ große Kapitalinvestitionen und einen verhältnismäßig hohen Grad an arbeitsteiliger Kooperation erforderte. Sehen wir von den z. T. erheblichen Unterschieden im Konzentrationsgrad des Eigentums an den Produktionsmitteln ab – in Tirol und Mansfeld war er z. B. beträchtlich höher als bei dem zersplitterten Kuxbesitz der erzgebirgischen Gewerkschaften – so lag das Eigentum an den Gruben und Hütten durchweg in den Händen von sog. Gewerken, d. h. Unternehmern, die sich nur durch Kapital beteiligten. Die Masse der Produzenten waren freie Lohnarbeiter, die keine Produktionsmittel mehr besaßen und ihre Arbeitskraft verkauften. Für sie bedeutete die Lohnarbeit in der Regel keine Nebentätigkeit mehr (z. B. saisonweise neben dem eigenen kleinbäuerlichen Betrieb), sondern die alleinige oder Hauptbeschäftigung. Die Arbeit erfolgte in arbeitsteiliger Kooperation durch spezialisierte Kräfte wie Häuer, Bergzimmerleute, Förderleute, Wasserknechte, Scheider, Säuberbuben usw. Im Silberbergbau lassen sich bis zu 30, im Kupferbergbau sogar fast 50 Spezialberufe nachweisen.

In unserem Zusammenhang interessieren besonders die Arbeiterzahlen. Für das berühmte Bergbauzentrum Falkenstein, das zum Schwazer Revier in Nordtirol gehörte, sind exakte Angaben auf der Grundlage zeitgenössischer Zählungen möglich.<sup>42</sup> Danach existierten dort Ende des 15. und um die Mitte des 16. Jh. jeweils rd. 7 400 Arbeiter in über 20 verschiedenen Spezialisierungen; nur im Zusammenhang mit den Bauernkriegsereignissen, als sich tausende Arbeiter den kämpfenden Bauern anschlossen oder wegen der Repressalien gegen die Anhänger der Reformation das Land verließen, ging die Arbeiterzahl zeitweilig auf knapp 4 600 zurück. Zusammen mit den anderen zum Schwazer Revier gehörenden Zechen werden dort in normalen Zeiten insgesamt 10 000–15 000 Arbeiter tätig gewesen sein. Auf weniger sicheren Grundlagen beruhende vorsichtige Berechnungen ergaben für die

<sup>41</sup> A. Laube, Bergbau und Hüttenwesen [im Feudalismus], in: Handbuch Wirtschaftsgeschichte, Berlin 1981.

<sup>42</sup> Ders., Der Aufstand der Schwazer Bergarbeiter 1525 und ihre Haltung im Tiroler Bauernkrieg, in: Jb. f. Gesch. des Feudalismus, Bd. 2, Berlin 1978, S. 228 f., 243.

Zentren des erzgebirgischen Bergbaus, Schneeberg und Annaberg in Sachsen und Joachimsthal in Böhmen, in den Blütezeiten jeweils 3 000–4 000 Arbeiter;<sup>43</sup> im niederungarisch-slowakischen Schemnitz sollen um 1525 etwa 2 000–3 000, in Neusohl rd. 1 000 Arbeiter im Bergbau beschäftigt gewesen sein.<sup>44</sup> Bedenkt man, daß es um die genannten Zentren herum noch eine größere Zahl kleinerer Bergorte bzw. Reviere gab, so erweisen sich die Bergbaugebiete am Ende des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jh. als Sammelbecken einer beträchtlichen Zahl von Lohnarbeitern, die bereits frühproletarische Züge annahmen.

In Parenthese sei angemerkt, daß der Bergbau mittelbar und unmittelbar auf viele andere Wirtschaftszweige einwirkte – erwähnt sei nur das Transportwesen – und dort die Ausbildung frühkapitalistischer Verhältnisse beförderte. Kaiser Karl V. sprach 1525 in einem von den Fuggern inspirierten Edikt von „etlich hundert tausent menschen“, die sich in „gantzer teutscher nation“ vom Bergbau und Hüttenwesen ernährten.<sup>45</sup> Bergbau, Hüttenwesen und Montangeschäft waren auch eine überragende Akkumulationsquelle. Auch wenn den bei weitem größten Gewinn die Landesherrn als Inhaber des Bergregals sowie die Metallhändler einstrichen, floß doch auch ein erheblicher Teil des Profits in die Taschen der kapitalistischen Gewerke.<sup>46</sup>

Da es uns in unserem Zusammenhang jedoch nicht schlechthin um die Frage nach der Existenz frühkapitalistischer Produktion und nach deren Akkumulationsfähigkeit geht, sondern speziell um den Prozeß der ursprünglichen Akkumulation, muß besonders nach der Herkunft des Anlagekapitals sowie nach der Herkunft der Arbeiter und den Methoden ihrer Freisetzung gefragt werden. Das lenkt die Aufmerksamkeit auf grundlegende sozialökonomische Entwicklungen im ausgehenden 15. Jh., insbesondere auf die Ergebnisse sozialstatistischer Untersuchungen.

Dabei zeigte sich, daß während weniger Jahrzehnte in der zweiten Hälfte des 15. Jh. das Kaufmanns- und Wucherkapital stark anwuchs, was sich vor allem in der erheblichen Vermehrung der Zahl und der Höhe der großen Vermögen in den Städten ausdrückte. Es vervielfachte sich sowohl die Zahl derjenigen Bürger, die über große Vermögen verfügten, als auch die Höhe der Vermögen, die sich in Händen einzelner konzentrierten. In Augsburg versteuerten 1475 insgesamt 78 Bürger ein Vermögen von über 3 000 Gulden, 1498 waren es bereits 171 und 1526 gar 271, wobei jetzt einzelne Spitzenvermögen die Summe von 100 000 Gulden z. T. beträchtlich überschritten.<sup>47</sup> In Görlitz galten 1443 Summen zwischen 500 und

<sup>43</sup> Ders., Studien über den erzgebirgischen Silberbergbau von 1470 bis 1546, Berlin 1974, 2. Aufl. 1976, S. 110 ff.; I. Mittenzwei, Der Joachimsthaler Aufstand 1525 – seine Ursachen und Folgen, Berlin 1968, S. 94.

<sup>44</sup> P. Ratkoš, Povstanie banikov na Slovensku roku 1525–1526, Bratislava 1963, S. 317.

<sup>45</sup> J. Strieder, Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen, München-Leipzig 1914, S. 375–381.

<sup>46</sup> Vgl. dazu meinen Beitrag „Zur Profitbildung im Silberbergbau ...“ im vorliegenden Bd.

<sup>47</sup> J. Hartung, Die Augsburger Zuschlagsteuer von 1475, in: Schmollers Jahrbuch, Bd. 19, 1895, S. 95 ff.; J. Strieder, Zur Genesis des modernen Kapitalismus, Leipzig 1904, S. 9 ff.



1 000 Mark bereits als Spitzenvermögen, und nur sechs Bürger waren in deren Besitz; 1526 waren es 75 Bürger, darunter besaßen 63 über 1 000 Mark und 11 über 5 000 Mark.<sup>48</sup> In Leipzig, wo 1481 insgesamt 74 Bürger Vermögen über 1 000 Gulden versteuerten, vervierfachte sich die Zahl der Spitzenvermögen in den ersten Jahrzehnten des 16. Jh.<sup>49</sup> Diese wenigen Beispiele zeigen eine allgemeine Tendenz an.<sup>50</sup> Zwar ist das sprunghafte Wachstum seit den beiden letzten Jahrzehnten des 15. Jh. bereits durch die Akkumulation aus frühkapitalistischen Unternehmungen mitbedingt, doch war die steigende Tendenz bereits vorher sichtbar. Sie beruhte auf der starken Weiterentwicklung und fortschreitenden Spezialisierung der einfachen Warenproduktion und insbesondere auf der Entwicklung der Marktbeziehungen, sowohl im Fernhandel wie auf dem inneren Markt. Das so akkumulierte Geldkapital traf in den letzten Jahrzehnten des 15. Jh. mit der ständig steigenden Nachfrage nach billigen Massenwaren auf Bedingungen, die neben der herkömmlichen Anlage im Zwischenhandel, Erwerb von Grundeigentum, Rentenkauf, Wucher und Konsumtion neue Anlage- und Profitmöglichkeiten durch unmittelbare Unterwerfung der Kleinproduktion bzw. Anlage im Bergbau eröffneten. Hinzu kamen bei den entstehenden Kapitalgesellschaften neue Wege der Kapitalbeschaffung durch Aufnahme von Fremdkapital stiller Teilhaber gegen einen festen Depositenzins, so daß auch kleine Geldvermögen als Quellen des Kapitals der großen Gesellschaften nutzbar gemacht wurden.<sup>51</sup> Schließlich ist zu beachten, daß auch Teile des Adels bzw. Mitglieder des landesherrlichen Beamtenapparats unterschiedlich sozialer Herkunft z. T. erhebliche Kapitalien im Bergbau anlegten.

Auf der anderen Seite muß – im Hinblick auf die Frage nach der Herkunft der Arbeitskräfte – hervorgehoben werden, daß im 15. Jh. nicht nur der Reichtum, sondern auch die Armut stark anwuchs. Das letzte Drittel des 15. Jh. war durch einen außergewöhnlich raschen Prozeß sozialer Differenzierung gekennzeichnet, die zu einer schroffen Polarisierung von Reich und Arm führte. Auf Kosten der Mittelschichten wuchsen in den Städten die besitzlosen, plebejischen Schichten erheblich an. In Augsburg betrug der Anteil der Besitzlosen an der Gesamtbevölkerung im

<sup>48</sup> Wie Anm. 36; ferner: F.-D. Jacob, Städtisches Leben im Zeitalter der frühbürgerlichen Revolution im Spiegel des Görlitzer Steuerregisters von 1528, in: Jb. f. Regionalgeschichte, Bd. 5, Weimar 1975, S. 110–141.

<sup>49</sup> J. Prochno, Beiträge zur Wirtschaftsstatistik Leipzigs 1470 bis 1570, in: Schriften des Vereins f. d. Gesch. Leipzigs, Bd. 16, 1933, S. 22 ff.; W. Feige, Die Sozialstruktur der spätmittelalterlichen deutschen Stadt im Spiegel der historischen Statistik, phil.-Diss., Leipzig 1965 (ungedr.).

<sup>50</sup> Für Nürnberg vgl. M. Toch, Die Nürnberger Mittelschichten im 15. Jahrhundert, Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg, Bd. 26, Nürnberg 1978, S. 126 f.; für oberdeutsche Städte: P. Eitel, Die oberschwäbischen Reichsstädte im Zeitalter der Zunftherrschaft, Stuttgart 1970, S. 123–138; ferner: A. Nuglisch, Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit deutscher Städte im Mittelalter, in: Zs. f. Sozialwiss., Bd. 9, Berlin 1906; Th. Neubauer, Die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt Erfurt zu Beginn der Reformation, in: Mitt. d. Vereins f. d. Gesch. u. Altertumskd. v. Erfurt, Bd. 34, 1913; sowie die in Anm. 53 u. 54 angegebene Literatur.

<sup>51</sup> R. Schmied, Die Formen der Kapitalbeschaffung und der Vergrößerung des Eigenkapitals der frühbürgerlichen Kaufleute und Handelsgesellschaften des 15. und 16. Jahrhunderts, staatswiss. Diss., München 1936; C. Bauer, Unternehmung und Unternehmungsformen im Spätmittelalter und in der beginnenden Neuzeit, Jena 1936.

Jahre 1498 – 43%, 1526 – 54%;<sup>52</sup> in Rostock, wo es 1454 noch 38% waren, waren es 1490 – 57% und Anfang des 16. Jh. 63%.<sup>53</sup> Ähnliche Verhältnisse sind bekannt aus Mühlhausen, Konstanz, Schwäbisch-Hall, Eßlingen, Memmingen, Kitzingen, Heilbronn und anderen Städten, wo die plebejischen Schichten jeweils rd. die Hälfte der Stadtbevölkerung ausmachten.<sup>54</sup> Selbst für Nürnberg, das wegen seiner von einem starken Handwerk bestimmten Bevölkerungsstruktur nicht solche krasen Unterschiede kannte, wurde ein deutliches Anwachsen der Unterschichten und eine zunehmende soziale Differenzierung nachgewiesen.<sup>55</sup> Anfang des 16. Jh. wurden von einem Nürnberger Hospital täglich 3 000–5 000 Arme gespeist; insgesamt wird die Zahl der Nürnberger Armen in dieser Zeit auf 12 000 bis 15 000 geschätzt.<sup>56</sup>

Angesichts dessen, daß der größte Teil der Bevölkerung nach wie vor auf dem Lande lebte – selbst in den städtereicheren oberdeutschen Gebieten werden es 65–70% gewesen sein –, bedarf die soziale Entwicklung auf dem Lande besonderer Beachtung. Dabei muß auch der Bevölkerungsentwicklung insgesamt Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Nachdem die Bevölkerung seit der Mitte des 14. Jh. aus vielfältigen Ursachen abgenommen oder stagniert hatte, begann sie im letzten Drittel des 15. Jh. in enger Wechselbeziehung mit dem Aufschwung der Produktivkräfte wieder zu wachsen. Bereits in den ersten Jahrzehnten des 16. Jh. beklagten Chronisten die zunehmende Übervölkerung in oberdeutschen Gebieten.<sup>57</sup> Es gibt bisher wenige statistische Untersuchungen, die es ermöglichen, diese Entwicklung zahlenmäßig zu verfolgen (sie setzen in der Regel erst um die Mitte des 16. Jh. ein). Doch zeigt ein Beispiel für das Gebiet um Zürich, daß dort die Bevölkerung von rd. 27 500 im Jahre 1497 auf rd. 48 500 im Jahre 1529 gestiegen ist, was eine Steigerung um 2,4% jährlich

<sup>52</sup> J. Strieder, Zur Genesis (wie Anm. 47).

<sup>53</sup> J. Schildhauer, Die Sozialstruktur der Hansestadt Rostock von 1378–1569, in: Hansische Studien, Berlin 1961, S. 341–353; ders., Das Anwachsen der plebejischen Schicht der Stadtbevölkerung im Ostseegebiet und deren Rolle in der frühbürgerlichen Revolution, in: Die frühbürgerliche Revolution in Deutschland, Berlin 1961, S. 73–80; vgl. auch K. Fritze, Am Wendepunkt der Hanse, Berlin 1967, S. 115 ff.

<sup>54</sup> P. Eitel, Die oberschwäbischen Reichsstädte (wie Anm. 50), bes. S. 117 ff.; A. Vetter, Die Bevölkerungsverhältnisse der ehemals freien Reichsstadt Mühlhausen i. Th. im 15. und 16. Jahrhundert, Leipzig 1910, S. 68 f.; B. Kirchgäßner, Das Steuerwesen der Reichsstadt Konstanz 1418–1460, Konstanz 1960; G. Wunder, Die Sozialstruktur der Reichsstadt Schwäbisch-Hall im späten Mittelalter, in: Untersuchungen zur gesellschaftlichen Struktur der mittelalterlichen Städte in Europa. Vorträge und Forschungen, Bd. 11, Konstanz-Stuttgart 1966; B. Kirchgäßner, Wirtschaft und Bevölkerung der Reichsstadt Eßlingen im späten Mittelalter [1360–1460], Eßlinger Studien, Bd. 9, Eßlingen 1964; I. Batori/E. Weyrauch, Die bürgerliche Elite der Stadt Kitzingen. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte einer landesherrlichen Stadt im 16. Jahrhundert, Stuttgart; K. H. Mistele, Die Bevölkerung der Reichsstadt Heilbronn im Spätmittelalter, Heilbronn 1962.

<sup>55</sup> R. Endres, Zur Einwohnerzahl und Bevölkerungsstruktur Nürnbergs im 15./16. Jh., in: Mitteilungen des Vereins f. d. Gesch. d. Stadt Nürnberg, Bd. 57, 1970, S. 242 ff.

<sup>56</sup> M. Sothmann, Das Armen-, Arbeits-, Zucht- und Werkhaus in Nürnberg bis 1806, Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg, Bd. 2, 1970, S. 41.

<sup>57</sup> Zimmerische Chronik, hrsg. v. P. Herrmann, Bd. 4, Meersburg-Leipzig 1932, S. 209; S. Franck, Germaniae Chronicon, Augsburg 1538, Vorrede.



bedeutet.<sup>58</sup> In den drei von E. Schwarze untersuchten ostthüringischen Ämtern stieg die Zahl der Steuerpflichtigen zwischen 1496 und 1542 von 763 auf 1231, d. h. um 1,33% jährlich.<sup>59</sup>

Auf dem Lande bedeutete das unter den herrschenden feudalen Produktionsverhältnissen erhebliche Veränderungen in den Besitzverhältnissen und der Sozialstruktur. Die Auswirkungen waren in den verschiedenen Gebieten, ja von Dorf zu Dorf und von Hof zu Hof entsprechend der Vielgestaltigkeit der feudalen Eigentums- und Abhängigkeitsverhältnisse unterschiedlich, so etwa, wenn in Gebieten mit Anerbenrecht, d. h. Vererbung an den erstgeborenen Sohn, die Besitzgröße erhalten blieb, aber die nachgeborenen Kinder ohne alle Produktionsmittel freigesetzt wurden, oder wenn in Gebieten mit Realteilung der Besitz unter die Erben aufgeteilt und so eine zunehmende klein- und kleinstbäuerliche Struktur gefördert wurde. Bei jährlichen Wachstumsraten der Bevölkerung von 1,33–2,4%, wie sie die angeführten Beispiele zeigten, bot die Rekultivierung wüster Ländereien allein keinen Ausweg, zumal die Grund- und Territorialherren dem enge Grenzen setzten. In den erwähnten ostthüringischen Ämtern wurde der Bevölkerungszuwachs zu 24,4% durch weitere Hufenteilungen aufgefangen, der Rest blieb landlos.<sup>60</sup> Untersuchungen für spätere Bauernkriegsgebiete in Oberschwaben<sup>61</sup> und Franken<sup>62</sup> ergaben Ende des 15./Anfang des 16. Jh. eine erhebliche Veränderung der ländlichen Sozialstruktur durch Besitzteilungen wie durch die Freisetzung landloser Bevölkerungsteile. In Franken machte das plebejische Element in den Dörfern 25–30%, strichweise bis zu 50% der ländlichen Bevölkerung aus.

Neben dem Bevölkerungswachstum trugen natürlich auch die zunehmende Marktabhängigkeit und insbesondere der wachsende feudale Druck zur sozialen Differenzierung und zur Freisetzung von Teilen der Bevölkerung, die über keine Produktionsmittel mehr verfügten, bei. Wie sehr auch der Wucher als Hebel wirkte, bezeugen zeitgenössische Flugschriften, z. B. die „Von der Gült“ (1522).<sup>63</sup> Insgesamt war damit sowohl in der Stadt wie auf dem Lande ein potentielleres Reservoir für den Arbeitskräftebedarf der frühkapitalistischen Produktion vorhanden.

Von hier aus rekrutierten sich offensichtlich auch die Arbeiter des Bergbaus. Es gibt sowohl für Tirol wie für Sachsen Indizien, daß zumindest ein Teil der Bergarbeiter aus der landlosen Dorfbevölkerung stammte. Der Arbeitskräftebedarf im

<sup>58</sup> W. Schnyder, Die Bevölkerung von Stadt und Landschaft Zürich vom 14. bis 17. Jahrhundert, Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 14, 1925/26, S. 108.

<sup>59</sup> E. Schwarze, Veränderungen der Sozial- und Besitzstruktur in ostthüringischen Ämtern und Städten am Vorabend des Bauernkrieges, in: Jb. f. Wirtschaftsgeschichte, 1976, T. 3, S. 257.

<sup>60</sup> Ebenda; vgl. auch dies., Soziale Struktur und Besitzverhältnisse der ländlichen Bevölkerung Ostthüringens im 16. Jahrhundert, Weimar 1975.

<sup>61</sup> D. Sabeau, Landbesitz und Gesellschaft am Vorabend des Bauernkrieges. Eine Studie der sozialen Verhältnisse im südlichen Oberschwaben in den Jahren vor 1525, Stuttgart 1972; P. Blickle, Die Revolution von 1525, München-Wien 1975.

<sup>62</sup> R. Endres, Probleme des Bauernkrieges in Franken, in: Der Bauernkrieg 1524–26, hrsg. v. R. Wohlfeil, München 1975, S. 90–115, bes. S. 93 f.

<sup>63</sup> O. Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, Nachdruck der 2. Aufl., Hildesheim 1966, S. 73 ff.; auch bei W. Lenk, Die Reformation im zeitgenössischen Dialog, Berlin 1968, S. 141 ff.

Bergbau scheint auch immer zu decken gewesen zu sein, auch dann, wenn er bei neuen reichen Anbrüchen sprunghaft stieg. Jedenfalls gibt es kaum Anhaltspunkte für Arbeitskräftemangel. Allenfalls spricht ein Gesetz dafür, das 1488 für ganz Sachsen erlassen worden ist und das die strafweise Zwangsarbeit im Bergbau einführte.<sup>64</sup> Danach sollten Gesetzesbrecher, die nicht den Tod verdient hatten, je nach der Schwere ihres Vergehens im Bergbau arbeiten. Im Hinblick auf die von Marx herausgestellte Gesetzgebung gegen Vagabundage ist interessant, daß auch arbeitsfähige Bettler und Hörige bzw. leibeigene Knechte, die sich fälschlich als frei ausgeben, aufgegriffen und zur Bergarbeit verurteilt werden sollten. Über das Wirksamwerden dieses Gesetzes gibt es aber keinen Nachweis. Hingegen gibt es viele Belege dafür, daß zuweilen ein Überangebot an Arbeitskräften herrschte.

Welch großes Problem das Anwachsen des Plebejertums bildete, zeigen auch die städtischen Bettelordnungen, die das Übermaß an Bettelei zu steuern suchten. Doch dem standen neben praktischen auch ernste ideologische Hindernisse entgegen. Die Bibel hatte die Arbeit zum Zwecke des Nahrungserwerbs mit dem Makel des Fluches versehen; die Arbeit war dem Menschen nach dem Sündenfall als Buße auferlegt, später von Thomas v. Aquino zwar als notwendig anerkannt, aber sehr differenziert bewertet worden, wobei die körperliche Arbeit in der Wertskala der thomistischen Soziallehren qualitativ am niedrigsten eingestuft wurde.<sup>65</sup> Obwohl die Bibel auch das Betteln als unwürdig charakterisierte, war es durch Thomas legitimiert und in der Spätscholastik durch die Hochschätzung des Almosengebens ergänzt worden. Betteln galt als Beruf und hatte eine wichtige Funktion durch die Fürbitte für die Heilsgewinnung der Almosengeber. Die Umwandlung von Plebejern in Arbeitskräfte stieß also auf ernste ideologische Schranken.

Hier erhielt die ursprüngliche Akkumulation einen wesentlichen Anstoß durch die Reformation. Sie setzte durch die Aufhebung der Klöster und die Abschaffung des Bettelmönchtums nicht nur zusätzlich einen Teil des parasitären Klerus für den Arbeitsprozeß frei, sie schuf u. a. auch ein neues Arbeitsethos. Darin liegt der rationelle Kern der vieldiskutierten, in Westeuropa und den USA noch heute aktuellen These Max Webers über den Zusammenhang von protestantischer Ethik und dem „Geist des Kapitalismus“, wonach der Protestantismus eine „der Eigenart des Kapitalismus angepaßte Art der Lebensführung und Berufsauffassung“ hervorgebracht habe, durch die sich der mittelalterliche „Abenteurer- und Wucherkapitalismus“ erst zum „modernen Kapitalismus“ gemausert habe.<sup>66</sup> Entgegen der Auffassung Webers, der in dem auch von ihm anerkannten Wechselverhältnis zwischen Ökonomie und Ideologie einseitig und überspitzt der Ideologie die Priorität zusprach, war es der sich herausbildende Kapitalismus, der ihm entgegenstehende

<sup>64</sup> Laube, Studien (wie Anm. 43), S. 202 u. 213, Anm. 122.

<sup>65</sup> G. Fabiunke, Martin Luther als Nationalökonom, Berlin 1963, S. 95 ff.; S. Looß, Reformatorische Ideologie und Praxis im Dienst des Rates und der Bürgerschaft Straßburgs, in: Jb. f. Gesch. d. Feudalismus, Bd. 5, 1981 (im Druck).

<sup>66</sup> M. Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 20, 1904 u. Bd. 21, 1905; wiederveröffentlicht in: M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1, Tübingen 1920, S. 18 ff.; Zitat ebenda, S. 37.



ideologische Barrieren beiseiteschob und eine neue, seinen Bedürfnissen angepaßte Ideologie entwickelte. Aber diese hat ihrerseits wesentlich zu seiner weiteren Entwicklung beigetragen und muß auch bei einer Darstellung der ursprünglichen Akkumulation beachtet werden.

Unter dem Vorgang Martin Luthers, aber häufig radikaler als er, gingen die Reformatoren mit Müßiggang und Bettelei ins Gericht und werteten die körperliche Arbeit auf. Zwar wurde zuweilen noch – so von Luther, Wenzel Linck u. a. – auf den Bußcharakter der Arbeit zurückgegriffen, diese aber als notwendig für die Heilsgewinnung charakterisiert. Insgesamt wurde aber jetzt viel stärker das biblische Gebot „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ betont. In seinen Waldshuter 18 Schlußreden von 1524 forderte Balthasar Hubmaier kategorisch „Wer da nit sucht in dem schwaiß seyenes angesychts sein brot, der ist im bann, auch unwirdig der speyß, dye er yßt. Hye werden verflücht alle müssygenger, geb wer sy seyene“,<sup>67</sup> was natürlich nicht nur gegen Bettler, sondern auch gegen den Klerus und andere feudale Müßiggänger gerichtet war. Eberlin von Günzburg stellte fest, daß nur jeder 15. Mensch arbeite und 14 müßig gehen. Abgesehen von jeweils vieren, die zu jung bzw. zu alt oder krank zum arbeiten seien, charakterisierte er Pfaffen, Mönche, Nonnen, Hochschüler, Zins- und Rentenbesitzer, Wucherer, Krämer, Kartenmacher, lasterhafte Edelleute, Landstreicher, Bettler, Landsknechte u. a. als Müßiggänger.<sup>68</sup> Einem ihm verwandten Pfarrer empfahl er „yrgent eyn erbeyt zu lernen, zur ubung des leybs, und zu verzeren nützlich die zeyt“.<sup>69</sup> Der Straßburger Prediger Hedio vertrat den Standpunkt, daß der Mensch zur Arbeit erschaffen und Müßiggang verboten sei; alle arbeitsfähigen Armen sollten zur Arbeit gezwungen oder aus der Stadt gejagt werden.<sup>70</sup> Gleiche oder ähnliche Auffassungen finden sich in zahlreichen Flugschriften der frühen Reformationsbewegung. Selbst ein radikaler Autor, der ausgehend vom Gebot der Nächstenliebe bis zur Forderung nach Gütergleichheit vorstieß und dem es vor allem um die Umverteilung des Reichtums an die Armen und Bedürftigen ging, lehnte es ab, daß Arbeitsfähige, die sich vor der Arbeit drücken, unterstützt werden.<sup>71</sup>

Dem Problem von Arbeit und Betteln widmete der Altenburger Prediger Wenzeslaus Linck eine eigene Schrift „Von Arbeyt und Betteln, wie man solle der faulheyt vorkommen, und yederman zü Arbeyt ziehen“.<sup>72</sup> Darin erklärte er die Arbeit zum 1. Gesetz Gottes zur Buße des sündigen Menschen. Bauern und Arbeiter

<sup>67</sup> Balthasar Hubmaier, Schriften, hrsg. v. G. Westin/T. Bergsten, Quellen zur Geschichte der Täufer, Bd. 9, Gütersloh 1962, S. 69 ff. Zitate – auch im folgenden – immer nach dem Erstdruck des Originals.

<sup>68</sup> Johann Eberlin von Günzburg, Sämtliche Schriften, hrsg. v. L. Endres, Bd. 3, Halle 1902, S. 147 ff.

<sup>69</sup> Ebenda, S. 183 ff.

<sup>70</sup> Caspar Hedio, Von dem Zehenden Zwo trefflicher predig . . . Anno 1524.

<sup>71</sup> Johannes Lyndenmayer, Ain kurtzer gründlicher bericht . . ., ed. bei H. Holeczek, Johannes Lindenmaiers Schrift von der Gleichheit des Besitzes, in: Archiv für Reformationsgeschichte, 66, 1975, S. 103 ff.

<sup>72</sup> Ed. in: W. Reindell, Wenzel Lincks Werke, Marburg 1894.

stunden in einem höheren Stande der Vollkommenheit als Geistliche. Die größte Verführung des Menschen durch den Teufel sei die Abwendung von der Arbeit und die Aufreizung zum Müßiggang, der Quelle aller Sünden und Laster. Das schlimmste Laster des Müßiggangs sei aber die Bettelei, d. h. sich von anderen ernähren zu lassen, obwohl man zur Arbeit in der Lage ist. Nur wer durch Alter oder Krankheit nicht arbeiten könne, habe ein Anrecht auf Unterstützung.

Hier setzten auch die städtischen Armenordnungen an, durch die städtische Obrigkeiten, gestützt auf die reformatorische Ideologie, die mit dem Anwachsen der Armut und des Plebejertums verbundenen sozialen Probleme zu lösen versuchten. Die von Karlstadt beeinflusste „Ordnung der Stadt Wittenberg“ von 1522 legte fest:<sup>73</sup> „Es sol auch kain betler in unser stat gelitten werden . . ., sonder man sol die zů arbeit treiben, oder auß der stat verweysen“; insbesondere wurde auch Mönchen das Betteln verboten und auch für sie Nahrungserwerb durch Arbeit gefordert. Alte und Kranke, Waisen und armer Leute Kinder sollten durch die Stadt versorgt werden. Dazu wurde ein gemeiner Kasten geschaffen, der durch Teilenteignung von Kirchengut und durch Umlagen der Bürger gespeist wurde. Ähnlich verfahren auch andere Städte, die in ihren Armen-, Almosen- oder Kastenordnungen<sup>74</sup> – z. B. die durch die Wittenberger angeregte und unter Mitwirkung Luthers entstandene Leisniger Kastenordnung oder die Breslauer, Straßburger, Nürnberger, Regensburger, Kitzinger, Magdeburger u. a. – z. T. weniger grundsätzlich als die Wittenberger, aber im einzelnen genau bestimmten, wer Anspruch auf die Versorgung aus dem gemeinen Kasten haben sollte; alle Nichtberechtigten waren zur Arbeit verpflichtet. Schließlich griffen auch die Landesherren dieses Problem auf und erließen entsprechende Vorschriften in ihren Landesordnungen. So bestimmten z. B. die nach der Reformation erlassenen ernestinischen Landesordnungen, daß Müßiggänger zur Arbeit anzuhalten oder des Ortes zu verweisen seien.<sup>75</sup>

Mit der Postulierung der Arbeitspflicht gerieten die Obrigkeiten in einen tiefen Widerspruch. Unter feudalen Verhältnissen bzw. den Bedingungen der einfachen Warenproduktion stießen sie sofort an die Grenze des Realisierbaren, unter den Bedingungen des oberdeutschen Verlags konnten sie die weitere Verelendung auch der arbeitenden Produzenten nicht verhindern. Aus sozialen Motiven versuchten einige Städte, die Handwerker vor der Ausbeutung durch den Verlag zu schützen, indem sie ihnen Kredite aus dem gemeinen Kasten anboten. „Auß dem gemainen kasten soll man auch armen handtwerckßleuten, die on das ir handtwerck nit vermügen tãglich zů treyben, leyhen, damit sy sich neren mügent . . .“, bestimmte die Wittenberger und ähnlich auch die Leisniger Ordnung.<sup>76</sup> Doch durch die Konservierung des handwerklichen Kleinbesitzes waren das durch die Aufhebung der Klöster

<sup>73</sup> Ed. in: E. Sehling, Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts, Bd. 1, 1, Leipzig 1902.

<sup>74</sup> Ebenda, Bd. 1, 2, Leipzig 1904, Bd. 3, Leipzig 1909, Bd. 11, Tübingen 1961; vgl. auch Bd. 12 der Weimarer Lutherausgabe, S. 2.

<sup>75</sup> G. Richter, Die ernestinischen Landesordnungen und ihre Vorläufer von 1446 und 1482, Köln-Graz 1964.

<sup>76</sup> Wie Anm. 73.



und das Bettelverbot erheblich vergrößerte Arbeitskräftepotential und die postulierte Arbeitspflicht nicht zu realisieren.

Andererseits zeigte sich unter den Bedingungen des oberdeutschen Verlagswesens, daß der Ausbeutungsgrad so hoch war, daß auch die Arbeit nicht ausreichte, um das Existenzminimum zu sichern. Als nämlich der Straßburger Diakon Alexander Berner 1531 von seinem Rat auf eine Reise durch zahlreiche oberdeutsche Städte geschickt wurde, um die dortige Armenfürsorge zu studieren, da zeigte sich, daß viele arme Handwerker und Stückwerker trotz der Arbeit im Verlag gezwungen waren, das städtische Almosen zu nehmen, da die Kaufherren, d. h. die Verleger, den Gewinn ihrer Arbeit heimtrugen. Da jedoch die Almosenempfänger verpflichtet waren, öffentlich bestimmte Spangen zu tragen, setzten sie sich der Gefahr aus, ihre Arbeit ganz zu verlieren; denn – so berichtet Berner – „wo si die spangen trugen, verluren si den glauben bei denen, so si verlegen und inen arbeit geben. Ei, sprechen ihre herren, er ist zum bettler worden. Ich vertrau im nichts mer, er mecht mir das mein verkouffen“<sup>77</sup> – nebenbei gesagt ein weiterer Beleg für die offenbar vollständige Expropriation der verlegten Handwerker durch die Verleger.

Die wirtschaftlichen und sozialen Tatsachen der frühkapitalistischen Wirtschaft, die beginnende Trennung von Kapital und Arbeit zwangen auch die Reformatoren zum Weiterdenken. Insbesondere nach dem Bauernkrieg und den sozialen Gleichheitsforderungen aus dem Lager der Volksreformation war es notwendig, nicht nur die Arbeit schlechthin aufzuwerten, sondern sie zugleich der Herrschaft des Kapitals bzw. den feudalen Herrschaftsverhältnissen unterzuordnen. Dem kam Luther entgegen, indem er darauf hinwies, daß die Ungleichheit unter den Ständen auch im Hinblick auf die geforderte Arbeitsleistung gottgewollt ist: „das der Herr im hauß mer güetter hat denn sein knecht, und doch der Knecht mer arbeyten muß denn der Herr, Das hat seinen sondern respectum . . . Das will Gott also haben, der hat die Stend also geordnet unnd geschaffen. . . . Wer . . . weyß, das wir in Christo alle gleich sind, Der gehet heym zû seiner arbeyt mit freuden und lest sich nicht kummern, ob er gleych hie auff erden dise kurtze zeyt in eim geringern wesen und stand ist denn ein ander. . . . und da arbeyte und thûe yederman, so vil er kan, und bleibe in solcher ungleicheyt.“<sup>78</sup>

Der Bedeutung der Reformation für die andere Komponente der ursprünglichen Akkumulation, z. B. der Rolle der Umverteilung des Kirchengutes für die Kapitalakkumulation und der ideologischen Normierung bürgerlichen Verhaltens und Wirtschaftens<sup>79</sup> kann ebenso nicht mehr nachgegangen werden wie der Frage nach der Rolle des Humanismus mit seiner allgemeinen Hochschätzung allseitiger menschlicher Aktivität und Schöpferkraft, seiner Förderung der Wissenschaften, insbesondere auch der dem ökonomischen Fortschritt dienenden praktisch-empirischen und Naturwissenschaften, sowie seiner ethischen Rechtfertigung bürgerlichen Erwerbs-

<sup>77</sup> O. Winkelmann, *Das Fürsorgewesen der Stadt Straßburg vor und nach der Reformation bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts*, Leipzig 1922, S. 266 f.

<sup>78</sup> D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Weimar, Bd. 52, 1915, S. 136 ff.

<sup>79</sup> Vgl. S. Looß (wie Anm. 65).

strebens bis zur direkten theoretisch-ökonomischen Begründung der frühkapitalistischen Praktiken der oberdeutschen Kapitalgesellschaften durch den Augsburger Konrad Peutinger, des mehr antimonopolistischen Nürnberger Unternehmertums durch Willibald Pirckheimer oder des frühkapitalistischen Bergbaus durch Georg Agricola. Reformation und Humanismus trugen auf unterschiedliche Weise praktisch und ideologisch zur Förderung des Prozesses der ursprünglichen Akkumulation bei, der – vielleicht mit Ausnahme der norddeutschen Kerngebiete der Hanse – in den meisten deutschen Territorien, einschließlich der binnenländischen rheinischen, sächsischen und schlesischen Gebiete der Hanse, bis zur Mitte des 16. Jh. beträchtlich fortschritt.

Dieser Aufwärtstrend wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jh. teils unterbrochen, teils wesentlich abgeschwächt. Nicht nur wegen des Einströmens des amerikanischen Silbers, wegen der Verlagerung der Welthandelswege, wegen der riesigen Verluste der oberdeutschen Gesellschaften infolge der Staatsbankrotte in Westeuropa, sondern vor allem wegen der Festigung der Fürstenmacht nach der Niederlage der frühbürgerlichen Revolution, der zunehmenden Abschöpfungspolitik der Territorialgewalten gegenüber der bürgerlichen Wirtschaft, der Einschränkung des Binnenmarktes durch die Festigung der Territorialstaaten und ihre z. T. kleinliche Wirtschaftspolitik, der gebietsweisen Durchsetzung der zweiten Leibeigenschaft und der Festigung der feudalen Produktionsverhältnisse auf dem Lande verlangsamte sich die kapitalistische Entwicklung wesentlich, auch wenn z. T. enge wirtschaftliche Wechselbeziehungen zwischen den Territorien weiterbestanden, in bestimmten Bereichen wie in der Leinen- und Barchentproduktion das Wachstum noch anhielt und auch einzelne große Gesellschaften wie die Viatis und Peller in Nürnberg<sup>80</sup> durch den Leinwandverlag noch bis zum Dreißigjährigen Krieg ein respektables Kapital akkumulierten. Doch insgesamt konnte die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals in den deutschen Territorien bei weitem nicht schritthalten mit der in Westeuropa, besonders den Niederlanden und England, wo sie durch Ausplünderung der überseeischen Kolonialgebiete und weltweite Handelsexpansion auf der Grundlage der wachsenden kapitalistischen Wirtschaft, mit Unterstützung der sich bildenden Nationalstaaten und dem Calvinismus als ideologischem Banner rapide Fortschritte machte und den – das darf keinesfalls vergessen werden – noch immer herrschenden, besonders auch politisch herrschenden, Feudalismus zersetzte, zur Anpassung zwang, und die gesellschaftlichen Bedingungen für die bürgerlichen Revolutionen der Übergangsepoche hervorbrachte. Für die Genesis des Kapitalismus in den deutschen Territorien – aber wohl auch in anderen Ländern – wurden letztendlich die unmittelbar mit der Produktion verbundenen kleinen und mittleren Unternehmer bei zunächst noch andauernder Dominanz des Kaufmannskapitals bedeutsamer als die großen Kapitalgesellschaften, die gemeinhin als die Inkarnation des Frühkapitalismus gelten. Denn die letzteren blieben trotz Beteiligung an der Produktion in erster Linie Kaufleute, Wucherer und Geldhändler; die Unterwerfung der Produk-

<sup>80</sup> G. Seibold, Die Viatis und Peller. Beiträge zur Geschichte ihrer Handelsgesellschaft, Köln-Wien 1977.



tion diene ihnen vor allem zur Steigerung des Handelsgewinns durch monopolistische Marktbeherrschung für bestimmte Produkte, wofür sie sich auch mit den Feudalgewalten liierten, deren Privilegien sie als wirksame Akkumulationshebel, aber auch im Konkurrenzkampf mit den antimonopolistischen Kräften der entstehenden Handels- und Manufakturbourgeoisie einsetzten. Insofern führte die Genesis des Manufakturkapitalismus nicht über sie, und sie standen auch in den bürgerlichen Revolutionen häufig auf seiten der angegriffenen Feudalmächte, wie es z. B. die Fugger in einem frühen Stadium vorexerzierten. Im Hinblick auf die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals und auch die damit verbundene Zersetzung der ökonomischen Basis des Feudalismus waren sie von größter Bedeutung. K. Marx bezeichnete die „Gesellschaften Monopolia“, anknüpfend an einen Begriff Luthers, als „gewaltige Hebel der Kapital-Konzentration“.<sup>81</sup> So sehr sie damit den Anstoß gaben, mußten sie im weiteren Ablauf der Genesis des Kapitalismus zwangsläufig überwunden werden, ging die Entwicklung des Manufakturkapitalismus mehr über die kleineren und mittleren Unternehmer.

---

<sup>81</sup> K. Marx, Das Kapital, Bd. 1, in: MEW, Bd. 23, S. 781.

KLAUS SPADING

Die Hanse und Holland im Prozeß  
der ursprünglichen Akkumulation

„Krieg, Handel und Piraterie  
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“

Mit diesen wenigen Verszeilen erfaßt Goethe in seinem *Faust* einen Teil jenes historischen Prozesses, der etwa vom 15. Jh. an über mehrere Jahrhunderte hinweg in entscheidendem Maße den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus beeinflusste, die „sogenannte ursprüngliche Akkumulation“, wie Marx sie nannte. Marx analysierte diesen Vorgang auf der Grundlage der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in England und bezeichnete ihn als ursprünglich, „weil er die Vorgeschichte des Kapitals und der ihm entsprechenden Produktionsweise bildet.“<sup>1</sup>

Die ursprüngliche Akkumulation blieb jedoch nicht auf England beschränkt. Sie erfaßte große Teile Europas, wobei sie in den einzelnen Ländern eine unterschiedliche Entwicklung und Ausprägung erfuhr. Ihre Auswirkungen griffen auf Länder außerhalb des europäischen Kontinents über und bezogen diese mittel- oder unmittelbar in den Prozeß ein. Die ursprüngliche Akkumulation entspricht in dieser Zeit der historischen Gesetzmäßigkeit. Die Stellung eines Landes, einer Provinz, eines Gebietes, einer Institution wie auch der Hanse in diesem Prozeß, der Grad seiner Durchsetzung sind ein Wertungsmaßstab für Fortschritt, Stagnation oder Reaktion. Allerdings – und das sei hier angemerkt – hat diese für die Vorgeschichte des Kapitalismus als eine in seinen frühen Zeiten wichtige Entwicklungsphase erst in letzter Zeit stärkere Beachtung gefunden.

Vielleicht verbaute man sich die Möglichkeiten und Notwendigkeiten, die modifizierten spezifischen Formen zu untersuchen und einzuschätzen, durch eine allzu starke Verabsolutierung der bekannten klassischen Vorgänge in England. Es sei deshalb noch einmal an eine von Marx getroffene Feststellung aus dem „*Kapital*“ erinnert, daß nämlich die ursprüngliche Akkumulation in den verschiedenen Ländern ganz unterschiedlich auftritt und daß sie „die verschiedenen Phasen in verschiedener Reihenfolge und in verschiedenen Geschichtsepochen“<sup>2</sup> durchläuft. Und in diesem Zusammenhang sei ein weiterer Hinweis gestattet: Die Behandlung dieser Proble-

<sup>1</sup> K. Marx, *Das Kapital*, Bd. 1, in: K. Marx/F. Engels, *Werke*, Berlin 1956 ff. (MEW), Bd. 23, S. 742.

<sup>2</sup> Ebenda.



matik ist nicht nur für die hansische Spätzeit von Interesse, vielmehr können exakte Untersuchungen, Forschungsergebnisse, Wertungen und Einschätzungen bis in die Geschichte der neuesten Zeit Bedeutung haben.

Im folgenden soll nun der Versuch unternommen werden, durch einen Vergleich zwischen der Hanse – vor allem den wendischen Städten mit ihrem näheren und weiteren Umland – und den nördlichen Niederlanden Momente der ursprünglichen Akkumulation in einzelnen Bereichen gegenüberzustellen.

Ein solcher Vergleich soll einmal die ökonomische, soziale und ideologische Entwicklungsqualität überhaupt feststellen, aber darüber hinaus Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den Formen und Methoden zur Schaffung doppeltfreier Lohnarbeiter, zur Akkumulation von Geldvermögen und Produktionsmitteln und bei der Organisierung eines relativ hohen Produktionsniveaus deutlich machen und einschätzen. Der Vergleich muß hier auf einige wesentliche Züge beschränkt bleiben, bietet sich jedoch unübersehbar an, da die Beziehungen zwischen Holland und der Hanse auch im 16. und 17. Jh. für beide Partner von eminenter Bedeutung waren.

Für die Hanse beginnt mit dem Ende des 15. Jh. bis zum letzten nur noch von neun Städten beschickten Hansetag 1669 der Niedergang, der durch Versuche gekennzeichnet ist, der Auflösung auf verschiedensten Wegen entgegenzuwirken, sich den veränderten wirtschaftlichen Bedingungen und gesellschaftlichen Verhältnissen wie wechselnden politischen Gegebenheiten anzupassen. Für die nördlichen Niederlande führt ein keineswegs leichter oder problemloser Weg über einen für Europa beispielhaften wirtschaftlichen Aufschwung, über grundlegende Veränderungen in Produktions- und Ausbeutungsformen, über einen erfolgreichen revolutionären Unabhängigkeitskrieg, über die Ausbreitung und Durchsetzung neuer ideologischer Auffassungen zum sogenannten „goldenen Jahrhundert“, zur nationalstaatlichen Konsolidierung, zur Unabhängigkeit.

Wie gestalteten sich nun vor dem Hintergrund dieser diametralen Entwicklungslinien die Beziehungen zwischen beiden Parteien im 16. und 17. Jh.? Vollbehr hat vor 40 Jahren einen Überblick gegeben,<sup>3</sup> und Lahaine führte zehn Jahre früher seine detaillierten Untersuchungen nur bis 1525.<sup>4</sup> Eine gründlichere Darlegung wäre also durchaus angebracht. Sie kann jedoch nicht in diesem Rahmen geschehen. Vielmehr sollen einige Schwerpunkte in den Beziehungen hervorgehoben werden, die für unsere Problematik in deutlich erkennbaren einzelnen Phasen wirksam werden.

Mit der Aufhebung des Stapels zu Brügge im Jahre 1502 waren die Maßnahmen für die Erhaltung und Festigung des westlichen Eckpfeilers des hansischen Systems gescheitert. Erneut rückte damit der Versuch vor allem Lübecks, jede sich bietende Gelegenheit zu nutzen, den Sund für die Holländer zu sperren oder doch undurchlässiger zu machen, in den ersten Jahrzehnten des 16. Jhs. wieder in den Mittelpunkt politischer und handelspolitischer Aktivitäten. Flexibel die jeweiligen Kräftekonstellationen gegeneinander ausspielend – manchmal schon recht abenteuerlich – konnte

<sup>3</sup> F. Vollbehr, Die Holländer und die deutsche Hanse, in: Hans. Pflingstbl. 21/1930, S. 3–91.

<sup>4</sup> L. Lahaine, Die Hanse und Holland von 1474 bis 1525, in: HGBll 23/1917, S. 377–409; 24/1918, S. 227–279.

1509/1510 vorübergehend eine zeitlich begrenzte Sperrung der Sundpassage erreicht werden.<sup>5</sup> Diese Maßnahme traf aber gleichzeitig ebenso Hamburg, Danzig, wendische Städte, die Engländer und andere. Das bedeutete, sie beeinträchtigte den gesamten Ostseehandel.

Als 1512 ein Friedensvertrag zwischen Dänemark und Lübeck zustande kam, konnte Lübeck eine Einschränkung des holländischen Handels und der Ausweitung der Frachtfahrt in den Verhandlungen nicht durchsetzen.

Ähnlich war es zehn Jahre danach, als es wiederum zum Handelskrieg am Sund kam. Hier erlitten die Holländer zwar großen wirtschaftlichen Schaden, Christian II. floh nach Holland, aber sein Nachfolger Friedrich I. und der dänische Reichsrat gaben den Sundverkehr für die Holländer frei.<sup>6</sup> Als Lübeck dann versuchte, die Sperrung des Sundes auf eigene Faust durchzusetzen, fand es für seine antiholländische Politik kaum Unterstützung. War es zuvor vor allem Danzig, sind es jetzt auch die anderen Städte, die ihm bei vielen politischen Aktionen den Beistand versagen.

Im Verlauf der sogenannten „Grafenfehde“ wird das Scheitern der lübischen Sundzollpolitik vollends besiegelt. Zu Recht wird das außenpolitische Vorgehen unter Führung Jürgen Wullenwevers in den jüngsten marxistischen Arbeiten zur Hansegeschichte als konservativ eingeschätzt. Es diene der Wiederherstellung und Konservierung überlebter Verhältnisse im Ost- und Nordseeraum.<sup>7</sup> Der Zusammenbruch der lübischen Hollandpolitik im Kampf um die Vormachtstellung im Ostseeraum in den dreißiger Jahren, mag er nicht selten in den folgenden Jahrzehnten durch Machtdemonstrationen von Seiten der Städte noch so sehr verschleiert werden, bedeutet gleichzeitig das Ende einer ersten Phase der Beziehungen zwischen den Holländern und wendischen Städten im 16. und 17. Jh. Sie ist von hansischer Seite geprägt durch bekannte und althergebrachte Formen des Wechsel zwischen Annäherung und Gegensatz, vor allem durch Methoden wie Zollerhöhung, Arrestierung der Waren, Stapelzwang und andere Handelsbeschränkungen bis hin zum Kapertkrieg. Die mit vielfältigen Mitteln angestrebte und zum Teil auch durchgesetzte Behinderung für den niederländischen Handel wird differenzierter. 1524/25 taucht sogar als neue Variante der Sundsperrung der Plan einer Kontingentierung des holländischen Sundverkehrs auf.<sup>8</sup> Diese erste Etappe zeigt zugleich, wie sehr sich die Städte und Städtegruppen, die formal noch einem Verbündnis mit traditionsreichen und klangvollen Namen angehören, voneinander gelöst und entfernt haben. Das provoziert natürlich die Frage nach den Ursachen für diese Entwicklung. Spiegeln die Gegensätze, die differenzierten Auffassungen, erkennbare Unterschiede im gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklungsniveau einzelner Städte wider, wie man sie in dieser Zeit im niederländischen Raum durchaus finden kann?

Dazu soll zunächst eine Gemeinsamkeit festgestellt werden: Von den in dieser Phase charakteristischen Methoden der Reglementierung und der Konservierung

<sup>5</sup> F. Vollbeh, S. 62, vgl. auch Lahaine, 24/1918, S. 242 f.

<sup>6</sup> R. Häpke, Die Regierung Karl V. und der europäische Norden, Lübeck 1914, S. 104 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Freien und Hansestadt Lübeck, Bd. 3).

<sup>7</sup> J. Schildhauer/K. Fritze/W. Stark, Die Hanse, 3. Aufl., Berlin 1977, S. 237.

<sup>8</sup> F. Vollbeh, S. 65.



des Zwischenhandelsmonopols gingen kaum auslösende oder aktivierende Momente der ursprünglichen Akkumulation im Gebiet der wendischen Städte aus.

In der folgenden Phase der hansisch-holländischen Beziehungen vom Ende der 30er Jahre des 16. Jh. ab verlor die lübische Politik an Eigenständigkeit. In vielen Staaten, zu denen die wendischen Städte zum Teil außerordentlich rege Kontakte hatten, gingen Veränderungen vor sich, die nicht ohne Einfluß auf die gegenseitigen Beziehungen bleiben konnten. Nationalstaatliche Territorien wie England, Spanien, Frankreich konsolidierten sich und machten zum Teil entscheidende Schritte zur bürgerlichen Nation. In Schweden, Dänemark, Rußland bildeten sich nationale Märkte, entstanden zentralisierte Monarchien.

Die Holländer bauten ihre Positionen in der Ostsee aus. Jedoch bei allen Vorteilen, die die Zugehörigkeit zum habsburgischen Machtbereich boten, stieß der Versuch einer unabhängigen holländischen See- und Handelspolitik auf Grenzen, die durch das zentrale Regierungssystem der habsburgischen Regentschaft und durch dynastische Interessen gezogen wurden. Das änderte sich erst mit der niederländischen Revolution.

Wenn auch die Sundzolltabellen zeitweilig einen beträchtlichen Rückgang der holländischen Sundpassagen während der niederländischen Revolution registrieren, so ist dieses Ereignis auch im Hinblick auf die Unabhängigkeit und Selbständigkeit in der handelspolitischen Stellung und den daraus resultierenden Maßnahmen kaum zu überschätzen.

Anders Lübeck. Der Machtrückgang ist in dieser zweiten Phase unüberschbar. Seine politischen Aktionen bewegen sich fast nur noch im Fahrwasser der führenden Mächte des Nordens. Sein Ziel ist jetzt die Wahrung der Neutralität. Aus dem Zusammenbruch des alten Abwehrsystems entwickelte sich wirtschaftlich und politisch eine Annäherung der ehemaligen Gegner. Damit waren Konkurrenzkampf, Spannungen, handelstörende Aktivitäten zwischen den beiden Parteien keineswegs völlig abgebaut. Aber insgesamt ist das Verhältnis zueinander in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. stärker auf die gegenseitige Durchdringung der Wirtschaft gerichtet und offene kriegerische Konflikte werden vermieden. Im Jahre 1613 erwächst aus der Gegnerschaft zu Christian IV. sogar ein Bündnis, welches 1616 auf die gesamte Hanse ausgedehnt wird.

Die Hansestädte profitieren von dem allgemeinen Aufschwung des Handels- und Seeverkehrs und geraten doch relativ gesehen ins Hintertreffen. Die Holländer haben an diesem Anwachsen maßgeblichen Anteil. Wenn in Rekordjahren über 3000 niederländische Schiffe den Sund passierten, also durchschnittlich täglich 8, und der Anteil der holländischen Schiffe von 1557–1600 56% der Gesamtfrequenz ausmachte<sup>9</sup>, deuten sich hier Größenordnungen an, die nicht nur mit einer überdurchschnittlichen Akkumulation von Geldvermögen und Produktionsmitteln, sondern auch mit grundsätzlichen Veränderungen im Bereich der Produktionsorganisation verbunden sind. Das sind einige Aspekte der offiziellen handelspolitischen Beziehungen, einige andere mögen das Verhältnis Hanse-Holland noch präzisieren.

<sup>9</sup> D. Schäfer, Die Sundzollisten. HGBII 14/1908, S. 8 f.

Neben den Häfen der wendischen Städte suchten holländische Kaufleute und Frachtfahrer auch nicht privilegierte kleine Häfen an der mecklenburgischen Ostseeküste auf, um dort vor allem Getreide aufzukaufen. Häfen, die der ständigen Kontrolle durch die Stapelstädte entzogen waren, sogenannte Klipphäfen. Aus den bisherigen Arbeiten sind am bekanntesten die Gollwitz, der Bug, die Doberaner Wiek und das jetzige Fischland mit Wustrow und dem Darßer Kanal.<sup>10</sup>

Die Holländer handelten hier mit dem Herzog von Mecklenburg und den Adligen, aber traten ebenso mit den unmittelbaren Produzenten, den Bauern, unter Umgehung des Stapelmarktes in Verbindung und konnten die schwankenden Kornpreise bei ihrem Handel in den Niederlanden, auf der iberischen Halbinsel, zeitweise bis ins Mittelmeergebiet hinein zu profitträchtigen Spekulationen nutzen. Der Herzog von Mecklenburg ließ zum Schutz dieses Handels ein Kastell auf Poel errichten, eigene Schiffe bauen und plante die Wiederherstellung des Hafens von Ribnitz unter Leitung holländischer Hafenbaumeister.

Der Klipphafenhandel, in dem die Holländer außerordentlich aktiv waren, wird auch in anderen Gebieten betrieben und führt auch hier zu ähnlichen Gegensätzen wie in Mecklenburg. Ein Beispiel mag das belegen. Wie aus einem umfangreichen Briefwechsel zwischen den Städten Anklam, Greifswald, Pasewalk und Stralsund hervorgeht, sollte in den neunziger Jahren des 16. Jh., nachdem in den Jahrzehnten zuvor über die unberechtigte Ausfuhr besonders von Getreide schon mehrfach Beschwerde erhoben war, in Ückermünde, einem kleinen Umschlaghafen vor allem für Holz und Getreide aus dem Raum Ückermünde, Pasewalk und Prenzlau, ein Kornhaus errichtet werden, um zu günstigen Zeiten Korn dorthin auf Prähmen und Bauernwagen des Adels der Umgebung anfahren und lagern zu können. Das Korn sollte – so die Quelle – von dortaus an Holländer und fremde Kaufleute verkauft und seewärts verschifft werden.<sup>11</sup> Gegen dieses Unternehmen protestierten die Städte Stralsund, Greifswald, Anklam und Demmin wegen der Benachteiligung des eigenen Handels energisch. Wie es jedoch scheint, ohne Erfolg. 1591 vermuten die obengenannten Städte, es würde durch die Holländer sogar ein Faktor in Ückermünde eingesetzt werden.<sup>12</sup> Da mit den Auseinandersetzungen gleichzeitig ein Streit um Zollprivilegien auf der Uecker und auf der Peene verbunden war, interessierte sich auch Stettin sehr nachdrücklich für die Angelegenheit, wie besonders hervorgehoben wird, wegen des märkischen Adels. Stettin hatte schon seit dem 14. Jh. versucht, das Einzugsgebiet für seinen Getreide- und Holzhandel auf Ückermünde und seine Umgebung auszudehnen. Getreidehandel in kleineren Orten unter Umgehung der größeren Seehäfen wird im Zusammenhang mit diesen Ereignissen auch aus dem Peene- und Oderstromgebiet, wie Usedom und Wollin, gemeldet.<sup>13</sup>

Fassen wir einige bezeichnende Faktoren zusammen: Der Handel über kleine, nicht privilegierte Häfen, mit der ländlichen Umgebung, z. T. mit den unmittelbaren

<sup>10</sup> K. Koppmann, Zur Geschichte der Mecklenburgischen Klipphäfen. HGBll 1885, S. 105.

<sup>11</sup> Stadtarchiv Greifswald, Rep. 5/29, 3 p.

<sup>12</sup> Ebenda.

<sup>13</sup> Ebenda.



Produzenten, war im Handelsbereich der wendischen Städte sehr verbreitet. Er durchbrach das hansische Zwischenhandelsmonopol und stimulierte den Konkurrenzkampf der wendischen Städte um größere Einzugsgebiete untereinander. Er drang auch tief in das Hinterland ein.

Das gilt in gleichem oder vielleicht noch stärkerem Maße für die östlichen Gebiete, für das Hinterland von Danzig, Riga oder die baltischen Provinzen überhaupt. Auch hier handelten die Holländer nicht nur mit den Städten, sondern, wie es Häpke schon untersuchte, ebenso mit Adligen, Prälaten und Bauern.<sup>14</sup> Die wachsende Rolle des Schwerguthandels forderte dabei die Erschließung des Hinterlandes. Hierin liegt offenbar eine der Ursachen dafür, daß die Städte an den Strommündungen an Bedeutung gewannen, eine Entwicklung, die dann – im 16. Jh. zunehmend – unter anderem den oft scharfen Gegensatz dieser Hansestädte mit den wendischen, vor allem mit Lübeck, erklärt. Andere handelspolitische Voraussetzungen und Auffassungen bestimmten ihre Wirtschaftspolitik.

An der Erschließung des Hinterlandes nahmen die Holländer aktiven Anteil. Sie mißachteten und umgingen die hansischen Stapelordnungen und Reglementierungen, wo es möglich war. Das Ausmaß dieses Vorgehens und die Profitrate sind schwer zu fassen, jedoch wurde es gegenüber dem traditionellen Handelsverkehr von Elementen neuer Handelsmethoden getragen. Der Risikofaktor vergrößerte sich und damit auch die Spanne zwischen möglichem Gewinn oder Verlust. Hierin kann bei zwar schwankender, aber insgesamt wachsender Quantität durchaus die Quelle für einen „Surplusprofit“ – wie Marx ihn nennt – gesehen werden, der auf der einen Seite in der holländischen Wirtschaft als zusätzliche Akkumulation von Handelskapital zu Buche schlägt oder auch in anderen Gewerbebereichen, zum Beispiel im Schiffbau, wirksam wird. Auf der anderen Seite regt diese Partnerschaft auch im Hinterland der wendischen Städte die Geldzirkulation an, ohne dabei die feudale Gesellschaft in ihrer Grundstruktur erschüttern zu können. Der Gewinn in Form von Geld festigt dabei lediglich die Standesposition des Feudalherrn, der kirchlichen Institutionen oder auch des Bauern in dieser Gesellschaft.

Abschließend soll in diesem kurzen Überblick noch auf den demographischen Aspekt in den holländisch-hansischen Beziehungen aufmerksam gemacht werden, der bisher auch im Zusammenhang mit der ursprünglichen Akkumulation unzulässig wenig Beachtung gefunden hat. Die hohe Zahl der in Rostock immatrikulierten Studenten aus den Niederlanden und der Anteil niederländischer Gelehrter an der Gründung und Entwicklung der Greifswalder Universität sollen hier nur Erwähnung finden.<sup>15</sup> Aber auch in anderen Bereichen sind enge Verbindungen festzustellen. Dazu gehört die Gründung der ersten und im norddeutschen Raum wohl bedeutendsten Druckerei durch Nicolaus van Daer im Jahre 1475.<sup>16</sup>

<sup>14</sup> R. Häpke, Der Untergang der hansischen Vormachtstellung in der Ostsee (1531–1544). HGBll 18/1912, S. 97.

<sup>15</sup> Siehe hierzu: A. Hulshof, Rostock und die nördlichen Niederlande vom 15. bis zum 17. Jh. HGBll 16/1910, S. 531–553.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 540.

Diese engen Kontakte wurden unter anderem etwa von der zweiten Hälfte des 16. Jh. ab durch den Glaubensunterschied zwischen Calvinisten und Lutheranern beeinträchtigt. Er ging soweit, daß nicht nur die zuwandernden Niederländer als verdächtige Personen, die sich in die Städte „einschleichen“, über die rechte Lehre examiniert werden, sondern auch der Produktionsbereich in Mitleidenschaft gezogen wird. Um 1600 lassen sich Niederländer aus Holland in Rostock nieder und wollen hier etliche Sorten Tuch weben. Sie benötigen zum Spinnen aber die Hilfe armer Kinder, die dadurch von der „Straße und von der Bettelay“ gebracht werden könnten. Grundsätzlich ist von der Stadt dagegen nichts einzuwenden. Die Bitte löst jedoch deshalb große Sorgen aus, weil „gedachte Leute calvinisch seien“.<sup>17</sup> Besonders in der Zeit der Revolution verlassen viele Niederländer ihre Städte und Dörfer und lassen sich überwiegend in Ostfriesland und Hamburg, aber auch in den wendischen Städten in großer Zahl nieder. Kernkamp spricht davon, daß auf Grund eines Plakats Mitte der siebziger Jahre des 16. Jh. etwa 3000 Kaufleute in die nördlichen Niederlande zurückkehren mußten.<sup>18</sup>

Relativ gering jedoch ist die Zahl derjenigen, die Holland verließen und anderswo ein Bürgerrecht erwarben. Nach dem ältesten Stettiner Bürgerbuch von 1422–1603 kamen in den Jahren von 1569–1603, also auch noch in der Zeit der Revolution, einzelne Niederländer aus Amsterdam, Antwerpen, Brügge, Brüssel, Kampen, Enkhuizen, Den Haag und fünf weiteren kleinen Orten nach Stettin.<sup>19</sup>

Auch in umgekehrter Richtung bietet sich für Amsterdam ein ähnliches Bild. Von 7556 in den Jahren 1531–1606 zugewanderten Bürgern der Stadt kamen nach Amsterdamer Quellen 1046 aus Deutschland, mit 14,4% ein bedeutender Anteil, auch wenn, wie zu erwarten, der größte Teil, nämlich 82,4% der Neubürger, aus den südlichen, vor allem aber aus den nördlichen Provinzen der Niederlande, kam.<sup>20</sup> Jedoch die Zahl der Zuwanderer aus den Hansestädten an der Küste ist vergleichsweise gering. Sind es aus Hamburg noch 30, aus Bremen 16, so liegen die Zahlen aus dem wendischen Quartier niedriger: Lübeck 9, Mecklenburg 2, Rostock 6, Stralsund 1; Zuwanderer aus Wismar und Greifswald fehlen in diesen Quellen völlig.<sup>21</sup>

Es gibt also zwischen der Hanse und Holland auch im 16. Jh. nicht nur Konkurrenzkampf, Arrestierungen, Sundsperrre und Kaperkrieg, sondern mindestens im gleichen Maße den Ausbau stabiler Handelsverbindungen, persönliche Kontakte, geistige Beziehungen, wirtschaftliche Partnerschaft und nicht zuletzt Gemeinsamkeiten in der ökonomischen und auch gesellschaftlichen Entwicklung. Jedoch gerade

<sup>17</sup> A. Hulshof, Verslag van een onderzoek te Rostock naar handschriften, drukwerken een bescheiden, belangrijk voor de geschiedenis van Nederland. 's-Gravenhage 1909, S. 63. Zitiert nach: Rostock und die nördlichen Niederlande, S. 546.

<sup>18</sup> J. H. Kernkamp, De handel op en vijand 1572–1622, Utrecht 1931, S. 41.

<sup>19</sup> Staatsarchiv Greifswald, Rep. 40, III, 150.

<sup>20</sup> Bronnen tot de geschiedenis van het bedrijfsleven en het gildewezen van Amsterdam, T. I, hrsg. v. J. G. van Dillen, Rijks geschiedkundige publicaties (R. G. P.), Bd. 69, 's-Gravenhage 1929, S. XXXV.

<sup>21</sup> Ebenda, S. LXXIV–LXXVIII.



hierin sind zum Teil gravierende Unterschiede, wie sie u. a. auch die ursprüngliche Akkumulation widerspiegelt, nicht zu übersehen.

Sucht man nach den einzelnen und in ihrer Art und Wirkung vielfältigen Momenten, die die Voraussetzung für die kapitalistische Produktionsweise schaffen, muß man wohl drei Faktoren herausheben, Faktoren, ohne deren Vorhandensein der Gesamtprozeß in Frage gestellt würde. Das ist einmal die Schaffung des im doppelten Sinne freien Lohnarbeiters, in erster Linie durch die Expropriation der ländlichen Produzenten – ein Vorgang, bei welchem „große Menschenmassen plötzlich und gewaltsam von ihren Subsistenzmitteln losgerissen und auf den Arbeitsmarkt geschleudert werden“.<sup>22</sup> „Plötzlich und gewaltsam“ ist hierbei in historischen Dimensionen zu sehen, denn bekanntlich verlief die Trennung der Produzenten von den Produktionsmitteln in allen Ländern in mehreren Etappen. Sie schloß im Modellfall England eine bürgerliche Revolution ein und dauerte bis zur industriellen Revolution mehrere Jahrhunderte.

Einhegungswellen, wie sie für einige Gebiete Englands charakteristisch waren, sind für die nördlichen Niederlande nicht nachzuweisen. Dennoch sollte man sich hüten – und das gilt für den Agrarsektor ebenso wie für die gewerbliche Produktion – eine homogene Entwicklung des gesamten Gebietes zu vermuten. Die einzelnen Provinzen unterscheiden sich zum Teil beträchtlich voneinander. Es gab im 16. Jh. auch in Holland Dörfer, deren Boden ausschließlich als Weideland genutzt wurde, in der Regel für eine spezialisierte Viehzucht.<sup>23</sup> Aber während in Geldern noch Feudalrechte und Hörigkeit herrschten, waren diese Ausbeutungsformen in anderen Provinzen im 16. Jh. verschwunden oder erst gar nicht zur Ausbildung gekommen. Trotz dieser einschneidenden Unterschiede sollen im folgenden einige Faktoren untersucht werden, die sowohl für das sprunghafte Anwachsen einer Masse von Lohnarbeitern wie für die Entstehung und Ausbreitung eines Pacht-systems, das deutlich kapitalistische Züge trägt, von entscheidender Bedeutung und für die Niederlande typisch sind. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den Kerngebieten der späteren Vereinigten Niederlande, vor allem auf Holland, Seeland und Westfriesland.

Zunächst muß hervorgehoben werden, daß der niederländische Adel relativ wenig Grund und Boden besaß. Eine große Zahl der Agrarprodukte wurde durch Bauern, die ihren Boden in Zeitpacht bearbeiteten und auch im 16. Jh. schon hoch spezialisiert waren, produziert. Diese Form der Zeitpacht band den Produzenten nicht mehr an die Scholle und nahm ihm gleichzeitig die Sicherheit des dauernden Besitzes.<sup>24</sup> Für die Zeitpacht bestanden auch deshalb günstige Bedingungen, weil die Geld-Ware-Beziehungen selbst in rückständigen Gebieten relativ hoch entwickelt waren und der Geldumlauf ständig zunahm. Die Preise für Agrarprodukte stiegen, aber damit waren auch die Preise für die Bodenpacht stark steigenden Tendenzen

<sup>22</sup> MEW, Bd. 23, S. 744.

<sup>23</sup> De economische geschiedenis van Nederland, hrsg. v. J. H. van Stuijvenberg, Groningen 1977. J. van Houtte, *De zestiende eeuw (1485–1585)*, S. 52.

<sup>24</sup> E. Baasch, *Holländische Wirtschaftsgeschichte*, Jena 1927, S. 28 ff. J. van Dillen, *Van rijkdom en regenten, 's-Gravenhage 1970*, S. 218 f., S. 284 ff.

unterworfen. Van Houtte stellt fest, daß diese sich im Mittel von 1510–1580 um das Vierfache erhöhten und daß ein großer Teil der Bauern, ob Eigen- oder Pachtbetrieb, stark verschuldeten.<sup>25</sup>

Eine weitere Besonderheit in den nördlichen Niederlanden stellt ihr hoher Urbanisierungsgrad dar. Bereits zu Beginn des 16. Jh. lebten zwischen 40 und 50% der Bevölkerung in städtischen Gemeinden. Das gab es in Europa zu dieser Zeit sonst nur in Brabant, Flandern und in der Poebene. Von 1514 bis 1622 wuchs die Bevölkerung der Grafschaft Holland von 275 000 auf 672 000. Davon wohnten in 19 Städten 362 000 Menschen. In Amsterdam allein stieg die Bevölkerungszahl in diesem Zeitraum von 12 000 auf 105 000.<sup>26</sup> Dieser Tatbestand prägte auch den Charakter der engen wechselseitigen Beziehungen von Produktion und Wirtschaft der Stadt mit der ländlichen Umgebung.

Allgemein ist bekannt, daß Teile der ländlichen Bevölkerung nicht nur aus der unmittelbaren Umgebung der Städte oft neben ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit als Matrosen, Heringsfischer, Weber, Kämmer, Spinner sporadisch oder regelmäßig – unter anderem auch, weil ihre Tätigkeit in der Stadt mit zu hohen Lebenshaltungskosten verbunden waren – für die gewerbliche Produktion in der Stadt arbeiteten. Das beschwor nicht selten Auseinandersetzungen unter den Städten herauf, die soweit gingen, daß Amsterdam 1573 versuchte, einen ökonomischen und politischen Druck auf die Bewohner mehrerer Dörfer auszuüben, die zwar in seiner unmittelbaren Nachbarschaft lagen, deren Bewohner aber für das Textilgewerbe von Leiden und Den Haag arbeiteten. Die Tuchproduktion von Amsterdam war zur gleichen Zeit durch den wachsenden Mangel an gesponnener Wolle gefährdet. Fünf von sieben waterländischen Dörfern widersetzten sich den Forderungen Amsterdams, woraufhin das Gericht dieser Stadt Vergeltungsmaßnahmen gegen sie beschloß. Noch ein anderer Hinweis läßt uns aufmerken. Von Oudenarde, einer Stadt, in der das Handwerk der Tapetenweber verbreitet war, wird berichtet, daß die Bewohner von sechs bis sieben Dörfern als Tapetenweber, Wollscherer und in anderen Handwerken arbeiteten und sich zum großen Teil mit Lebensmitteln aus der Stadt versorgten.<sup>27</sup> Ähnliches wird aus Hoorn und Amsterdam gemeldet. Sicherlich spielt hierbei die Spezialisierung auf die Butter- und die Käsefabrikation wie die Viehzucht in vielen niederländischen Dörfern eine nicht unwesentliche Rolle. Es geht also nicht allein um den zahlenmäßig hohen Anteil der städtischen Bevölkerung an der Gesamtzahl der Einwohner der Städte, sondern gleichzeitig darum, daß viele Dörfer in der näheren und weiteren Umgebung gewerblicher Produktionszentren einen industriellen Charakter im weitesten Sinne des Wortes aufwiesen, und dadurch waren auch die Bewohner durch ihre enge Bindung an neue Produktionsformen den oft beträchtlichen Schwankungen zwischen Konjunktur und Krise unterworfen. –

Eine enge Verbindung von der Stadt zum Land oder auch des Handelskapitals zur Produktionssphäre im Agrarbereich schufen die durch Eindeichung gewonnenen

<sup>25</sup> De economische geschiedenis van Nederland, S. 52.

<sup>26</sup> A. M. van der Woude, Het Noorderkwartier, in: A. A. G. Bijdr. (Afdeling Agrarische Geschiedenis Bidragen Landbouwhogeschool Wageningen), 16/1972.

<sup>27</sup> E. Kuttner, Het hongerjaar 1566. 2. Aufl., Amsterdam 1964, S. 52.



Polderländereien. Die aufwendige Arbeit der Eindeichung und Trockenlegung des Landes finanzierten in der Regel Kaufleute aus den Städten, eine große Zahl davon aus Amsterdam. Zwar erfolgte diese Neulandgewinnung auf Grund verschiedener Ursachen nicht kontinuierlich, aber wenn Blink allein für die Jahre 1540–1565 eine Gesamtfläche von 36 957 ha errechnet, ist sie doch von beträchtlichem Ausmaß. Es folgten dann am Ende des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jh. zwei weitere Eindeichungsperioden ähnlichen Umfangs.<sup>28</sup> Konrad Fritze weist in seiner Monographie „Bürger und Bauern zur Hansezeit“ einen umfangreichen Landbesitz der wendischen Städte und städtischen Institutionen nach.<sup>29</sup> In einem Punkt unterscheiden sich diese Stadt-Land-Beziehungen grundsätzlich voneinander. Die Polderländereien wurden kapitalistisch verpachtet und bewirtschaftet, während im ostelbischen Gebiet die feudale Ordnung nicht beseitigt wurde. –

Das Bild von der wirtschaftlichen Prosperität im 16. Jh. verdeckt häufig die Tatsache, daß auch in den Niederlanden die Expropriierung der Bauern und Handwerker einherging mit der Pauperisierung großer Bevölkerungsmassen. Hungersnöte waren im 16. Jh. fast eine chronische Erscheinung. Die Preise für Getreide stiegen in diesem Zeitraum auf das drei- bis vierfache. Das Ostseegetreide wurde Spekulationsobjekt und mit dem Einfließen des amerikanischen Silbers erfolgte eine generelle kontinuierliche Entwertung des Geldes. Der Konkurrenzkampf, vor allem im Textilgewerbe, führte zu einer scharfen Kalkulation, bei welcher zuerst Abstriche beim Arbeitslohn vorgenommen wurden. Hinzu kamen Betrug, Mietwucher u. a. Die von Posthumus umfassend untersuchten Verhältnisse in Leiden liefern ausreichend Beispiele dafür.<sup>30</sup> Damit eng verbunden war ein Zuwachs auf dem Arbeitsmarkt, der nicht unterschätzt werden darf: die zunehmende Frauen- und Kinderarbeit. Hierbei wird in manchen Produktionszentren eine Tendenz sichtbar: Die Arbeit der Kinder verdrängte in bestimmten Arbeitsbereichen die Tätigkeit der Frauen, weil der Unternehmer den Kindern noch weniger Lohn zahlen konnte. Guiccardini schreibt von vier- bis fünfjährigen Kindern, die in Leiden, Oudenarde, Hondschoote und Valenciennes beim Spinnen, Spulen und anderen Arbeiten beschäftigt waren.<sup>31</sup> In Leiden wurde die Einführung von Bandmühlen mit der Begründung abgelehnt, weil Tausende von Kindern sonst arbeitslos würden, deren geringen Lohn die in bitterster Armut lebenden Eltern dringend brauchten.<sup>32</sup> Gesetze gegen das Betteln drohen mit Auspeitschen, Abschneiden der Finger u. a. m.<sup>33</sup> Diese Bemerkungen sind notwendig, weil sich für die Niederlande allzu sehr das Bild der Wohlfahrt, des behaglichen Lebens für alle eingeprägt hat.

<sup>28</sup> H. Blink, *Geschiedenis van den boerenstand en den landbouw in Nederland*, Bd. 2, Groningen 1904, S. 112.

<sup>29</sup> K. Fritze, *Bürger und Bauern zur Hansezeit. Studien zu den Stadt-Land-Beziehungen an der südwestlichen Ostseeküste vom 13. bis zum 14. Jh. Abhandlungen zur hansischen Sozialgeschichte*, Bd. 16, Weimar 1976, S. 57 ff.

<sup>30</sup> N. W. Posthumus, *Geschiedenis van de Leidsche lakenindustrie*. I, 's-Gravenhage 1908, S. 289.

<sup>31</sup> Kuttner, *Het hongerjaar*, S. 102 f.

<sup>32</sup> *Bronnen tot de geschiedenis van de Leidsche textielnijverheid T. III*, hrsg. v. N. W. Posthumus, R. G. P., Bd. 18, 's-Gravenhage 1912 no. 351.

<sup>33</sup> Kuttner, *Het hongerjaar*, S. 108.

Einen zweiten generellen Faktor muß man im Anwachsen eines expansionslüster-  
nen Handels- und Wucherkapitals von bisher nie gekannten Ausmaßen sehen. Zwei  
Quellen für die niederländische Wirtschaft seien hier genannt: Der Ostseehandel  
und der Kolonialhandel. Auch im 16. Jh. bleibt das Ostseegebiet mit den Erzeugnis-  
sen seines Hinterlandes der Haupthandel der nördlichen Niederlande, wobei Am-  
sterdam immer stärker die führende Position gewinnt. Unter den bekannten Gütern,  
die hier gehandelt werden, dominierte nach wie vor das Getreide. Auf die konti-  
nuierliche Steigerung der Preise für diese lebensnotwendige Einfuhr wurde schon  
verwiesen. Berechnungen ergeben, daß der Roggenpreis in Utrecht – und dieser  
weicht nicht grundsätzlich von den anderen Preisen ab – von 1495–1635 um das  
Siebenfache stieg.<sup>34</sup> Die Auswirkungen von Mißernten, Kriegen, Kapereien, Han-  
delssperren wie jahreszeitliche Schwankungen der Verkaufspreise boten große Mög-  
lichkeiten der Spekulation, an denen sich selbst Mitglieder des Magistrats unter Miß-  
brauch ihrer Funktion beteiligten.<sup>35</sup>

In Utrecht z. B. mußte man für ein mud Roggen im Februar 1565 37 stuiver und  
im November des gleichen Jahres 98 stuiver bezahlen.<sup>36</sup> In Amsterdam waren zeit-  
weilig vier Fünftel der Speicher und Packhäuser mit Getreide angefüllt, welches  
dann zu preisgünstigen Zeiten auf den Markt geworfen werden konnte.<sup>37</sup> Noch ein-  
träglichler konnten sich solche Spekulationsgewinne durch die Preisrevolution gestal-  
ten.<sup>38</sup> Dieser Prozeß, der im 16. Jh. auch die Niederlande erfaßte und hier wie all-  
gemein, den Bauern mit geringer Marktproduktion oder solchen, die eine Feudal-  
rente in Form von Produkten oder in unfixierter Höhe zu zahlen hatten, den kleinen  
Zunftmeistern, den Tagelöhnern, den Heimarbeitern, aber auch dem Adligen, der  
Grundrenten einnahm, die auf lange Zeit fixiert waren, beträchtlich schadete und  
damit nicht unwesentlich zur sozialen Differenzierung beitrug, verschaffte dem  
Kaufmann durch das west-östliche Preisgefälle Extraprofite. Andererseits darf nicht  
übersehen werden, daß durch Konkurrenzkampf und Kriege, die oft wichtige Han-  
delsrouten in Mitleidenschaft zogen, durch Protektionismus und weitere wirtschaf-  
tpolitische Maßnahmen der Handel zu manchen Zeiten durch ein äußerst hohes Risiko  
belastet war, so daß häufig überdurchschnittliche Gewinne und existenzgefährdende  
Verluste eng beieinander lagen. Diese oft unsicheren, aber doch möglichen Gewinn-  
chancen erklären u. a. die Aktivitäten der Holländer beim Vordringen in das Hin-  
terland der südlichen Ostseeküste. –

Neben die traditionellen Handelsverbindungen mit England, Frankreich, Spa-  
nien, Skandinavien, Rußland, Polen und den wendischen Städten trat der Mittel-  
meerraum und seit den 90er Jahren des 16. Jh. der Kolonialhandel. Er stellt eine  
wichtige Quelle für die Akkumulation von Geldvermögen dar und regte die quali-

<sup>34</sup> M. Carosso-Kok, *Amsterdam historisch*, Bussum 1975, S. 36. Berechnet nach: J. A. Stille, *Tabellen van markprijzen voor granen in Utrecht in de jaren 1393 tot 1644 uit de rekeningen en weeklijsten der Domproosdij*, 1901.

<sup>35</sup> Kuttner, *Het hongerjaar*, S. 56.

<sup>36</sup> Carosso-Kok, *Amsterdam historisch*, S. 36.

<sup>37</sup> van Dillen, *Van rijkdom en regenten*, S. 38.

<sup>38</sup> Ebenda, S. 44.



tative und quantitative Entwicklung wichtiger Produktionszweige an. Diese vielleicht entscheidende Akkumulationsform von Geldvermögen, nicht nur in den Niederlanden, verdient gründliche spezielle Untersuchungen. Wegen der außerordentlichen Bedeutung für den Gesamtprozeß der ursprünglichen Akkumulation soll wenigstens auf einige Fakten verwiesen werden. Die ersten Versuche, den Lissaboner Gewürzmarkt zu umgehen und die ostindischen Erzeugnisse direkt aus den Produktionsländern zu holen, fielen in das letzte Jahrzehnt des 16. Jh. Sie gingen von Holland und Seeland unter starker Beteiligung von Emigranten aus den südlichen Gebieten der Niederlande aus und waren keineswegs immer von Erfolg gekrönt. Aber immerhin wird der Gewinn einer solchen Reise von 14monatiger Dauer unter Leitung des Amsterdamer van Neck 1598–1599 mit vier Schiffen nach den Bandainseln auf etwa 400% geschätzt.<sup>39</sup> Aus diesen Anfängen entstanden zum Teil unter recht komplizierten Bedingungen die bedeutendsten monopolistischen Handelskompanien der Niederlande: die Vereinigte Ostindische Compagnie 1602 und die West-Indische Compagnie 1621. Die Höhe ihres Grundkapitals von 6 424 588 Gulden und 7 108 161 Gulden<sup>40</sup> vermittelt ein Bild von der gewaltigen Finanzkraft der niederländischen Städte. Es machte für die Ostindische Compagnie keine Schwierigkeiten, diese Summen aufzubringen. Vor allem Kaufleute waren daran beteiligt. Um aber diesen Kompanien einen nationalen Anstrich zu geben, wahrscheinlich aber auch um gewissen Forderungen aus unteren sozialen Schichten entgegenzukommen, bestand für breite Kreise die Möglichkeit, Anteile zu erwerben. So finden wir unter den „participanten“ selbständige Handwerker, Prediger, Schulmeister und selbst einige Lohnarbeiter.<sup>41</sup> Der soziale Aufstieg in die sich bildende Handels- und Monopolbourgeoisie war damit für die kleinen Teilhaber nur in seltenen Fällen verbunden. Deren Zahl schrumpfte schon wenige Jahre nach Gründung der Kompanien aus unterschiedlichen Ursachen zusammen, während, noch begünstigt durch obligarchische Leitungsformen, eine fortschreitende Kapitalkonzentration nicht zu übersehen ist. Es kann wohl als sicher gelten, daß in diesem Zeitraum kein Land in Europa über einen territorial- und kapitalmäßig derartig ausgedehnten und intensiven Handel verfügte.

Der Handel war im 16. Jh. das bestimmende Element im Wirtschaftsleben Hollands. Alle anderen Faktoren müssen im engen Zusammenhang mit ihm gesehen werden. Dennoch muß als drittes der entscheidenden Momente für die ursprüngliche Akkumulation Veränderungen im Bereich der gewerblichen Produktion ge-

<sup>39</sup> Ebenda, S. 110. Auch die vielfältigen Versuche, wie der von Barents, einen nordöstlichen Seeweg in die gewinnversprechenden Gewürzländer zu finden, müssen in die Berechnungen mit einbezogen werden.

<sup>40</sup> F. W. Stapel, Aandeelbewijzen der Oost-Indische Compagnie, in Economisch-Historisch Jaarboek 13/1927, S. 244–245. Danach waren die Beiträge der Kammern einzelner Städte in Gulden folgende:

Amsterdam	3 674 915	Rotterdam	173 000
Middelburg	1 300 405	Hoorn	266 868
Delft	469 400	Enkhuizen	540 000

<sup>41</sup> van Dillen, Van rijkdom en regenten, S. 118.

nannt werden. Vielfach erreichten die Holländer schon in der zweiten Hälfte des 15. Jh. in Orten wie Leiden, Den Haag, Hoorn, Narden, Harlem, Amsterdam, um nur einige Städte zu nennen, hohe Produktionsziffern in der Tuchherstellung, der Bierbrauerei, dem Schiffbau wie dem Fischfang. Mochte diese Warenproduktion auch noch so sehr mit vielfältig hemmenden Faktoren feudaler Wirtschafts- und Sozialkategorien behaftet sein, hier begannen sich neue progressive ökonomische Verhältnisse herauszubilden, die sich in wesentlichen Zügen von der kleinen Warenproduktion der feudalen Gesellschaft unterschieden. Diese Entwicklung setzte sich nach einer Zeit des Rückgangs und der Stagnation im Textilgewerbe fort. Angeregt unter anderem durch eine große Anzahl von Flüchtlingen aus Flandern und Brabant, die zunächst in England Zuflucht gefunden hatten und sich dann vor allem in Leiden niederließen, begann hier, aber ebenso in Delft, Gouda, Kampen, Harlem und anderen Städten, eine Produktion von billigen und flanellartigen Tuchen, Druckstoffen, Satin und Serge, die in Spanien, Frankreich, der Schweiz, Deutschland und auch in den Kolonien, also auf dem sich entwickelnden Weltmarkt, ihre Abnehmer fanden.<sup>42</sup> Mit dieser Produktion gingen auch weitere Veränderungen in der Produktionsweise einher. Sogenannte „laakenreder“, Großhändler und Großunternehmer zugleich, machten jetzt nicht nur die Drapeniers, die in der zweiten Hälfte des 15. Jh. die Produktion organisiert und oft wichtige Produktionsmittel wie Rohstoffe, Halbfabrikate oder anderes besessen hatten, von sich abhängig und setzten sie zu Vermittlern zwischen sich und den Handwerkern und Textilarbeitern herab, sondern nahmen selbst Arbeitskräfte in Lohn und ließen sie in größeren Werkstätten arbeiten.<sup>43</sup>

Aber auch andere Faktoren wie Staatsschulden, Protektionismus und Steuersysteme förderten in bedeutendem Maße die ursprüngliche Akkumulation in den Niederlanden, wobei ein allgemeingültiger Aspekt hervorgehoben werden muß: es ist kaum möglich, diesen Prozeß zu fassen, wenn man ihn in territorialstaatliche Grenzen zu zwängen versucht. Die Schätze, die aus den amerikanischen Kolonien nach Spanien flossen, hatten große Auswirkungen auf die Niederlande, vielleicht größere als auf Spanien selbst. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jh., als auf Grund günstiger wirtschaftlicher Entwicklungsbedingungen Kapital in Holland in größerer Menge zur Verfügung stand und dadurch die Zinssätze sanken, floß beträchtliches Handelskapital ins Ausland ab und kreditierte z. B. in Frankreich und England Betriebe der Textilindustrie, der Seidenweberei und der Keramik. Čistozvonov weist nach, daß die Holländer durch ihre Kapitalkraft und ihren Transportraum nicht nur die metallurgischen Zentren England und Schweden verbinden konnten, sondern im 17. Jh. den Innen- und Außenhandel Schwedens fast völlig beherrschten.<sup>44</sup>

<sup>42</sup> Bronnen tot de geschiedenis van de Leidsche textielnijverheid. III, S. VIII f.

<sup>43</sup> Bronnen tot de geschiedenis van de Leidsche textielnijverheid IV, 's-Gravenhage 1914, S. XII u. no. 335.

<sup>44</sup> А. Н. Чистозвонов, Субы раннего капитализма в республике соединённых Провинций, ВИ. 1972/4, стр. 92.



Welche Momente der ursprünglichen Akkumulation, die die kapitalistische Produktionsweise vorbereiteten, entwickeln sich nun im gleichen Zeitraum im Gebiet der wendischen Städte? Zunächst steht außer Frage, daß sich auch in den wendischen Städten durch Handel, Wucher u. a. Vermögen von beträchtlichem Umfang gebildet hatten. Jedoch eine außerordentlich profitträchtige Seite in diesem Akkumulationsprozeß blieb bedeutungslos: der Handel mit den Kolonien. Es ist weiterhin bekannt, daß ein großer Teil dieses Handelskapitals in die Agrarsphäre für den Erwerb eines oft beachtlichen Grund- und Rentenbesitzes abwanderte. Handelskapital verwandelte sich in Grundbesitz. Dadurch wurde zwar die Geld-Ware-Beziehung auf eine höhere Stufe gehoben, jedoch in der herkömmlichen agrarischen Produktionsform änderte sich nichts Grundlegendes. Sie blieb nach wie vor feudal.<sup>45</sup>

Dennoch sind im 16. Jh. soziale Veränderungen nicht zu übersehen. Wenn z. B. in den Bürgersprachen von Wismar aus den Jahren 1572 bis 1578 die Aufnahme entlaufener Bauern unter Strafe gestellt wird, spiegeln diese oder ähnliche Strafandrohungen die Tatsache wider, daß Bauern ihre Höfe verlassen müssen und in der Stadt ein Unterkommen suchen.<sup>46</sup> Im gleichen Zusammenhang müssen auch die Ergebnisse einer Arbeit von Johannes Schildhauer gewertet werden. Er stellt eine außerordentlich starke Vergrößerung der untersten Bevölkerungsschichten in Rostock fest, was nicht zuletzt auf die Schließung der Zünfte zurückzuführen ist. Von 1378 bis 1569 wuchsen sie von 24,4% auf 63%, und im gleichen Zeitraum schwand der Anteil der Mittelschichten von über 60% auf 20%.<sup>47</sup>

Hier wirken die genannten Städte sowohl durch die Anlage eines Teils ihres Handelskapitals wie durch ihre Gesetzgebung nicht zersetzend auf die Feudalordnung, sondern übernehmen feudale Funktionen und tragen im Laufe des 16. Jh. im ostelbischen Gebiet selbst zur Herausbildung der zweiten Leibeigenschaft bei, durch welche der Bauer zwar einen Teil seiner „Subsistenzmittel“ verliert, aber mit der Herausbildung der Gutswirtschaft nicht persönlich frei wird.

Die hansestädtische gewerbliche Produktion, die Konrad Fritze bis ins 15. Jh. hinein von einer generellen Rückständigkeit freispricht,<sup>48</sup> entwickelte sich für den Exportsektor nur in relativ bescheidenem Maße. Und wo sie mit Walk-, Pulver- oder Lohmühlen und der Beschäftigung von Lohnarbeitern über die einfache Warenproduktion hinauswuchs oder gar, wie in Ückermünde und Jasenitz, ein Hammer- oder Schmelzwerk im Auftrage der Herzöge von Pommern als Manufaktur betrieben wurde,<sup>49</sup> war sie zwar nicht bedeutungslos, aber ging in der Regel bis auf wenige Ausnahmen im Brauereigewerbe und im Schiffbau über den lokalen Bedarf nicht hinaus.

<sup>45</sup> Fritze, Bürger und Bauern zur Hansezeit, S. 96.

<sup>46</sup> Ebenda, S. 25.

<sup>47</sup> J. Schildhauer, Die Sozialstruktur der Hansestadt Rostock von 1378–1569, in: Hansische Studien, Berlin 1961, S. 349 ff.

<sup>48</sup> K. Fritze, Entwicklungsprobleme der nichtagrarischen Produktion im hansischen Wirtschaftsraum, Hansische Studien IV, Weimar 1979, S. 21.

<sup>49</sup> Staatsarchiv Greifswald, Rep. 5, 81/44, 85/10, 87/134.

Zusammenfassend kann man feststellen:

In den nördlichen Niederlanden sind alle wesentlichen Faktoren der ursprünglichen Akkumulation soweit entwickelt, daß sie unter enger Wechselbeziehung zueinander ökonomisch und gesellschaftlich verändernd wirksam werden können. Hierbei bilden sich z. T. spezifische und für den nördlichen Teil der Niederlande typische Züge heraus, die sich nicht nur von der Form her, sondern ebenso vom Wirkungsgrad auch vom englischen Beispiel unterscheiden.

Im Gebiet der wendischen Städte dagegen sind trotz einzelner Ansätze, vor allem in der Akkumulation von Handelskapital andere Faktoren gar nicht oder doch so schwach entwickelt, daß sie nicht den Reifegrad erlangen, der als Voraussetzung für die kapitalistische Produktionsweise erforderlich ist. Damit wird deutlich, daß die Konkurrenten, die die wendischen Städte als Haupt der Hanse im 16. und 17. Jh. überflügeln, bereits in der Zersetzung der schon von vornherein schwächer entwickelten feudalen Produktionsverhältnisse und in der ursprünglichen Akkumulation ein wesentlich höheres Entwicklungsniveau erreichten.



A. N. ČISTOZVONOV

Der Prozeß der ursprünglichen Akkumulation  
in der Periode der niederländischen Revolution  
im 16. Jahrhundert (1566–1609)

Die nichtmarxistischen Historiker ignorieren in der Regel den Prozeß der ursprünglichen Akkumulation und verkennen seine besondere Rolle als Voraussetzung für die Entstehung bürgerlicher Formen von Produktion und Austausch, insbesondere für die Herausbildung einer Schicht von Kapitalbesitzern, potentiellen Kapitalisten und eines Heeres enteigneter selbständiger Kleinproduzenten, potentieller Lohnarbeiter. Die diesbezügliche theoretisch-methodologische Problemstellung wurde von den Begründern des Marxismus-Leninismus deutlich formuliert, vor allem im 25. Kapitel des ersten Bandes von „Das Kapital“ von Karl Marx sowie in der klassischen Arbeit W. I. Lenins „Die Entwicklung des Kapitalismus in Rußland“. Die mit dem Prozeß der ursprünglichen Akkumulation zusammenhängenden Fragen sind in der marxistischen Geschichtswissenschaft in bezug auf verschiedene Länder Europas in unterschiedlichem Grade erforscht. Das gilt auch für die Niederlande und dort insbesondere für einzelne Entwicklungsetappen dieses Landes. Lediglich in einigen Arbeiten zur sozialökonomischen Geschichte der Vorrevolutionszeit oder der Periode der Revolution findet man Material und Abschnitte, wo diese Frage behandelt wird.<sup>1</sup> Dabei gilt das Hauptaugenmerk in diesen Studien dem Prozeß der ursprünglichen Akkumulation in der Zeit vor der Revolution. Das Fehlen einschlägiger Forschungen, die Lückenhaftigkeit, Inkonsequenz und Unerforschtheit des statistischen Stoffes machen es unmöglich, in dieser kurzgefaßten Übersicht das Endergebnis des Prozesses der ursprünglichen Akkumulation in der Revolutionszeit zusammenzufassen. Es geht eher darum, Fakten zu systematisieren, Mittel und Wege zu ihrer Verallgemeinerung zu suchen, also um eine Art Rohskizze.

Für den fraglichen Zeitabschnitt liegen mehr oder weniger glaubwürdige Statistiken über das allgemeine Industrie- und Gewerbepotential der Niederlande vor. Laut dem 1570 auf Anweisung Herzog Albas aufgestellten Bestandsverzeichnis betrug das Jahresbruttoprodukt der Industrie und des Gewerbes in den Nieder-

<sup>1</sup> T. Wittmann, *Les jeux dans les „bonnes villes“ de Flandre (1577–1584)*, Budapest 1969; J. Bally, *M. Bogucka, Historia Holandii*, Wrocław/Warszawa/Kraków/Gdańsk 1976; A. N. Čistozvonov, *Реформационное движение и классовая борьба в Нидерландах в первой половине XVI в.*, Москва 1964. Ders., *Генесис капитализма в Нидерландах*, in: *Сб. Проблемы генесиса капитализма*, Москва 1978.

landen, ohne Seeland, Helder, Luxemburg und Obermaas, 47 072 387 Gulden,<sup>2</sup> und zusammen mit ihnen schätzungsweise ca. 50 000 000. Laut den Statistiken von Guicciardini aus der Mitte des 16. Jh. belief sich die Außenhandelsbilanz der Niederlande auf 20 000 000 bis 22 000 000 Gulden im Import und auf 16 000 000 Gulden im Export. Die zuletzt genannte Zahl dürfte unserer Meinung nach etwas zu niedrig angesetzt sein, der Gesamtsaldo war eher ausgeglichen bzw. mit einigem Aktivbestand ausgestattet als passiv.<sup>3</sup>

Diese zusammenfassenden Daten zeugen davon, daß wir es mit einem für jene Zeiten wirtschaftlich hochentwickelten Land zutun haben, das rund zwei bis zweieinhalb Millionen Einwohner zählte. Jedoch muß man dabei beachten, daß erstens die Einwohnerzahl und der Grad des ökonomischen Fortschritts alles andere als gleichmäßig auf die verschiedenen Landesteile verteilt waren,<sup>4</sup> zweitens die ersten Jahre der Diktatur des Herzogs Alba keinen sofortigen und tiefgreifenden wirtschaftlichen Verfall in den Niederlanden herbeiführten, und drittens der Prozeß der Stagnation und des Verfalls der überholten feudal-korporativen Formen der Produktion und des Austausches in der Stadt und der feudalen Grundbesitzbeziehungen auf dem Lande, wenn auch mit einigen Modifikationen, fortging. Hondschoote, ein großes Zentrum fortschrittlicher Formen der Wollweberei, produzierte für den Export im Jahre 1555 70 102 und im Zeitraum von 1563 bis 1569 jährlich mehr als 90 000 Stück Gewebe, und das war der Höchststand des von ihm erreichten Ausstoßes.<sup>5</sup> Die militärischen Aufträge gaben der Hüttenproduktion Impulse.<sup>6</sup> Das Produktionsvolumen der Bierbrauerei in Haarlem hatte von 1555 bis 1574 etwa den gleichen Stand aufzuweisen, und in der größten Plantin-Druckerei in Antwerpen wurde im Zeitabschnitt von 1569 bis 1574 die Höchstzahl der Druckserzeugnisse produziert.<sup>7</sup> In dieser Stadt waren, insbesondere nachdem viele Seidenweber im Jahre 1566 aus den wallonischen Provinzen hierher umgesiedelt waren, selbst in dem schweren Jahr 1584 etwa 4000 Weber beschäftigt. Die Bierproduktion nahm dort von 1530 bis 1570 um 186 Prozent zu. In Brüssel erlebte die

<sup>2</sup> W. Brulez, De handelsbalans der Nederlanden in het midden van de 16-e eeuw, in: Bijdragen voor de geschiedenis der Nederlanden. 3-4/1966-67, S. 304.

<sup>3</sup> Ebenda, S. 278-304.

<sup>4</sup> Ebenda, S. 304. Im folgenden die Zahlen, aufgeschlüsselt nach einzelnen Ländern (in Gulden):

Brabant	— 11 197 416	Artois	— 1 718 790
Flandern	— 10 407 895	Overijssel	— 1 610 260
Lille-Doue-Orchie	— 8 883 693	Utrecht	— 734 900
Valenciennes	— 5 223 980	Namur	— 454 980
Tournai	— 2 369 700	Mecheln	— 262 880
Holland	— 2 029 148	Friesland	— 196 200
Henegouw	— 1 982 540		

<sup>5</sup> E. Coornaert, Un centre industriel d'autrefois. La draperiesayerterrie d'Hondschoote, Paris 1930, S. 28.

<sup>6</sup> R. Evrard, A. Descy, Histoire de l'usine des Vennes, Lüttich 1948, S. 40-41.

<sup>7</sup> J. C. van Loenen, De Haarlemse brouwindustrie voor 1600. Amsterdam 1950, S. 16; R. de Roover, The Business organization of the Plantin Press in the setting of the sixteenth century Antwerp, in: De gulden Passer. 1956, Antwerpen, S. 110, 113-115.



Teppich- und Gobelinproduktion eine Blütezeit. In diesem Zweig waren dort im Jahre 1572 2000 Menschen tätig.<sup>8</sup>

Eine nicht geringe Rolle spielte zu dieser Zeit im Wirtschaftsleben wohl der Umstand, daß Herzog Alba trotz all seiner energischen Versuche es praktisch nicht vermochte, die zwanzig- und die zehnprozentige Steuer<sup>9</sup> zu erheben, wenn auch das Land unter dem Damoklesschwert ihrer Einführung leben mußte, bis dieses Projekt vom neuen spanischen Statthalter Requesens rückgängig gemacht worden war. Hierin liegt auch der Grund für die kurzfristigen jähen Rückschläge in der Wirtschaftskonjunktur in solchen Zeiten, da dieser Plan Realität zu werden drohte.

Die eigentliche totale Wirtschaftsdepression fing in den siebziger Jahren an. Schlüssige Beweise dafür waren die Senkung der Alauneinfuhr in die Niederlande, die von 1570 bis 1579 nahezu auf ein Drittel des Standes von 1550 zurückfiel, und die Massenemigration der erwerbstätigen Bevölkerung. Bis 1572 wanderten allein nach England etwa 24 000 Niederländer aus. Die Hauptursachen bestanden im Bürgerkrieg, in den Kriegshandlungen, im Bruch des Handels mit England und in der verhängnisvollen Wirtschaftspolitik der spanischen Machthaber.<sup>10</sup>

Die obengenannten Geschehnisse verschärften die Krisenerscheinungen, die bereits im Jahrzehnt zuvor in verschiedenen Bereichen des Zunftgewerbes eingesetzt hatten, obwohl dieser Sektor keinen besonderen Forderungen des „eisernen Herzogs“ ausgesetzt war.

Einige Beispiele sollen dafür den Beweis liefern. In Leiden, in einem zuvor prosperierenden Textilzentrum, ging der Jahresproduktionsausstoß von 1530 bis 1573 von 24 017 auf 1086 Stück Tuch zurück. Zu Beginn der Belagerung war dieser Zweig der korporativen Wollweberei praktisch tot. Die Tuchweber litten unter einer Hungersnot, starben aus oder flüchteten aus der Stadt. Deren ganze Ökonomik stagnierte und orientierte sich immer mehr auf die Landwirtschaft.<sup>11</sup> Die korporative Tuchweberei, die Herstellung von Gobelins und die Flachweberei kamen in ihrem alten Produktionszentrum Leuwen so gut wie zum Erliegen.<sup>12</sup> Nach und nach gingen das Kürschnerhandwerk, die Handschuhherstellung und andere, zuvor hochentwickelte Gewerbebranchen ihrem Untergang entgegen. Allgemein bekannt ist auch der Verfall der Zunfttuchweberei in den „guten“ alten Städten Flanderns Ypern, Gent und Brügge. Ähnlich verhielt es sich mit der zünftigen Tuchweberei in Naarden. In Gent war 1570 die Tuchweberei lediglich durch sieben Webstühle repräsentiert, und der Tuchproduktionsausstoß in Hasselt ging von 2500 Stück im

<sup>8</sup> Algemene geschiedenis der Nederlanden (im folgenden AGN), Bd. 6, Haarlem 1979, S. 42, 43, 47.

<sup>9</sup> G. Janssens, Brabant in verzet tegen Alva's tiende en twintigste penning, in: Bijdragen en mededelingen betreffende de geschiedenis der Nederlanden (im folgenden BMGN), Bd. 89/1974, S. 16–31; AGN, Bd. 6, S. 219–220.

<sup>10</sup> Ebenda, S. 50.

<sup>11</sup> N. Posthumus, De geschiedenis van de Leidsche lakenindustrie. I. De middeleeuwen (XIV–XVII eeuw). 's-Gravenhage 1908, S. 370–371, 407.

<sup>12</sup> R. van Uytven, De sociale crisis der XVI-e eeuw te Leuven, in: Revue Belge de philologie et d'histoire. T. XXXVI/1958, S. 360–362.

Jahre 1541 auf 980 Stück im Jahre 1575 zurück.<sup>13</sup> Die sozialen Folgen dieser Entwicklung liegen auf der Hand: der Ruin von Tausenden und Abertausenden kleinen Zunft Handwerkern.

Wohl die schwerste Not und die schwersten Leiden waren jedoch den Bauern beschieden. Die Kriegshandlungen, der Ruin, die Gewaltherrschaft und die Plünderungen der Soldaten beider kriegführender Seiten, die Überflutung großer Territorien, um feindliche Truppen aufzuhalten, die absolute Ungewißheit über die Zukunft, all das prägte die Lebensweise der Bauern jener Zeit. Das nachstehende schlichte Klagelied der Bauern ist ein schlüssiger Beweis dafür:

Die Spanier wollen uns aufhängen,  
Wenn wir den Geusen helfen.  
Die Geusen verfolgen uns,  
Wenn wir zu den Spaniern überlaufen.  
Von überall droht uns Gefahr,  
Obwohl wir nur unsere Kühe melken wollen.  
Bauer, Bauer, du armer Bauer!

Wie immer stand es auch hierbei um die armen Menschen am schlimmsten, die nichts besaßen und außerstande waren, etwas Geld auf die hohe Kante zu legen oder sich von dem Wüten der Soldaten loszukaufen.<sup>14</sup>

Die Periode von 1575 bis 1585 ist in der uns interessierenden Frage bisher recht schwach dokumentiert. Was die entscheidenden Faktoren anbelangt, so waren es ohne Zweifel der Bürgerkrieg und die aktiven Kriegsoperationen, die mit den Truppeninvasionen von Nachbarstaaten beider kriegführenden Seiten zusammenhängen.

Die wichtigsten Folgen dieser Situation waren erstens die Störung des gesamten normalen Wirtschaftslebens des Landes, die einherging mit gewaltigen Sachschäden und zweitens das dadurch beschleunigte Tempo der Verelendung der breiten Volksmassen, die zu allem Überfluß auch noch an der übermäßigen Steuerlast zu tragen hatten. Hierfür sind wir im Besitz einer Reihe von Zahlen.

Der Krieg in den Niederlanden kostete Spanien bekanntlich 218 000 000 Dukaten, während Spanien in dieser ganzen Periode aus seinen amerikanischen Kolonien nur 121 000 000 Dukaten (1 Dukaten gleich 37,5 Stuiver) erhielt. Um die Ausgaben auch nur zum Teil zu decken, führten die Nordprovinzen „Konvoi“- und „Lizenz“-Abgaben für Außenhandelsgeschäfte ein. Bekanntlich konnten die Admiraltäten von Amsterdam, Maas und Seeland 1589 und 1596 dadurch 880 234 und 1 530 140 Florin aufbringen (1 Florin gleich 20 Stuiver). Bei jährlichen Kriegsausgaben von 3 bis 4,5 Mio. Florin deckten diese Abgaben die Aufwendungen zu

<sup>13</sup> A. Vrankrijker, De textielindustrie van Naarden, in: Tijdschrift voor geschiedenis (im folgenden TvG). 1936/3, S. 264; desgleichen AGN, Bd. 6, S. 38-39.

<sup>14</sup> H. Blink, Geschiedenis van den boerenstand en den landbouw in Nederland, Bd. II, Groningen 1904, S. 9.



einem mehr oder weniger bedeutenden Teil und erleichterten so die Last der direkten und der indirekten Kriegssteuern.<sup>15</sup> Später kletterten die militärischen Ausgaben rapid in die Höhe. Vor 1606 gab die Republik für sie ca. 12 500 000 Florin (Gulden) aus, die Südniederlande 4 000 000 Florin an eigenen Mitteln plus 9 500 000 Florin an Zuschüssen von Spanien – also 13 500 000. Die „Konvois“ und „Lizenzen“ ergaben dort von 1593 bis 1621 129 000 bis 652 000 Florin im Jahr – viel weniger als in den Nordprovinzen.<sup>16</sup> Die 16 500 000 Florin betragenden jährlichen Kriegsausgaben der Niederlande, ohne die spanischen Zuschüsse mitzurechnen, machten ungefähr 16 Prozent des „gesamtnationalen“ Bruttonprodukts des Gewerbes und der Industrie und 13,2 Prozent des Bruttovolumens des Handels aus, das sich 1604–1605 auf etwa 114 bis 136 Millionen Florin (Gulden) bezifferte.

Vergleicht man diese Summen mit den Zahlen des Bestandsverzeichnisses 1570, demzufolge die große Mehrheit des Gewerbe- und Industriebruttonprodukts von den Südprovinzen geliefert wurde, und zieht man auch noch den Umstand in Betracht, daß vor der Revolution der Außenhandel Antwerpens den Außenhandel der Nordprovinzen vielfach überstieg,<sup>17</sup> so sieht man deutlich den Grad des wirtschaftlichen Ruins des Südens und die dynamische Steigerung des Außenhandelspotentials des Nordens mit all den sich hieraus ergebenden Folgen für die Wirtschaft und die soziale Entwicklung des einen wie des anderen Landesteils.

Soweit sich die Kriegsleiden direkt oder indirekt, durch das System der Kriegssteuern, auf die breiten Massen der Werkstätigen auswirkten, hatten sie gewöhnlich deren Verarmung zur Folge. Allerdings macht sich auch eine gewisse historisch bedingte Spezifik bemerkbar. In allen Zeiten brachten die Kriege Not und Leiden über die Volksmassen. Aber es gibt verschiedene Zeiten und Kriege. Der Befreiungskrieg und die Revolution in den Niederlanden waren nach ihrem objektiven Gehalt progressiv, denn sie bezweckten die Befreiung von der reaktionären Herrschaft des spanischen Absolutismus, die Abschaffung der feudalen und die Herstellung der für jene Zeit fortschrittlichen bürgerlichen Beziehungen, die im Lande bereits ziemlich tiefe Wurzeln geschlagen hatten. Darum fügte sich das sich beschleunigende Tempo der Enteignung der unmittelbaren Kleinproduzenten, wenn auch deformiert, in den Prozeß der ursprünglichen Akkumulation ein.

In ihren direkten, durch den Krieg nicht deformierten Erscheinungsformen läßt sich die Enteignung der unmittelbaren Produzenten in dem uns zur Verfügung stehenden Tatsachenmaterial nur lückenhaft verfolgen. Das Verhältnis zwischen den Löhnen und den Preisen in Antwerpen, Lier und Brüssel in den Jahren von 1491–1600 zeigt die Tabelle 1.

<sup>15</sup> W. Brulez, Het gewicht van de oorlog in de nieuwe tijden. Enkele aspecten, in: *TvG.* 1978/3, S. 388; F. Snapper, Oorlogsinvloeden op de overzeese handel van Holland 1551–1719, Amsterdam 1959, S. 41–42.

<sup>16</sup> W. Brulez, Het gewicht . . ., S. 391–392, 402–403.

<sup>17</sup> Vgl. *AGN*, Bd. 6, S. 60–61.

<sup>18</sup> Ch. Verlinden, J. Craeybeckx, E. Scholliers, Mouvement des prix et des salaires en Belgique au XVI<sup>e</sup> siècle, in: *A. E. S. C.*, 1955/2, S. 192.

Tabelle 1  
*Index der Bewegung der Preise und Löhne  
 in Antwerpen, Lier und Brüssel (1491-1600)*<sup>18</sup>

Jahre	Antwerpen	Preisindex	Lier-Brüssel
	Lohnindex		Lohnindex
1491-1500	100	100	100
1500-1513	100	92	100
1514-1520	114	102	100
1521-1542	128	156	100
1544-1556	171,5	199	138
1561-1574	300	290	203
1580-1592	514	515	323
1594-1600	600	596	375

Antwerpen stand, wie man sieht, günstig da. Der hohe Beschäftigungsgrad in dieser Welthandelsmetropole und die Nachfrage nach Arbeitskräften trugen dazu bei, daß die Lohnerhöhung sich der Preisbewegung näherte, beziehungsweise sogar zeitweise etwas höher lag. Einer Preisbegrenzung trat der Magistrat von Antwerpen entschieden entgegen, selbst wenn dies von Regierungsstellen verlangt wurde, wie das während der schweren Hungersnot von 1556 bis 1557 der Fall war. Erst nach der Demokratisierung des Magistrats 1576, als in den „Großen Rat“ Vertreter der unteren Schichten aufgenommen wurden und die Zünfte an Einfluß gewannen, begann dieses Gremium in den Jahren von 1581-1583 als Initiator von Lohnerhöhungen um etwa 20 Prozent aufzutreten und Preise zu regeln, und in den Jahren der Belagerung von 1584 bis 1585 wurde auch die Taxierung der Preise für Getreide und Brot eingeführt. Nach dem Fall Antwerpens 1585 wurden die Zuschläge von 1581 bis 1583 abgeschafft, obwohl die Zeitperiode von 1586 bis 1587 durch große Preissteigerungen gekennzeichnet war.<sup>19</sup>

Doch Antwerpen bildete eine Ausnahme. In Brüssel und Lier kann man das merkbliche Zurückbleiben der Lohnerhöhungen hinter den Preissteigerungen am ganzen Zeitabschnitt von 1521 bis 1600 verfolgen. Abgesehen von einzelnen Abweichungen, z. B. in Gent während der Herrschaft des demokratischen Regimes von 1577 bis 1584, war das Beispiel von Lier und Brüssel typisch, wenn es nicht gar noch schlechtere Varianten gab, wie dies in den dem Untergang geweihten Zentren der traditionellen Tuchweberei festgestellt werden kann. Das Zurückbleiben der Löhne hinter der Preissteigerung ist ein typisch niederländisches Phänomen der zweiten Hälfte des 16. Jh.<sup>20</sup>

Die Struktur des Budgets der Arbeiterfamilie war instabil: 70 bis 80 Prozent mußten für die Lebensmittel, 5 bis 15 Prozent für die Wohnung, 5 bis 10 Prozent

<sup>19</sup> E. Scholliers, *De levensstandaard in de XVI-e en XVII-e eeuw te Antwerpen*, Antwerpen 1960, S. 266-267, 270, 272-275.

<sup>20</sup> N. Posthumus, *De geschiedenis van de Leidsche lakenindustrie*, Bd. II, 's-Gravenhage 1939, S. 208, 210, 212, 214-216; AGN, Bd. 6, S. 56.



für Heizung und Licht und 5 bis 10 Prozent für Kleidung und sonstige Ausgaben aufgewandt werden. Jede neue, selbst eine konjunkturbedingte Preiserhöhung für das Brot,<sup>21</sup> den Hauptbestandteil ihrer Mahlzeiten, kam dem Absinken auf das Niveau einer Hungersnot und des Elends gleich. Die Preisrevolution als einer der wichtigsten Bestandteile des Prozesses der ursprünglichen Akkumulation tat das ihre und bereicherte so die Schieber und Neureichen und stürzte die Handwerker und die Armen auf dem Lande, die nicht so sehr als Verkäufer, sondern vielmehr als Käufer von Nahrungsgütern auftraten, in absolutes Elend.

In den im Prozeß der „Schließung“ und des Verfalls begriffenen Zünften wurden die Löhne der Handwerksgesellen auch von einer anderen Seite unter Druck gesetzt. Der Eintrittsbeitrag in der Zunft der Strohecker entsprach 1453 dem Lohn für 14 Tage und im Jahre 1580 bereits für 36 Tage.<sup>22</sup> Die Abführungen aus dem Gesellenlohn zugunsten der Meister und Obermeister nahmen zu.<sup>23</sup> In der Zunfthierarchie bildete sich ein neues Zwischenglied, der „vrijknap“, ein privilegierter Geselle, der zwischen dem einfachen Gesellen und dem Meister stand. Das Durchlaufen dieser zusätzlichen Stufe, verbunden mit der abermaligen Herstellung eines „Meisterwerks“ und einer abermaligen Geldzahlung, war Pflicht und behinderte die ohnehin schon schwere Erlangung des Meisterbriefs noch mehr. Meister avancierten nach und nach zu Mittlern zwischen Kaufleute-Unternehmern und Gesellen und befaßten sich hauptsächlich mit organisatorischen Fragen und nicht wie früher mit persönlich-produktiver Arbeit. Ihr Kreis engte sich allmählich ein. In der Seidenweberei in Antwerpen konnten es im Zeitraum von 1584 bis 1585 nur 50 von 4000 Gesellen zu wohlhabenden Meistern bringen. Die Zahl der Meister in den Bauzünften, wo sie zu selbständigen Unternehmern aufstiegen, ging zurück. Von 353 Baumeistern Antwerpens waren nur 59 selbständig und konnten Aufträge unter der Bedingung entgegennehmen, daß sie nach Arbeitsschluß entlohnt wurden. Die übrigen 294 wurden zu den Armen, arme ghemeynte, gerechnet. 76 Prozent der Einwohner dieser „Megalopolis“ des Mittelalters war die Bezahlung der Vermögenssteuer erlassen.

Die Organisationen der gegenseitigen Hilfe umfaßten nahezu ausschließlich die qualifizierte Oberschicht der Zünfte. Die übrigen waren auf die fragwürdige Gnade der Wohlfahrt angewiesen, deren Erhalt an einige erniedrigende Prozeduren gebunden war. Wer aber Konflikte wegen der Arbeitsbedingungen mit Meistern hatte, wurde auch dieser Möglichkeit beraubt. Handwerker waren überall genötigt, zu der von den Stadträten geregelten Bettelei Zuflucht zu nehmen.<sup>24</sup> Das waren die typischen Formen der Enteignung und Proletarisierung kleiner Warenproduzenten in verschiedenen Produktionsbereichen.

<sup>21</sup> E. Scholliers, *De levensstandaard*, S. 278; A. Wyffels, *Het kwalitatief en kwantitatief aspekt van het graanverbruik in Vlaanderen in de 16-de en 17-de eeuw*, in: *Cahiers d'histoire des prix*, Löwen III/1958, S. 113.

<sup>22</sup> E. Scholliers, *De levensstandaard*, S. 269.

<sup>23</sup> *Bronnen tot de geschiedenis van het bedrijfsleven en het gildewezen van Amsterdam*, ed. J. van Dillen, in: R. G. P. Bd. 69, 's-Gravenhage 1929, S. 501, 506.

<sup>24</sup> AGN, Bd. 6, S. 34–35, 54–57.

Im Agrarsektor war die Lage sehr kompliziert. Die Kriegszerstörungen, die Steuerlast, die Überflutungen und die Wanderungsbewegungen der erwerbstätigen Bevölkerung störten die progressiven Systeme der Bodenbearbeitung, die sich früher herausgebildet hatten. Das berühmte flandrische „dries“, die Fruchtfolge, wurde durch eine Dreifelderwirtschaft ersetzt. Die Ernteerträge sanken rapide.<sup>25</sup> Die Bedeutung des importierten Getreides, das selbst in Friedenszeit bis zu 23 Prozent des Gesamtbedarfs ausmachte, nahm zu.<sup>26</sup> Von irgendwelchen allgemeinen Tendenzen der Evolution der Rente und des Pachtgeldes konnte praktisch keine Rede sein. Ihre Formen und Ausmaße lokalisierten sich jäh. Es ist nur bekannt, daß die Grundbesitzer es vorzogen, den Druck auf die Bauern zu lockern, um die Zinser und Pächter ja nicht zu verlieren. Jedoch waren sie zugleich bestrebt, die Abgaben und Pachtgelder auf der früheren Höhe zu belassen. Wenn sie in schweren Jahren und bei Mißernten die ausbedungenen Zahlungen auch erließen, bestanden sie für die darauffolgenden Jahre auf jenen in unveränderter Höhe.<sup>27</sup> Trotz all dieser „Manipulationen“ sanken die Pachttarife unter gleichzeitiger Vergrößerung der Zahl unbestellter und brachliegender Areale.

Der Ruin, die Emigration oder die Landflucht von Grundbesitzern während des Krieges und der Revolution gestatteten es zugleich den Zinspflichtigen und Pächtern, nicht nur für mehr oder weniger längere Zeit die Erfüllung ihrer Pflichten zu unterlassen, sondern auch Grundstücke, insbesondere Kirchen- und Klosterland, an sich zu reißen. Bei raschen Preissteigerungen konnten wohlhabende Bauern daraus nicht wenig profitieren. Aber im großen und ganzen wird die Wirtschaftslage der niederländischen Bauern in der einschlägigen Literatur als Notlage charakterisiert.<sup>28</sup>

Die Rolle der Steuern und der Finanzpolitik im Prozeß der ursprünglichen Akkumulation läßt sich in der fraglichen Zeit nur schwer feststellen, denn beide Bereiche befanden sich faktisch in chaotischem Zustand. Die Kasse der aufständischen Provinzen war stets leer. Die regelmäßigen Steuern erbrachten nicht die nötigen Mittel für die Kriegführung. Notstandssteuern jagten einander. Ein Beispiel dafür ist die Provinz Holland. 1588 wurde sie monatlich mit einer Steuer in Höhe von 200 000 Gulden belegt, abgesehen von der Jahressteuer in Höhe von einer Million Gulden. 1601 und 1604 wurde beschlossen, alle Ablösungs- und Leibrenten zu besteuern. Nichtsdestoweniger betrugen 1609 allein die rückständigen Zinsschulden der Provinz 4 356 000 Florin.<sup>29</sup>

In den Städten wurde die Steuereintreibung schon seit jeher in Form indirekter Besteuerung, in Form einer Akzise vor allem auf Produkte des täglichen Bedarfs, praktiziert. Das bedeutete eine schwere Belastung für die armen werktätigen Schichten. Von der Rolle der Konvoi- und Lizenzabgaben war schon oben die Rede. Aber

<sup>25</sup> E. Thoen, Oorlogen en platteland. Sociale en economische aspekten van militaire destruktie in Vlanderen tijdens de late middeleeuwen en de vroege moderne tijden, in: *TvG.* 3/1978, S. 368–369.

<sup>26</sup> E. Scholliers, *De levensstandaard*, S. 267.

<sup>27</sup> E. Thoen, *Oorlogen en platteland*, S. 373–374.

<sup>28</sup> H. Blink, *Geschiedenis van den boerenstand*, Bd. II, S. 8–13, 248–249.

<sup>29</sup> D. Houtzager, *Hollands lijf- en losrentelingen voor 1672*, Schiedam 1950, S. 51–54.



auch das schaffte das Problem nicht aus der Welt. Man mußte zu einer bewährten Methode, zur Münzverschlechterung, greifen. Der Silbergehalt eines Guldens (Florin) reduzierte sich im Zeitabschnitt von 1570 bis 1599 von 14,65 auf 11,36 Gramm.<sup>30</sup>

Recht lückenhaft ist auch das uns zur Verfügung stehende Material über die Situation am anderen Pol der ursprünglichen Akkumulation – über die Konzentration der Reichtümer in den Händen der potentiellen (und bereits auch realen) Kapitalisten, die mit außerökonomischen Methoden erzielt wurde.

Auf dem Lande preßten städtische und Dorfwucherer horrende Summen aus den Bauern heraus. Die meistverbreitete und in Dokumenten aus dem 15. Jh. deutlich zu verfolgende Form des Wuchers auf dem Lande war der Erwerb verschiedener Renten durch „Geldleute“: Ablösungs-, Zeit-, Leib- und Erbrenten, die sowohl von Einzelpersonen als auch von ganzen Dörfern verkauft wurden.<sup>31</sup> In den bewegten Kriegsjahren machten solche Praktiken Schule und faßten Fuß, und das Kautions-system zur Sicherung solcher Renten wurde immer raffinierter und härter.<sup>32</sup> Auf diese Weise wurden Hunderte und Tausende Vermögen verschiedener Größe zusammengerafft.

Die Städte kamen durch den Rentenverkauf zu dem Geld, mit dem sie die Steuern bezahlten und sonstige finanzielle Schwierigkeiten meisterten. Dann verkauften auch die Staaten der Provinzen Renten zu solchem Zweck. In den siebziger und achtziger Jahren entstand bei den Städten und Staaten Hollands eine systematische Verschuldung durch solche Renten. Das veranlaßte die Staaten, 1577 einen Beschluß anzunehmen, demzufolge die nicht geleisteten Zahlungen der eigentlichen Rentensumme hinzuzufügen waren, unter Bezahlung entsprechender Zinsen. Die Schulden an Personen, die im „Feindesland“, d. h. in den spanisch beherrschten Gebieten lebten, wurde zu einem bedeutenden Teil als liquidiert und die diesbezügliche Summe der Rentenverpflichtungen als beschlagnahmt erklärt. Trotz all diesen Maßnahmen waren 1586 die Rentenschulden erst mit dem Stand von 1583 getilgt.

Die Staaten Hollands, die systematisch die Städte um Zuschüsse angingen und bei ihnen bis über die Ohren verschuldet waren, gewährten den Städten freie Hand bei der Regelung ihrer eigenen Schulden mit dem Erfolg, daß die Budgets der holländischen Städte ebenfalls mit Renten überbelastet waren. Um den entstandenen toten Punkt zu überwinden, beschlossen die Staaten Hollands 1587, die Ablösungsrenten dieser Art durch das Schatzamt und die Leibrenten durch die Städte begleichen zu lassen.<sup>33</sup>

Die Renten wurden gewöhnlich von reichen Kaufleuten, Wechsler-Bankiers, Vertretern von städtischen Patrizierfamilien und erfolgreichen Geschäftsleuten aller Wirtschaftsbereiche aufgekauft. Diese Entstehungsform großer Vermögen war sehr verbreitet. Die berühmte Patrizierfamilie van Neck aus Amsterdam kam zu ihrem

<sup>30</sup> N. Posthumus, *Nederlandsche prijsgeschiedenis*, Leiden 1943, Teil I, S. CXVI.

<sup>31</sup> А. Н. Чистозонов, *Сельские ренты в Голландии в Конце XV до начала XVI в. как Форма ростовщического кредита, Средние века*. Москва 37/1973.

<sup>32</sup> E. Thoen, *Oorlogen en platteland*, S. 375.

<sup>33</sup> D. Houtzager, *Hollands lijf-en losrenteleningen*, S. 45–46.

Kapital gänzlich durch den Wucher.<sup>34</sup> Eine der repräsentativsten Figuren dieser Art war der steinreiche niederländische Bankier Gaspar Schetz, der sich durch Pacht wie Anleihen für Karl V. und Philipp II. und durch Spekulationsgeschäfte aller Art ein Millionenvermögen erwarb. Er investierte seine Kapitalien zu einem bedeutenden Teil in den Erwerb von Grundstücken, wurde nobilitiert und avancierte zum ersten Faktor unter Philipp II. und zum Schatzmeister des Finanzrats der Niederlande.<sup>35</sup>

Eine der großen Quellen der ursprünglichen Akkumulation war in allen europäischen Ländern der Außenhandel, der insbesondere im 16. Jh. blühte. Der kaufmännische Profit, der infolge der Vermittlung des Produktaustausches entwickelter und nichtentwickelter Länder entstand, wurde nicht nur als Ergebnis eines Betrugs oder einer Übervorteilung aufgefaßt, sondern gründete sich auch in Wirklichkeit auf eine derartige Handlungsweise.<sup>36</sup> In der fraglichen Periode, die den sich immer weiter zuspitzenden Handelskrieg der europäischen Nationen einleitete,<sup>37</sup> deformierte sich der Charakter des kaufmännischen Profits infolge der organischen Verschmelzung des Handels mit dem Schmuggel und der Piraterie in großen Ozeanräumen. Das war sowohl für England, als auch für die Niederlande typisch.<sup>38</sup> Hierunter ist auch der „Handel mit dem Feind“ zu rechnen. Unter Verletzung der Gesetze und zu erhöhten Preisen trugen nordniederländische Kaufleute zur Versorgung der spanischen Truppen bei, die gegen die Niederlande im Kampf standen.<sup>39</sup> Bei Kaperoperationen beliefen sich die Verluste der einen und die Gewinne der anderen auf horrenden Summen. Man erbeutete spanische „Silberflotten“ im Werte von Hunderten von Millionen Florin. Die Verluste der Nordprovinzen infolge des Wütens der englischen Kaper betragen im Jahre 1589 18 Millionen Gulden u. a. m.<sup>40</sup> Für viele „vorurteilslose“ Glücksucher taten sich Möglichkeiten leichter und rascher Bereicherung auf. Wie in der neuesten Fachliteratur jedoch hervorgehoben wird, war es nicht der Erfolg einzelner kleiner Kaperschiffe, der den Ausschlag gab, sondern die Konzentration aller Hauptarten des Seegewerbes – der Schifffahrt, des Handels, des Schmuggels und der Kaperei – in den Händen von Großunternehmern. Bei den kleinen Kapern lag der Gewinn unter dem des Handels,<sup>41</sup> von dem Risiko ganz zu schweigen.

Dies wären die Hauptquellen der ursprünglichen Akkumulation an dem mit der Entstehung großer Vermögen und Kapitalien verbundenen Pol, die dann in verschiedene kapitalistisch organisierte Zweige der Produktion und des Austausches

<sup>34</sup> W. van Ravestein, *Onderzoekingen over de economische en sociale ontwikkeling van Amsterdam gedurende de 16-de en het eerst kwart der 17-de eeuw*, Amsterdam 1906, S. 276–340, 343–354.

<sup>35</sup> A. H. Чистосвонов, *Генезис капитализма в Нидерландах*, S. 110.

<sup>36</sup> K. Marx, *Das Kapital*, Bd. III, in: K. Marx, F. Engels, *Werke*, Bd. 25, T. 1, Berlin 1971, S. 363.

<sup>37</sup> K. Marx, *Das Kapital*, Bd. I, in: K. Marx, F. Engels, *Werke*, Bd. 23, Berlin 1964, S. 760.

<sup>38</sup> F. Snapper, *Oorlogsinvloeden*, S. 21–26, 29, 32–33, 44–46; J. van Hamel, *De betekenis van kaarpyaart- en blokaderecht in de republiek der Vereingde Nederlanden*, in: *Nederlands tijdschrift voor internationaal recht*, VI/1959, S. 140–145.

<sup>39</sup> F. Snapper, *Oorlogsinvloeden*, S. 35; J. Kernkamp, *De handel op den vijand 1572–1588*, T. I, Utrecht 1931, S. 94–95, 106, 113–121, 125–126, 145–148, 168–177.

<sup>40</sup> J. Kernkamp, *De handel*, T. II, Utrecht 1934, S. 25.

<sup>41</sup> W. Brulez, *Het gewicht van de oorlog . . .*, S. 405–406.



investiert werden konnten. Hinter dem bunten Mosaik der Handelsmethoden und der Schifffahrt in diesen spezifischen Formen lassen sich sehr schwer jene treibenden Kräfte personifizieren, die so oder so den Gang der Geschehnisse von 1574 bis 1585 lenkten. Hierin müssen wir H. Klopemaker zustimmen, der diese Frage untersuchte und zu dem Schluß gelangte, daß die Namen dieser Personen vorläufig ungeklärt sind.<sup>42</sup> Auf diesem Gebiet ist es notwendig, nicht nur eine Reihe zielgerichteter Forschungen vorzunehmen, sondern auch die Methodik für die Durchführung auszuarbeiten.

Die zweite Hälfte der achtziger Jahre des 16. Jh. stand im Zeichen komplizierter Bedingungen, im Zeichen der Verstärkung des militärischen Drucks der Spanier, der Massenmigrationen der Bevölkerung, vor allem aus den Süd- in die Nordprovinzen, der Verschärfung innerpolitischer Konflikte im Norden im Zusammenhang mit der Gouverneurstätigkeit des Grafen Leicester und ihren Folgen. Die Bildung der Republik, die Festigung ihrer Wirtschaft wird nach der traditionellen Geschichtswissenschaft mit den Jahren von 1588 bis 1598 datiert.<sup>43</sup> Das Jahr 1609 wird als ihr Triumph im Kampf für die Befreiung von der spanischen Herrschaft gewertet.

W. Brulez unternahm den Versuch, die Höhe des Bruttoprodukts der Niederlande im Jahre 1600 im Rahmen der Grenzen von 1560 schätzungsweise zu rekonstruieren. Seinen Schätzungen zufolge, die als relativ reale Näherungswerte betrachtet werden dürfen, belief sich das Bruttoaufkommen der Agrarproduktion damals auf 50 000 000 Gulden, die Bruttoproduktion des Gewerbes und der Industrie auf 54 000 000 Gulden und der Gesamtwert des Binnen- und des Außenhandels auf 114 bis 136 Millionen Gulden. Der Anteil der Republik an diesem Schätzungswert ist nicht ermittelt. W. Brulez beschränkte sich auf die Feststellung, der Verfall des Südens wäre durch den Fortschritt des Nordens vollauf aufgewogen.<sup>44</sup>

In welchen Hauptrichtungen entwickelte sich der Fortschritt der Ökonomik der Republik? Erstens entwickelte sich die Textilproduktion in Leiden in raschem Tempo, wohin von 1575 bis 1619 ca. 3500 Menschen umgesiedelt worden waren, darunter 1330 Immigranten aus den Südprovinzen, 848 aus Frankreich und 263 aus deutschen Ländern. Der Ausstoß von Gewebe aller Sorten stieg im Zeitabschnitt von 1588 bis 1609 von 38 130 auf 73 047 Stück, davon allein die Körperproduktion, ein von flämischen Immigranten entwickelter Zweig, von 32 000 Stück auf 42 383 Stück.<sup>45</sup>

Die Flamen, deren Zahl in der Republik 75 000 bis 100 000 Personen (5 bis 7 Prozent der Bevölkerung) erreichte,<sup>46</sup> regten die Entwicklung der Flachs- und Seidenweberei in Haarlem, die Herstellung von Tapezierstoffen, Samt, Gobelin, Gold-

<sup>42</sup> Vgl. AGN, Bd. 6, S. 60.

<sup>43</sup> R. Fruin, Tien jaren uit den achtjarigen oorlog, von 1588 bis 1598, Amsterdam 1861.

<sup>44</sup> W. Brulez, Het gewicht . . ., S. 401—402.

<sup>45</sup> N. Posthumus, De geschiedenis . . ., T. II, S. 60—64, 107, 129.

<sup>46</sup> V. van Schelven, Omvang en invloed der Zuidnederlandsche immigratie van het laatste kwart der 16e eeuw, 's-Gravenhage 1919, S. 22; AGN, Bd. 6, S. 72.

prägeleder und kunstgewerblichen Erzeugnissen in Amsterdam und anderen Orten an. Das berechtigt uns zu der Annahme, ihren Beitrag zum wirtschaftlichen Fortschritt der Republik vom Ende des 16. bis zum ersten Viertel des 17. Jh. hoch einzuschätzen.<sup>47</sup>

Sehr zügig entwickelte sich Amsterdam, wo die flämischen Immigranten ebenfalls sehr zahlreich waren. Bereits in den ersten Jahrzehnten des 17. Jh. rückte es auf den ersten Rang im Welthandel und folgerichtig auch im Kreditgeschäft auf. 1598 wurden hier Versicherungsanstalten gegründet. Eine Reihe von Erkundungsexpeditionen nach Ostindien in den neunziger Jahren gipfelte 1602 in der Bildung der Ostindischen Kompanie (im weiteren OIK genannt). 1608 wurde der Bau der Handelsbörse begonnen. Ein Jahr darauf gründete man eine Depositenbank. Im Zeitraum von 1589 bis 1611 stiegen die Zollgebühren in Amsterdam auf das Doppelte an. Die Einwohnerzahl der Stadt vergrößerte sich von 30 000 im Jahre 1567 auf 105 000 im Jahre 1622.<sup>48</sup> Viele neue Gewerbe- und Industriebranchen blühten auf.

Zu Beginn des 17. Jh. überstieg die Flotte der Republik nach ihrer Größe die Flotten Englands und Frankreichs zusammen und bestand im Jahre 1636 laut amtlichen Statistiken der Generalstaaten aus 4300 Schiffen verschiedenen Typs und verschiedener Zweckbestimmung. Die Gesamttragfähigkeit erreichte etwa 350 000 last (ca. 700 000 Tonnen). Amsterdam und Rotterdam<sup>49</sup> entwickelten sich in der gleichen Zeit zu großen Schiffbauzentren. In der Republik liefen jährlich mehrere hundert Schiffe verschiedener Art vom Stapel.<sup>50</sup> Es begann der Stern von Zaandam aufzugehen. In seinem Hafen und in den Küstensiedlungen seiner Nähe waren von 1591 bis 1600 676 und im Zeitabschnitt von 1601 bis 1610 947 Schiffe beheimatet.<sup>51</sup>

Rasch nahm das Handelsvolumen mit den Ostseeländern zu. Den Sund passierten im Jahre 1588 in beiden Richtungen 2012, zehn Jahre später 3380 und im Jahre 1608 4362 holländische Schiffe, das waren 46,5%, 58,7% bzw. 66,3% aller Schiffe, die diese Meerenge befuhren.<sup>52</sup> Von der Höhe der Kapitalien, die im Handelsbereich umliefen, zeugt der Betrag des Gründungstammkapitals der OIK, nämlich 6 425 000 Florin, wobei 3675 Florin von Amsterdamer Teilhabern kamen.<sup>53</sup> In zuvor nichtgekanntem Ausmaße entwickelten sich die Arbeitsteilung und das Sortiment der Erzeugnisse. In Leiden lieferten acht neue Gewerbebranchen (neringen), organisiert nach den produzierten Textilienarten, ca. 200 Sorten Stoff.<sup>54</sup>

<sup>47</sup> A. van Schelven, S. 7—28, 30—34; N. Posthumus, *De geschiedenis . . .*, T. III, 1939, S. 502.

<sup>48</sup> V. Barbour, *Capitalism in Amsterdam in the seventeenth century*, Baltimore 1950, S. 17.

<sup>49</sup> S. van Kampen, *De Rotterdamse patriculiere scheepsbouw in de tijd van de Republiek*, Assen 1953, S. 43, 76.

<sup>50</sup> Ebenda, S. 83—84.

<sup>51</sup> A. van Braam, *Bloei en verval van het economisch-sociale leven aan de Zaan in de 17e en 18e eeuw*, Wormerveer o. J., S. 8.

<sup>52</sup> E. Бааш, *История экономического развития Голландии в XVI/XVII вв.*, Москва 1949, S. 162.

<sup>53</sup> А. Н. Чистосвонов, *Судбы раннего капитализма в республике соединённых провинций*, *Вопросы истории* · 1972/4, S. 93.

<sup>54</sup> N. Posthumus, *De geschiedenis . . .*, T. II, S. 329—330.



Die soziale Struktur des Handwerks und der Industrie wandelte sich. Die Zweige des ersteren gerieten immer mehr unter die Gewalt des kaufmännischen Kapitals und verfielen unter Bewahrung einzelner Züge der korporativen Zunftorganisation. Das kleine Unternehmertum, das vom kaufmännischen Kapital abhängig war, entwickelte sich in der gleichen Zeit zu großem Unternehmertum bürgerlicher Prägung. Das war auch in der Textilindustrie Leidens, in den Handelszweigen der Produktion in Amsterdam u. a. m. der Fall.<sup>55</sup> Die Republik befand sich auf dem besten Wege, sich zum meistentwickelten kapitalistischen Land Europas jener Zeit aufzuschwingen.

Etwas anders stand es um die sozialökonomische Wirklichkeit des niederländischen Dorfes. Das Heilen der Kriegswunden forderte hier wie auch im Süden des Landes Zeit. Noch in den neunziger Jahren des 16. Jh. verblieben einige Provinzen in Feindeshand. Zog sich aber im Süden, wo die allgemeine Konjunktur nach der Niederlage der Revolution und des Unabhängigkeitskrieges ungünstig war, die Wiederaufbauperiode in die Länge, bis zum Jahre 1625 hin,<sup>56</sup> so brauchte die Republik dazu weniger Zeit, und bereits in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre wurden in den vom Feinde geräumten Gebieten eine Konjunkturbelebung, die Steigerung des Pachtgelds und die Wiederurbarmachung des Brach- und Ödlands konstatiert.

Dazu trugen einerseits dieselben Faktoren bei wie im Süden, nämlich die Erhöhung der Ertragsfähigkeit der in den Jahren zuvor brachliegenden Ländereien und die Reduzierung der Einwohnerzahl. Diese ermöglichten es, die frühere Norm des Pro-Kopf-Bruttoprodukts auf das Doppelte bis Vierfache zu steigern.<sup>57</sup> Doch der wichtigste Umstand war die intensive Marktbezogenheit des Ackerbaus, die es möglich machte, die stark in Mitleidenschaft gezogene Landwirtschaft rascher voranzubringen, obwohl dabei viele Hindernisse zu überwinden waren.

Bereits gegen Ende des 16. Jh. schätzt man die Ausfuhren von Käse und Butter aus der Republik auf eine Million Gulden.<sup>58</sup> In der Provinz Holland wurden von 1596 bis 1597 ziemlich umfangreiche Trockenlegungsarbeiten durchgeführt.<sup>59</sup> Reiche Kaufleute und Städter finanzierten diese Arbeiten hauptsächlich. In Friesland begannen sie um 1600 und wurden in der Folgezeit in zunehmendem Maße vorgenommen.<sup>60</sup>

Nichtsdestoweniger entwickelten sich die bürgerlich-kapitalistischen Betriebsformen der Landwirtschaft nur zögernd. Ihr eigentlicher Wirkungsbereich waren trockengelegte Ländereien, die gewöhnlich von ihren Eigentümern auf kapitalistische

<sup>55</sup> Ebenda, T. III, S. 502—503; A. N. Чистозвонов, Транспортные цехи, их смежники и торговля в Амстердаме в XV в., Средние века · 38/1975, S. 214—223.

<sup>56</sup> E. Thoen, Oorlogen en platteland, S. 373—374.

<sup>57</sup> Ebenda, S. 368—369; H. Blink, Geschiedenis van den boerenstand, Bd. II, S. 8—9.

<sup>58</sup> H. Blink, Geschiedenis van den boerenstand, Bd. II, S. 196.

<sup>59</sup> V. Barbour, Capitalism, S. 61; R. Cools, Strijd om den grond in het lage Nederlanden, Rotterdam/'s-Gravenhage 1948, S. 85—88.

<sup>60</sup> J. Spahr van der Hoek, O. Postma, Geschiedenis van de Friese landbouw. T. I, Drachten 1952, S. 159.

Weise verpachtet wurden. Die Regierung gewährte den Besitzern solcher Grundstücke große Erleichterungen.<sup>61</sup> Im übrigen aber herrschten im Agrarsektor die Zinsbauern und Pächter verschiedener Art oder die Bauern vor, die Boden beider Art bewirtschafteten. Die bäuerliche Oberschicht war in den meisten Provinzen durch privilegierte Erbeigener, eigenerden, vertreten, eine Schicht, die nach ihrer Herkunft und nach dem politisch-rechtlichen Status heterogen war. Unter den Bedingungen der Entwicklung der bürgerlichen Formen der Produktion und des Austausches außerhalb des Bereichs der Landwirtschaft entwickelte sich diese Kategorie reicher Bauern, die Gemeindeland usurpiert hatte, nach und nach zu kapitalistischen Farmern.

So war es, ganz allgemein betrachtet, um die fortschrittlichen Tendenzen der Wirtschaftsentwicklung der Republik bestellt. Auf dieser Grundlage wuchs auch der Anteil der Kapitalakkumulation durch die Anfänge der kapitalistischen Produktionsweise, obwohl der Prozeß der ursprünglichen Akkumulation weiterging. Die Forscher sind hierbei mit einem sehr komplizierten methodologischen und methodischen Problem konfrontiert. Es gilt bei der Verflechtung und gegenseitigen Durchdringung dieser beiden Erscheinungen, die sie trennenden Grenzen deutlich und wissenschaftlich begründet zu ermitteln. Es ist nicht leicht, diese Abgrenzung vorzunehmen. Das führt häufig zur Identifikation der beiden Erscheinungen, zur Verschiebung der Schwerpunkte, zum Bagatellisieren bzw. Überschätzen der realen Bedeutung des einen oder des anderen Faktors.

Bei der Feststellung des Wachstums des bürgerlich-kapitalistischen Sektors muß man einräumen, daß im ökonomischen und sozialen Leben des Landes auch eine andere, ziemlich ausgeprägte Tendenz bestand, die Tendenz zur Erhaltung und sogar Verstärkung der mittelalterlich-korporativen und Gildenordnung in der Stadt, zur Konservierung der Reste des Feudalismus und der patriarchalischen Überreste auf dem Lande.

Nachstehend sollen einige bemerkenswerte Beispiele hierzu ausgeführt werden. Vor allem spielten die Zunftkorporationen, die nicht nur organisatorische Traditionen besaßen, sondern auch gewisse militärische Handfertigkeiten beherrschten, eine bedeutende Rolle in den demokratischen Bewegungen der Revolutionszeit in den Städten. Sie gaben insbesondere die strukturelle Basis für die revolutionären „Achtzehner-Ausschüsse“ in Großstädten Flanderns und Brabants und der reformierten Schützengilden in den Städten der Nordprovinzen ab. Der Sturz der spanisch orientierten Stadträte ging darum mit gleichzeitiger Wiederherstellung aller traditionellen Korporationsfreiheiten und -vorrechte einher, die unter der Herrschaft der Habsburger beschnitten bzw. aufgehoben worden waren. Kassierte Gent 1540 die verhaßte „Karolina“, so beschloß der Magistrat von Amsterdam gleich nach dem Aufstand von 1578, alle Freiheiten und Privilegien der Zünfte und anderen Korporationen wiederherzustellen.<sup>62</sup> In Utrecht wurden im Laufe des ganzen 17. Jh. neue Zünfte<sup>63</sup> gegründet.

<sup>61</sup> R. Cools, *Strijd om den grond*, S. 79–80, 85–88.

<sup>62</sup> *Bronnen tot de geschiedenis van het bedrijfsleven*, S. 400–401.

<sup>63</sup> J. Overvoorde, J. Joosting, *De gilden van Utrecht tot 1521*, T. I, 's-Gravenhage 1897, S. XXVI.



Doch allmählich gerieten die Zünfte, die sich von revolutionären Elementen „gesäubert“ hatten, was ganz im Einklang mit ihrer sozialökonomischen Natur stand, immer mehr unter den Einfluß der herrschenden kaufmännischen Oligarchie. Unter ihrem Schutz setzten sie überall mit außerökonomischen Methoden die Erhaltung der für sie vorteilhaften Produzentenpreise für ihre Erzeugnisse sowie die Lohnaufbesserung insbesondere für die Meister durch. Selbst in der stark zersetzten Schiffszimmererzunft Rotterdams wurde in den Satzungen eine reglementierte Bezahlung festgelegt, die die Löhne der Schiffszimmerer in den kapitalistisch organisierten Werften Zaandams um 15 Prozent überstieg. Sie pochten nicht nur auf ihre Sonderrechte, sondern gingen auch offensiv gegen die ihnen erfolgreich Konkurrenz machenden Manufakturen vor.<sup>64</sup>

Selbst modifizierte Handwerkerkorporationen großer Städte der Republik praktizierten die traditionelle, typisch mittelalterliche Verfolgung des Gewerbes auf dem Lande und setzten Verbote der „städtischen“ Gewerbebranchen in den umliegenden Dörfern durch, prozessierten in diesen Fragen und griffen, wenn ihre Forderungen nicht von Erfolg gekrönt waren, wie auch vor der Revolution zum Loskauf dieser Dörfer bei Adligen und Aristokraten, die die seigneurialen Rechte auf sie behalten hatten.<sup>65</sup>

Die Zünfte Amsterdams nahmen im Laufe des 17. Jh. weiter an Zahl zu. Sie erreichten die Annahme mehrerer Beschlüsse im Stadtrat, die die Entwicklung der bürgerlich organisierten Gewerbe- und Industriezweige hemmten, und hüteten wachsam die Bannmeile um die Stadt herum, in deren Bereich alle „privilegierten“ Gewerbebranchen und Berufe verboten waren.<sup>66</sup>

Dordrecht und Groningen nötigten den Dörfern ihrer Umgebung eine Art „halbkoloniales“ Statut auf, das noch härter als die Ordonnanz Karls V. von 1531 über das Gewerbe außerhalb der Stadt war. Ihnen eiferten nach Kräften Deventer, Zwolle, Zutphen, Kampen, Vlissingen und Middelburg in ihren Bezirken nach. Diese Städte fochten miteinander Konflikte aus und schränkten die Handelsrechte der in der Nähe gelegenen schwächeren Städte ein.<sup>67</sup> Groningen mußte das mit dem fortschreitenden Verfall seines Handels und Gewerbes bezahlen.<sup>68</sup>

Die „Neuerungen“ auf dem Lande wurden durch die patriarchalischen Formen der Bodenbesitzverhältnisse, wie sie noch in einigen Provinzen erhalten blieben, gehemmt. In Friesland bestanden bis ins 18. Jh. hinein traditionelle Formen des bäuerlichen Landbesitzes, verbunden mit dem Stimmrecht in der Dorfversammlung, in der Versammlung der „Griote“. Es bestanden in den Gemeinden gewohnheitsrecht-

<sup>64</sup> C. Wiskerke, *De afschaffing der gilden in Nederland*, Amsterdam 1938, S. 49–53; W. Ommen Kloeke, *De vrijheid van beroep en bedrijf*, Groningen 1946, S. 37–38; S. van Kampen, *De Rotterdamse scheepsbouw*, S. 87–90, 111, 112–113.

<sup>65</sup> N. Posthumus, *De geschiedenis . . .*, T. II, S. 419–423, 427.

<sup>66</sup> V. Barbour, *Capitalism*, S. 71.

<sup>67</sup> Vgl. AGN, Bd. 6, S. 65.

<sup>68</sup> P. Bos, *Het Groningsche gild- en stapelrecht na de Reductie in 1594*, in: *Historische avonden*, T. II. Groningen 1907, S. 235–241, 252, 261.

liche Normen.<sup>69</sup> In Friesland und Groningen gingen hinsichtlich der Pachtentwicklung auf früheren Klosterarealen aus dem Mittelalter besondere Formen in die Republik über. Das war in Friesland der „afkoop“, demzufolge der Pächter seinen Hof auf dem Pachtland selbst baute. Nach Ablauf der Pachtfrist konnte der Grundbesitzer den Pächter des Hofes verweisen, wenn er selbst oder ein neuer Pächter das Bauwerk zu dem ausgemachten Preis loskauften. In Groningen bildete sich eine Pachtpraxis heraus, bei der Boden eine Art „Zubehör“ des vom Pächter gebauten Hofes wurde. Die beiden Varianten trugen dazu bei, daß die Pacht vererbt werden konnte, obwohl juristisch diese Form ungeschützt blieb. Varianten solcher Pacht gab es in Overijssel.<sup>70</sup>

Auf dem Klosterland von Overijssel blieben stellenweise persönlich hörige Bauern verschiedener Stufe erhalten (hörige erven). Sie leisteten festgesetzte Pflichten, die im 17. Jh. so gut wie symbolisch wurden und von den betreffenden Bauern als „Privilegien“ aufgefaßt wurden.<sup>71</sup> Das feudale System bestand, wenn auch stark eingeschränkt, weiter. In Holland umfaßte es 800 Landlehn mit einer Gesamtfläche von ca. 8000 Morgen. Das waren 1,1 Prozent der geographischen Fläche der Provinz. Dieses System bestand auch in den Provinzen Geldern, Utrecht und Overijssel fort.<sup>72</sup> Nur langsam, zögernd und mit Verlusten für die Staatskasse der Republik wurde die Säkularisation des Kirchen- und Klosterlandbesitzes beschlossen.<sup>73</sup>

Darüber hinaus hinderte das Fortbestehen der patriarchalischen wie der feudalen Überreste sowohl die Entwicklung des Kapitalismus als auch den Prozeß der ursprünglichen Akkumulation. Den letzteren vor allem dadurch, daß diese Überreste den selbständigen Kleinproduzenten mehr Existenzgarantien boten als die Pacht und der sich entwickelnde Kapitalismus. Hierbei handelt es sich um eine marxistische These, die manchmal auch von einigen nichtmarxistischen Historikern spontan akzeptiert wird.<sup>74</sup>

Jetzt wollen wir versuchen, ausgehend von dem Vorstehenden und anhand des verfügbaren Stoffes, den Wirkungsmechanismus der ursprünglichen Akkumulation im eigentlichen Sinne des Wortes und in der fraglichen Zeit zu klären.

Die Quellen der außerökonomischen Kapitalienakkumulation bleiben im allgemeinen die alten. So wurden, obwohl schwankend und je nach den Möglichkeiten, im allgemeinen Kaperei und Schmuggel, darunter auch der gesetzwidrige Handel mit dem Feind, systematisch praktiziert. Dabei war Amsterdam weniger als sonst-

<sup>69</sup> L. Apeldoorn, *De historische ontwikkeling van het grondbezit in Friesland*, in: *De Vrije Fries*, Bd. XXVII, Leeuwarden 1924, S. 202–226.

<sup>70</sup> H. Blink, *Geschiedenis van den boerenstand*, Bd. II, S. 433–438, 440–446; H. Koenen, *De Nederlandsche boerenstand*, Haarlem 1858, S. 37–38.

<sup>71</sup> B. H. Slicher van Bath, *Een samenleving onder spanning. Geschiedenis van het platteland in Overijssel*, Assen 1957, S. 673–681.

<sup>72</sup> J. Wijs, *Bijdrage tot de kennis van het leenstelsel in de republiek Holland*, 's-Gravenhage 1939, S. 26–35, 59–63, 72–83, 85–89, 91–98, 126–142.

<sup>73</sup> Ebenda, S. 39–41; L. Apeldoorn, *De kerlelijke goederen in Friesland*, T. I, Leeuwarden 1915, S. 296–313, 316–317, 340–352.

<sup>74</sup> B. H. Slicher van Bath, *Vrijheid en lijfeigenschap in agrarisch Europa (16e–18e eeuw)*, in: *A. A. G.* 15/1970, S. 77.



wer geneigt, Verluste zu tragen, und handelte hierbei rücksichtslos. Nach dem von der Republik 1596 mit England und Frankreich abgeschlossenen Abkommen über das Verbot des Handels mit Spanien rüsteten die Amsterdamer Kaufleute eine „Getreideflotte“ von 400 Schiffen aus, die unter Irreführung der englischen Flotte und der Kaperer ihre Fracht nach Spanien brachten. Bezeichnenderweise hatten die Staaten Hollands und Seelands entgegen ihrem früheren Beschluß diese Aktion sanktioniert. Die Generalstaaten der Republik beschlossen dagegen Sanktionen erst mit ziemlich großer Verspätung, da sie fürchteten, eine resolute Unterbindung des „Handels mit dem Feind“ und des Schmuggels würde die Umsiedlung vieler holländischer Kaufleute in Hansestädte nach sich ziehen.<sup>75</sup>

Von den neunziger Jahren des 16. Jh. an kamen zu diesen Einnahmequellen auch die Gewinne aus den von Gesellschaften niederländischer Kaufleute organisierten Fahrten in portugiesische Kolonien hinzu. So erbrachte die Expedition unter dem Befehl Admiral Jacob van Necks ihren Ausrichtern den kolossalen Gewinn von 400 Prozent.<sup>76</sup> Unter aktiver Teilnahme des Ratspensionärs von Holland, Jan van Oldenbarnevelt, konstituierte sich 1602 die Niederländisch-Ostindische Kompanie, deren Tätigkeit eine Mischung von inäquivalentem Handel, Raub, Schmuggel und Piraterie war. Die erste amtliche Dividendenzahlung dürfte von der OIK 1611 in Höhe von 265 Prozent des Anteilbetrages erfolgt sein. Selbst durch 10 dividiert (die seit der Gründung der Gesellschaft abgelaufene Frist) war der Gewinn sehr hoch. Somit wurde das Register der Mittel der ursprünglichen Akkumulation durch die koloniale Expansion, die häufig noch mit einem Anteilswindel der kolonialen Monopolgesellschaften gepaart war, reicher. Auch dazu hatten die südniederländischen Emigranten nicht wenig beigesteuert.<sup>77</sup>

Die von der Republik bis zum Waffenstillstand 1609 durchgeführte Steuerpolitik intensivierte eher die früheren Formen, als daß sie prinzipiell neue entwickelte. Nach wie vor wurden im Außenhandel Konvois und Lizenzen erhoben. 1611 erhielt allein die Provinz Holland dadurch 1 212 000 Florin.<sup>78</sup>

Staatsschulden wurden zum System. Stadträte, Staaten der Provinzen und Staatskassen liehen sich bei reichen Kaufleuten, Rentiers und anderen kapitalkräftigen Personen Geld sowohl in Form von Renten als auch durch die Emission von amtlichen Obligationen. Zwar kam es hin und wieder auch zu Zinssenkungen, aber im allgemeinen wurden für die Anleihen ziemlich regelmäßig Zinsen bezahlt, sodaß die

<sup>75</sup> J. Kernkamp, *De handel*, T. II, S. 164–177, 187–200, 223–238.

<sup>76</sup> *Het oudste aandeelhoudersregister van de Kamer Amsterdam der Oost-Indische Compagnie*. ed. J. van Dillen, 1958, S. 5–7.

<sup>77</sup> Ebenda, S. 31–34 und 55; Kr. Glamman, *Dutch-Asiatic trade 1620–1770*, Kopenhagen/s-Gravenhage 1958, S. 8; W. van Ravestein, *Onderzoekingen*, S. 227–232; A. Н. Чистозвонов, *Крестные отцы Нидерландской Ост-Индской компании*, *Новая и новейшая история*. 1976/4, S. 135. Über den Zeitpunkt und die Höhe der ersten Dividendenzahlung der OIK bestehen in der Fachliteratur und den Nachschlagewerken Divergenzen. Siehe: *Het oudste aandeelhoudersregister* . . . , S. 31; G. Klerk de Reus, *Geschichtlicher Überblick der administrativen, rechtlichen und finanziellen Entwicklung der Niederländisch-Ostindischen Compagnie*, Batavia 1894, S. 178–181; *Standaard Encyclopedie*, Utrecht o. J., Bd. 10, S. 339.

<sup>78</sup> F. Snapper, *Oorlogsinvloeden*, S. 65.

Gewährung von Anleihen nicht verweigert wurde. 1609 betrug die Verschuldung allein bei den jährlichen Zinsenzahlungen 4 356 000 Pfund.<sup>79</sup> Der Staat geriet immer mehr in die Hände reicher Geldgeber, vor allem der herrschenden kaufmännischen Oligarchie; dieser Prozeß kam um die Mitte des 17. Jh. zum Abschluß. Diese Schichten der Neureichen stemmten sich kategorisch gegen eine spürbare Besteuerung des Handels und der Industrie. Die Armen in Stadt und Land mußten daher die Hauptlast der Steuern, vor allem der indirekten Steuern, der Akzisen, tragen. Mit höheren Steuern waren Grundstücke, Agrarprodukte und überhaupt Nahrungsgüter belegt.<sup>80</sup>

Die Regierung der Republik und die Staaten der Provinzen, in deren Händen das einstige Kirchen- und Klosterland nach und nach gekommen war, dachten in bürgerlichen Kategorien. Sie wollten die Überbleibsel, die einige dieser Bodenareale wenig ergiebig oder ganz unergiebig machten, nicht dulden, insbesondere wenn es die Bauern betraf. Von 1595 bis 1619 veränderten die Staaten Groningens das frühere System des „beklemrechts“, indem sie zunächst das Pachtgeld erhöhten und die früheren Pächter, soweit es ging, vom Boden vertrieben. Unter Beibehaltung des festgesetzten Pachtgelds belegten sie dann, sozusagen als „Geschenk“ dafür, die Grundbesitzer mit einer einmaligen Zahlung zu den Bedingungen des „beklemrechts“ in Höhe einer Ein- bis Zweijahressumme des Pachtgelds,<sup>81</sup> je nach der Kategorie des Bodens.

In Friesland handelten im Grunde genommen die Provinzstaaten hinsichtlich der „Regelung“ der lokalen Erbpacht des „afcoops“ ähnlich. Der Widerstand der Bauern war aber hier stärker. Sie weigerten sich 1602 bei der Erneuerung des Kontrakts, die Summe des Jahrespachtgelds als zusätzliche einmalige Zahlung zu zahlen. Die Behörden griffen zur Gewalt, und die Bauern gingen gerichtlich vor. Das Gerichtsverfahren zog sich bis ins 18. Jh. hinein. Die Bauern unterlagen folgerichtig.<sup>82</sup>

Später wurden die Rechte der Eigner von „horigen erfen“ in Overijssel wesentlich beschnitten, die in ihren Protesten an die Provinzstaaten das Vorgehen der Staaten als Verletzung ihrer althergebrachten „ureigenen Freiheiten“ bewertet hatten. So stand es um die feudale persönliche Hörigkeit. Sie wurde unter den Bedingungen der bürgerlichen Wirklichkeit zur Formsache.<sup>83</sup>

In allen diesen Fällen traten die Behörden der Provinzen der Republik volens nolens als Instrument der ursprünglichen Akkumulation auf, denn sie verwirklichten praktisch so oder so die Enteignung verschiedener Kategorien der Bauern, die es fertig brachten, ihren „freien Status“ bis zur und während der Revolution zu verteidigen.

Der Prozeß der ursprünglichen Akkumulation gereichte den Neureichen und

<sup>79</sup> V. Barbour, *Capitalism*, S. 80–83; D. Houtzager, *Hollands lijf-en losrenteleningen*, S. 54.

<sup>80</sup> V. Barbour, *Capitalism*, S. 84; E. Бааш, S. 178–180, A. Конради, *История революции*, т. I, Москва-Петроград 1925, S. 118; J. Spahr van der Hoek, O. Postma, *Geschiedenis*, T. I, S. 117.

<sup>81</sup> H. Blinks, *Geschiedenis van den boerenstand*, Bd. II, S. 437–439.

<sup>82</sup> Ebenda, S. 436, 440–447.

<sup>83</sup> B. H. Slicher van Bath, *Een samenleving . . .*, S. 673–681.



Geldsäcken der Republik, den Kaufmanns- und Patrizieroligarchieen, zum Vorteil, deren Vermögen nicht zuletzt dank dessen wie Pilze aus dem Boden schossen.<sup>84</sup>

Infolge der erwähnten und anderer Geschehnisse entwickelte sich überall in der Republik die kurzfristige Pacht weiter, was mit dem Wachstum des Pachtzinses um 160 bis 280 Prozent im Laufe des 17. Jh. einherging. Die Zahl der bäuerlichen Eigentümer oder erblichen Zinser und Pächter mit festgesetzten Pflichten und Abgaben reduzierte sich unentwegt. Die vermögende Bauernoberschicht entwickelte sich zu großbäuerlichen Besitzern und Pächtern. Die Pacht wurde in diesem Prozeß kapitalistisch. Die Armen fristeten dagegen das elende Dasein kleiner Pächter und armer Pauper.<sup>85</sup> Diese Entwicklung trug langfristigen Charakter. Auf dem Lande dominierte im Republikmaßstab lange Zeit die kleinbäuerliche Wirtschaft verschiedenen Typs.

Die ländlichen Pauper strömten zu einem beachtlichen Teil in die sich schnell entwickelnden Städte. Zum Beispiel stammten 864 neue Einwohner Leidens (ca. 25 Prozent) von den insgesamt 3447 im Zeitraum von 1575 bis 1619 Umgesiedelten aus der Umgebung Leidens, aus Süd- und Nordholland, und das in einer Zeit, da die Immigranten aus belgischen Provinzen und aus Frankreich 28 und 24 Prozent der Zuwanderer ausmachten.<sup>86</sup> Das erschwerte natürlicherweise der einheimischen Landbevölkerung den Weg in die Stadt.

In den wirtschaftlich prosperierenden Städten gelang es jedoch bei weitem nicht allen Zugewanderten aus dem Dorfe, sich eine leidliche Existenz zu sichern. 1597 bekamen in Leiden 14 064 Arme Brot für die niedrigen Wohlfahrtspreise, davon waren 706 Bettler mit Beruf und darunter 398 = 56% Textilarbeiter.<sup>87</sup> Zur gleichen Zeit fing man in Leiden, Amsterdam, Delft und anderen Industriezentren an, Kinderarbeit verstärkt in Anspruch zu nehmen. Besonders brutal wurden Zöglinge von Waisenhäusern ausgebeutet. 1597 setzte man in Amsterdam ein Inspektionskollegium ein, das die Aufgabe hatte, das Bettlertum zu „regeln“ und arbeitsfähige Bettler beispielsweise zur Arbeit im Webergewerbe zwangszu verpflichten. Den gleichen Inspektoren oblag auch die Aufsicht darüber, daß die Bedingungen der mit Waisenhäusern geschlossenen Kontrakte durch Unternehmer über die Beschäftigung ihrer Schutzbefohlenen in Betrieben eingehalten wurden.<sup>88</sup> Es ist bekannt, wie wenig effektiv diese Maßnahmen praktisch aber waren. Dafür bekamen die Manufakturbesitzer eine neue Trumpfkarte im Kampf gegen das Zunfthandwerk in die Hand.

Die Verarmung der Zünfte, trotz aller Privilegien und sogar in ihrer Zitadelle Amsterdam,<sup>89</sup> die Verelendung kleiner Meister und Gesellen stellte einen integrierenden Teil des Prozesses der Enteignung der unmittelbaren Produzenten dar.

<sup>84</sup> A. H. Чистосвонов, Крестные отцы, S. 137–140, 136–142.

<sup>85</sup> Ders., Генезис капитализма в Нидерландах, S. 162/163.

<sup>86</sup> N. Posthumus, De geschiedenis . . ., T. II, S. 60–64.

<sup>87</sup> Ebenda, S. 187.

<sup>88</sup> W. Oldewelt, Het aantal bedelaars, vondelingen en gevangenen te Amsterdam in tijden van welvaart en crisis, in: Amstelodamum, Amsterdam, 39/1942, S. 22; N. Posthumus, Kinderarbeid in de zeventiende eeuw in Delft, in: Economisch-historisch jaarboek. 's-Gravenhage 22/1943, S. 49–52, 56.

<sup>89</sup> Bronnen . . ., S. 447–448.

Da der verfügbare Stoff zu dürftig ist, ist es schwer, die Effektivität der „Preisrevolution“ zu klären. Die nachstehende Tabelle kann nicht als umfassend und repräsentativ genug betrachtet werden und bedarf eines Kommentars (siehe Tabelle 2).

Tabelle 2  
Lebenshaltungskosten und Lohnbewegung in Leiden 1575-1699  
(1580-1584 gleich 100%)\*

Jahre	Lohnindex				Index der Lebenshaltungskosten
	Zimmerer	Maurer	Akkordarbeiter auf dem Lande	ungelernter Tagelöhner	
1575-1579	100	100	71	75	104
1585-1589	—	—	119	109	134
1595-1599	119	146	143	204	156
1605-1609	138	175	162	249	159
1615-1619	142	190	—	317	166
1625-1629	160	198	143	268	183
1635-1639	178	198	143	383	205
1645-1649	178	225	143	396	245
1655-1659	178	225	143	246	241
1665-1669	178	225	167	—	222
1675-1679	178	225	167	—	210
1685-1689	178	225	167	—	193
1695-1699	178	225	167	—	216

\* Posthumus N. De geschiedenis . . ., d. II, blz. 216; d. III, blz. 1014, 1016.

Auf den ersten Blick scheint das Bild ziemlich günstig zu sein. Die Spanne zwischen dem Stand der Lebenshaltungskosten und den Löhnen scheint ausgeglichen. Am schwersten war die Lage des Akkordarbeiters auf dem Lande. Doch hierbei muß man wohl das Element der saisonbedingten Beschäftigung des Landarbeiters, das Vorhandensein eines Eigenhauses sowie von Hofland und das relativ billige Leben auf dem Lande gegenüber dem in der Stadt in Betracht ziehen.

Man gewinnt den Eindruck, als hätte es der ungelernete Lohnarbeiter gut. Allerdings muß man folgende Umstände beachten: a) das niedrige Ausgangsniveau der Zunahme seines Lohnes; b) den für die entwickelten Länder jener Zeit typischen Mangel an ungelerten Arbeitern, der ihre höhere Entlohnung bedingte.

Die Gegenüberstellung Zimmerer - Maurer scheint auf den ersten Blick unerklärlich zu sein, denn die beiden hatten etwa die gleiche Qualifikation. Die Lösung dürfte wohl darin gesucht werden, daß es sich beim Maurer nicht um einen üblichen Handwerker, sondern um einen Meister und Unternehmer handelte, der mehr als Organisator und Kreditgeber für die Arbeiten auftrat, die vom Auftraggeber nach ihrem Abschluß bezahlt wurden. Seine wachsende Wohlhabenheit ließe sich daraus erklären, daß die Abführungen aus den Löhnen der Gesellen und der von ihm gedungenen Arbeiter zu seinen Gunsten zunahm. Auch die mit der raschen Bevölke-



rungszunahme, mit der zügigen Bebauung und Erweiterung der Städte zusammenhängende Hochkonjunktur im Bauwesen in der ersten Hälfte des 17. Jh. war nicht ohne Wirkung. Dagegen ist die Lohnbewegung bei den Zimmerern offenbar als eine mehr oder weniger für Lohnarbeiter, Zunftgesellen, verarmte und nicht mehr selbständige Meister typische Variante zu betrachten. Und diese Variante nimmt sich nicht günstig aus.

Deutlich bemerkbar ist die Konservierung und sogar die Reduzierung des Lohnindex bei ungelerten Arbeitern von der Mitte des 17. Jh. an, ein Vorzeichen des darauf folgenden Konjunkturrückschlags. Vielleicht machte sich ein gewisses Nachlassen der Dynamik der „Preisrevolution“ im 17. Jh. bemerkbar, das an verschiedenen Nahrungsgütern und anderen Waren bei jäher Konjunkturerhöhung zu verfolgen ist. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieses Moment der ursprünglichen Akkumulation im 17. Jh. nicht mehr so stark ins Gewicht fiel wie im 16. Jh., da der Preisindex allein in seiner zweiten Hälfte 200 betrug.<sup>90</sup>

Diese Betrachtungen können eher zu der Kategorie der präliminaren als zu der durch Forschungen erwiesenen gerechnet werden. So verhielt es sich auf der gegebenen Ebene der Analyse mit der Wirkung verschiedener Momente der ursprünglichen Akkumulation auf den sozialökonomischen Lebensbereich der Gesellschaft der Niederlande und der Republik der Vereinigten Niederlande unter Berücksichtigung der durch Geschehnisse der Revolution und des Bürgerkrieges hineingetragenen Deformationen. Bei aller Gemeinsamkeit seiner Wesenszüge wies der Prozeß auch eine recht deutlich ausgeprägte Spezifik auf, die durch geschichtliche und lokale Besonderheiten der Niederlande bedingt war. Die kommenden Spezialforschungen werden unsere Vorstellungen von diesen Erscheinungen wesentlich vervollständigen können.

---

<sup>90</sup> N. Posthumus, *Nederlandsche prijsgeschiedenis*, Bd. I, S. 1–8, 16–19, 19–23, 72–74, 85–88; B. H. Slicher van Bath, *De agrarische geschiedenis van West-Europa (500–1850)*, Utrecht/ Amsterdam 1960, S. 358–359; W. Brulez, *Het gewicht . . .*, S. 402.

## FRANZ IRSIGLER

### Frühe Vergleichsbeziehungen in der gewerblichen Produktion des westlichen Hanseraumes

Die zentrale Bedeutung des Verlagswesens im Prozeß der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals hat A. Laube in seinem vorstehenden Beitrag<sup>1</sup> gebührend gewürdigt und den Stellenwert des Verlags als bewegendes Element der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit klar definiert. In den folgenden Ausführungen kann ich mich darauf beschränken, aus meinem engeren Forschungsbereich heraus, unter Bezug vor allem auf Kölner Quellenmaterial, vier Aspekte näher anzusprechen, mit einigen Detailangaben zu untermauern und in den allgemeinen Zusammenhang thesenartig einzuordnen:

- I. Die Frage nach den ältesten Belegen für das Verlagssystem,
- II. Aspekte einer Typologie des Verlagssystems mit Berücksichtigung der Sonderform des halböffentlichen Verlages,
- III. Das Problem der frühen Manufakturen und ihrer Struktur, und schließlich
- IV. Die Rolle des Verlags im Rahmen der neuen Formen von Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land im 14./15. Jh.

Zu I: Um 1285 ließ Gottfried von Mummersloch, Mitglied einer patrizischen Kölner Gewandschneiderfamilie,<sup>2</sup> zwei Häuschen in der Achtersterstraße und der Buschgasse mit zwei bzw. drei dahinter liegenden Weberrahmen ausstatten und sie dann an Weber vermieten.<sup>3</sup> Es ist anzunehmen, daß Mummersloch die Weber auch mit Importwolle belieferte und den Fernabsatz der von den Webern hergestellten und auf seinen Rahmen getrockneten Tücher beanspruchte, also den Gezeugverlag mit der Bereitstellung von Arbeitsgerät und Arbeitsmaterial erheblich erweiterte und voll auslastete. Er hätte damit auch Einfluß auf die noch vom Weber geleitete Arbeitsorganisation und auf die Qualität des Produktes genommen. Etwa um dieselbe Zeit besaß der Patrizier Gerhard Scherffgin (†1287), Mitglied der Monopol-

<sup>1</sup> Vgl. oben S. 117 ff. Die Anmerkungen zu meinem Korreferat sind auf das Notwendigste beschränkt. Ausführliche Belege, die über das Sachregister schnell zu verifizieren sind, bietet meine Arbeit: Die wirtschaftliche Stellung der Stadt Köln im 14. und 15. Jahrhundert. Strukturanalyse einer spätmittelalterlichen Exportgewerbe- und Fernhandelsstadt, Wiesbaden 1979 (VSWG-Beiheft 65).

<sup>2</sup> L. v. Winterfeld, Handel, Kapital und Patriziat in Köln bis 1400, Lübeck 1925, S. 20 (Pfungstbl. d. Hans. Geschichtsvereins 16). Zum Kölner Patriziat vgl. W. Herborn, Die politische Führungsschicht der Stadt Köln im Spätmittelalter, Bonn 1977 (Rheinisches Archiv 100).

<sup>3</sup> Irsigler, Die wirtschaftliche Stellung, S. 46.



gesellschaft der sog. Mühlenerben, Anteile an einer 1399<sup>4</sup> noch oder wiederum bezugten Walkmühle auf dem Rhein. Aus dieser und der Tatsache, daß er 1277 das Weberzunft- und -verkaufshaus ‚Aachen‘ an die Weber vom Griechenmarkt vererbte, hat schon L. v. Winterfeld geschlossen, daß Scherffgin „die Weber von sich abhängig machen wollte“.<sup>5</sup> Auch die Verfügung über die wichtige Walktechnik bot gute Ansatzmöglichkeiten zur Verlagsbildung. Nur die auf Tirtey, ein Mischgewebe aus Leinen und Wolle, spezialisierten Weber besaßen spätestens seit 1380 eine zünftische Walkmühle zu Gierath im bergischen Land.<sup>6</sup> Die negativen Folgen der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Lohnarbeiter und Hilfgewerbe im Textilhandwerk beleuchtet das Verbot des Kölner Rates von 1332, daß die Wollkammerinnen und Tuchbereiter die ihnen anvertrauten Wollmengen, Garne und Rohtuche bei Bäckern, Brauern oder Juden versetzten,<sup>7</sup> also außer bei berufsmäßigen Pfandleihern bei den Lieferanten der notwendigsten Lebensmittel.

Man kann also davon ausgehen, daß die im 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jh. noch stark im Fernhandel engagierte patrizische Führungsschicht, vor allem die mit dem Gewandschnittmonopol ausgestatteten Kräfte, einen erheblichen Einfluß auf das Kölner Tuchgewerbe ausübte, wobei die überlegene Kapitalkraft dieser Schicht die Voraussetzung für die Stellung von Rohstoffen und teuren technischen Anlagen bot.

Ein weiteres Argument für eine besonders frühe Ausbildung des Verlags im Textilgewerbe ergibt sich aus der internen Arbeitsorganisation. Die Forderung des Marktes nach gleichmäßiger Qualität und kontinuierlichem Angebot erzwang früher als in anderen Gewerben eine horizontale Zerlegung des Tuchherstellungsprozesses mit starker Spezialisierung bei den einzelnen Arbeitsschritten. A. Doren hat dieses Organisationsmodell am Beispiel der Florentiner Wolltuchindustrie im 14. Jh. ausführlich beschrieben;<sup>8</sup> ähnliche Formen gab es im nordfranzösisch-flandrischen Tuchbezirk sicher schon zur Zeit der berühmten Jehan Boinebroke von Douai († ca. 1286).<sup>9</sup> Die außerordentliche Vielfalt der Berufsbezeichnungen von Textilhandwerkern in den Kölner Schreinskarten und Schreinsbüchern des 12. und 13. Jh.<sup>10</sup> deutet auf eine ähnlich frühe und hohe Zerlegung der Produktionsschritte hin. Wegen der ungleichen Anforderungen und Bewertung der einzelnen Arbeitsvorgänge bedeutet die horizontale Zerlegung von Anfang an auch eine vertikale Gliederung, wobei die

<sup>4</sup> Ebenda S. 47 mit Anm. 207.

<sup>5</sup> Winterfeld, *Handel*, S. 48. Zu den Mühlenerben vgl. F. Lau, *Entwicklung der kommunalen Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln bis zum Jahre 1396*, Bonn 1898, S. 223 f.

<sup>6</sup> H. v. Loesch, *Die Kölner Zunfturkunden nebst anderen Kölner Gewerbeurkunden bis zum Jahre 1500*, Bd. 2, Bonn 1907, S. 580. Vgl. E. Oberbach, *Das Kölner Textilgewerbe von der Wende des Mittelalters bis zum 19. Jahrhundert*, Diss. Köln 1929, S. 66.

<sup>7</sup> Loesch, *Zunfturkunden II*, S. 481; vgl. Irsigler, *Die wirtschaftliche Stellung*, S. 49.

<sup>8</sup> A. Doren, *Die Florentiner Wolltuchindustrie vom 14. bis zum 16. Jahrhundert*, Stuttgart 1901.

<sup>9</sup> G. Espinas, *Les origines du capitalisme*, Bd. I: *Sire Jean Boinebroke, patricien et drapier douaisien*, Lille 1933. G. de Poerck, *La draperie médiévale en Flandre et en Artois*, Brügge 1951.

<sup>10</sup> H. Bungers, *Beiträge zur mittelalterlichen Topographie, Rechtsgeschichte und Sozialstatistik der Stadt Köln*, Leipzig 1897, S. 75; Lau, *Entwicklung*, S. 211–215; Loesch, *Zunfturkunden I*, S. 16 f.

eigentliche Webarbeit und z. T. auch das Färben eindeutig vor Arbeiten wie Wollwaschen, Kämmen, Verspinnen, Walken, Karden, Noppen und Scheren, Netzen, Dekatieren usw. rangierte, die von spezialisierten Personengruppen meist außerhalb des eigentlichen Webereibetriebes durchgeführt wurden. Der untergeordneten Rolle im Produktionsprozeß entsprach in der Regel die wirtschaftliche Abhängigkeit, die zahlreiche, formell selbständige Handwerker auf den Status von Lohnarbeitern herabdrückte.

Insgesamt darf man davon ausgehen, daß sich der Tuchverlag um so früher durchsetzte, je höher die Produktion, der Anteil des für den Fernabsatz bestimmten Tuches und die Zahl der Beschäftigten war. In den großen Tuchlandschaften Nordwesteuropas, in Flandern, Brabant, im Maas- und Niederrheingebiet darf man spätestens seit der Mitte des 14. Jh. mit dem Tuchverlag als Regelform der Produktions- und Absatzorganisation rechnen. In den führenden Tuchstädten reichen die Anfänge sicher in das 13. Jh. zurück.

Wie in Flandern bis zum Beginn des 14. Jh. gingen die Anstöße in Köln zunächst von den besonders kapitalkräftigen Kaufmannsfamilien des alten Patriziats aus. Die Ablösung des „koopman-ondernemer“ durch den „drapier“, den Webermeister als „ondernemer“ im Sinne H. van Werveke's,<sup>11</sup> der Aufstieg des Webers zum Verleger, der neben den oben genannten Hilfgewerben auch weniger erfolgreiche Meister der eigenen Zunft und auswärtige Tuchproduzenten in Verlagsabhängigkeit bringen konnte, erfolgte in Köln etwa ein halbes Jahrhundert später. Dieser Prozeß, der bis zum Absatz der Verlagsproduktion auf weit entfernten Märkten führte, konnte in Köln durch den Mißerfolg des Weberaufstandes von 1370/71 nur vorübergehend gebremst werden. Es sei nur darauf verwiesen, daß von 24 Kölnern, die F. Kováts in den ersten beiden Jahrzehnten des 15. Jh. nach Urkunden des Preßburger Stadtarchivs als Tuchhändler in Österreich, Mähren und Ungarn feststellen konnte, acht zu den führenden Meistern des Wollenamtes zählten.<sup>12</sup>

Zu II: Eine Typologie des mittelalterlichen Verlagswesens, deren Erstellung im europäischen Vergleich zu den interessantesten Aufgaben der wirtschaftshistorischen Forschung gehört,<sup>13</sup> muß wahrscheinlich folgende Strukturelemente berücksichtigen, die durch den Verlag in einfacher oder mehrfacher Beziehung zueinander gesetzt werden:

1. Kapitalstock bzw. Kreditbedarf,
2. Einkaufsbedingungen, Preis und Transportkosten der Rohstoffe,
3. Absatzbedingungen und Transportkosten beim fertigen Produkt,

<sup>11</sup> H. van Werveke, *De koopman-ondernemer en de ondernemer in de Vlaamsche lakennijverheid van de middeleeuwen*, Antwerpen/Utrecht 1946 (Mededelingen van de Kon. Vlaamsche Acad. v. Wetenschappen, Letteren en Schone Kunsten van België, Kl. d. Lett. VIII, Nr. 4). Für Köln vgl. Irsigler, *Die wirtschaftliche Stellung*, S. 43–49.

<sup>12</sup> F. Kováts, *Handelsverbindungen zwischen Köln und Preßburg (Pozsony) im Spätmittelalter*, in: *MittStAKöln* 35/1914, S. 1–32; Irsigler, *Die wirtschaftliche Stellung*, S. 56 ff. K. Miltzer, *Tuchhandel und Tuchhändler Kölns in Österreich und Ungarn um 1400*, in: *Kaiser Karl IV. 1316–1378. Forschungen über Kaiser und Reich*, hg. v. H. Patze, Neustadt (Aisch) 1978, S. 265–288.

<sup>13</sup> Diesem Projekt widmet sich mein Assistent R. Holbach, Trier.



4. Organisation und Betriebsform der Produktion,
5. Technische Bedingungen der Produktion und Verfügung über besondere Produktionstechniken.

1. Verlag kommt von „vorlegen“ = vorstrecken, Kredit geben. Der Geldverlag setzte eine hohe Kapitalakkumulation voraus, die zunächst vorwiegend durch den Fernhandel, oft kombiniert mit monopolistischem oder oligopolistischem Detailhandel, z. B. im Gewandschnitt, oder durch Geldwechsel- und Bankgeschäfte geschaffen wurde. Kreditiert wurden Rohstofflieferungen, technische Investitionen, Betriebsmittel aller Art und Verkaufserlöse durch Vorauszahlungen. In einer überwiegend auf Kredit basierenden Wirtschaftsform erwies sich der Verlag als ein notwendiges, trotz verschiedener, früh bezeugter Auswüchse wie extreme wirtschaftliche Abhängigkeit oder Bezahlung nach dem Trucksystem,<sup>14</sup> nicht nur die Kapitalgeber, sondern auch die kreditnehmenden Produzenten förderndes und sicherndes Element. Die unverzichtbare Rolle des in hohem Umfang an auswärtige Rohstofflieferanten und innerstädtische Handwerker Kredit gebenden Verlegers bezeugen am besten die in Köln im 15. Jh. gut belegten Leder- und Eisenwirte, die als halböffentliche, d. h. vom Rat kontrollierte und in ihrer Stellung geschützte Verleger einerseits die Lieferungen der auswärtigen Löhler bzw. Hüttenwerker, Hammer-, Blech- und Stahlschmiede bevorschussten oder bar bezahlten, andererseits diese Roh- und Halbfertigwaren gegen Kredit an Kölner Leder- und Eisenhandwerker abgaben.<sup>15</sup> Der Mißbrauch der mächtigen Position des Eisenwirts z. B. durch Johann Kemper am Ende des 15. Jh.<sup>16</sup> spricht nicht gegen die absolute Notwendigkeit und Praktikabilität der Einrichtung. Der Kölner Rat war stets bemüht, die Positionen des Lederwirts und der Eisenwirte an der städtischen Eisenwaage mit kapitalkräftigen Kaufleuten oder Handwerker-Verlegern zu besetzen. Das Kreditvolumen umfaßte nicht selten mehrere tausend rhein. Gulden.

2. Verlagsbeziehungen auf der Basis von Rohstoffkrediten entstanden bevorzugt dann, wenn die Rohstoffe teuer waren und aus weit entfernten Produktionsgebieten stammten; das gilt vor allem für Seide, Baumwolle, hochwertige englische und andere Wollsorten, Farbstoffe und Beizmittel, z. B. Alaun, natürlich auch für das Rohmaterial für Silber- und Goldbrokat, sowie die Messingerstellung. Preis, Transportkosten und Bezug der Rohstoffe über Messe- und große Handelsplätze, deren Besuch nur einem Teil der Handwerker möglich war, begünstigten die Entstehung des Kölner Seiden-<sup>17</sup> und Barchentverlags,<sup>18</sup> begründeten die Abhängigkeit der Gold-

<sup>14</sup> Bezahlung nach dem Trucksystem praktizierte schon Jehan Boinebroke, vgl. oben Anm. 9. Zur Verbreitung in Köln vgl. Irsigler, *Die wirtschaftliche Stellung*, S. 47, 49, 116, 214, 224 und 321.

<sup>15</sup> Irsigler, ebenda, S. 127, 221–224, 226, 312 f., 321 f. zu den Lederwirten, S. 193 f., 213, 221, 322 zu den Eisenwirten.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 208–215.

<sup>17</sup> Vgl. M. Wensky, *Die Stellung der Frau in der stadtkölnischen Wirtschaft im Spätmittelalter*, Köln/Wien 1980, Kap. V, 5 und 6 (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte, NF Bd. 25); Irsigler, *Die wirtschaftliche Stellung*, S. 49, 61, 96, 314 und 320.

<sup>18</sup> Zahlreiche Belege für andere Barchentstädte bringt W. v. Stromer, *Die Gründung der Baumwollindustrie in Mitteleuropa. Wirtschaftspolitik im Spätmittelalter*, Stuttgart 1978 (Monogr. z. Geschichte des Mittelalters 17). Für Köln vgl. Irsigler, *Die wirtschaftliche Stellung*, S. 50.

spinnerinnen von den Goldschlägern und Goldschmieden,<sup>19</sup> ließen auch spezialisierte Färber zu Seidenverlegern aufsteigen. Abgesehen davon dominierten Kaufleute als Verleger, während sich im ausgehenden 14. Jh. im Tuchgewerbe und im späten 15. Jh. im Eisengewerbe – auch als Eisenwirte – Handwerker als Verleger durchsetzten. Die Wolle für das qualitativ und im Produktionsumfang absinkende Kölner Tuch stammte aus den Schafzuchtgebieten des näheren Umlandes;<sup>20</sup> im Leder- und Eisengewerbe sind neben der Nähe der Produktionsgebiete für Rohstoffe und Halbfabrikate die Sonderbedingungen des halböffentlichen Verlags und technische Bedingungen zu berücksichtigen. Ähnliches gilt für die Kupferschlägerei (Herstellung von Messingwaren).

3. Die typischen Absatzbedingungen für handwerkliche Produkte auf den großen Messeplätzen, Frankfurt und Antwerpen, mit der regelmäßigen Kreditierung der verkauften Ware bis zum nächsten Messetermin begünstigte ebenfalls in erster Linie die kapitalkräftigen Kaufleute. Die wichtigste Einflußmöglichkeit und -notwendigkeit auf die handwerkliche Produktion ergab sich aber aus der Forderung des Vertriebs und der Verbraucher nach „Kaufmannsgut“, d. h. nach kontinuierlicher Lieferung von Ware gleicher Qualität und möglichst hoher Standardisierung. Obwohl sich im Bestreben nach lokaltypischer Markenware und genormten Qualitätsstufen<sup>21</sup> (Tuchmarken, Barchentmarken) die Interessen von Kaufleuten, städtischer Obrigkeit und zünftischen Führungskräften trafen, ist dem Verleger, der Rohstoffe lieferte und Absatzgarantien gab, der stärkste Einfluß zuzuschreiben, vor allem, wenn sich wegen der Veränderung des Verbrauchergeschmacks die Nachfrage verschob.

4. Da die Regelform des Produktionsbetriebs im Zunftsystem der Kleinbetrieb war und abgesehen vom Textilgewerbe zunächst nur eine ansatzweise Zerlegung des Herstellungsprozesses erfolgte – im Metallgewerbe verlief, wie neben Köln vor allem das Beispiel Nürnberg<sup>22</sup> zeigt, der Differenzierungsprozeß nach Produkttypen –, ließ sich die Standardisierung am leichtesten durch die verlegerische Zusammenfassung mehrerer Kleinbetriebe erreichen. Frühe Manufakturen entstanden daher fast ausschließlich im zunftfreien Bereich, einmal in den spät oder gar nicht zur Zunftbildung gelangenden freien Gewerben, zum anderen außerhalb des Jurisdiktionsbereichs des Rates, im Nahbereich der großen Städte. Gemessen an der Zahl der Beschäftigten konnten erstaunlich hohe Produktionszahlen erreicht werden. Von Massenproduktion für breite Bevölkerungsschichten kann man aber erst sprechen, als durch den Verlag, vor allem in der Form des Zunftkaufes, auch die Produktivkraft des weiteren Umlandes in den großstädtischen Wirtschaftsprozeß einbezogen wurde.<sup>23</sup>

<sup>19</sup> Wensky, Die Stellung der Frau, Kap. IV.

<sup>20</sup> Irsigler, Die wirtschaftliche Stellung, S. 37–43.

<sup>21</sup> Ebenda, Sachregister s. v. „Markenartikel“; vgl. auch Stromer, Baumwollindustrie, bes. S. 18 ff.

<sup>22</sup> Vgl. Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Nürnbergs, 2 Bde., Nürnberg 1967; H. Ammann, Die wirtschaftliche Stellung der Reichsstadt Nürnberg im Spätmittelalter, Nürnberg 1970, S. 45 ff. (Nürnberg Forschungen 13).

<sup>23</sup> Vgl. unten zu IV.



5. Obwohl der reine Gezeugverlag, d. h. vor allem die Stellung der technischen Betriebsmittel durch den Verleger, durchaus nachweisbar ist<sup>24</sup> und seit dem späten 15. Jh. wahrscheinlich stark zugenommen hat, darf man annehmen, daß die meisten verlegten Handwerker über eigenes Arbeitsgerät, Webstuhl, Schmiedeeinrichtungen, Werkstätten usw. verfügten, damit einen Rest von Selbständigkeit bewahrten und sich von bloßen Lohnwerkern wirtschaftlich und der sozialen Einschätzung nach deutlich unterschieden. Den weitaus besseren Ansatz zur Verlagsbildung bot die Verfügung über besondere Produktionseinrichtungen, -techniken oder -verfahren. Für die Aufstellung eines Weberrahmens, der durchaus für mehrere Weber reichte, brauchte man neben Geld vor allem ein Grundstück von erheblicher Länge (bis zu 40 m). Weberrahmen findet man häufig in genossenschaftlichem Besitz der Zunft oder in der Verfügung der städtischen Obrigkeit, wie z. B. in Andernach.<sup>25</sup> Ähnliches gilt für die Walz- oder die Polier- und Schleifmühlen im Textil- bzw. Waffenhandwerk. Die Investitionskosten überstiegen die Finanzkraft eines gewöhnlichen Handwerkers, während man Kaufleute und Verleger durchaus als alleinige Besitzer von Mühlen feststellen kann,<sup>26</sup> was ihre Position gegenüber den darauf angewiesenen Produzenten erheblich verstärkte. Trotz der obrigkeitlichen Kontrolle der Garnräder, d. h. leistungsfähiger Garnzwirnmühlen, die der Kölner Rat seit dem ausgehenden 14. Jh. nur noch pachtweise vergab, bestand immer die Gefahr, daß die in einer eigenen Frauenzunft organisierten Garnbereiterinnen in die verlegerische Abhängigkeit der Garnkaufleute gerieten, die gleichzeitig Garnradpächter waren.<sup>27</sup> Die Einführung der Lucheser Seidenzwirnmühle durch den Oberdeutschen Walter Kesinger 1412/1413 wußte der Kölner Rat zu verhindern;<sup>28</sup> sie hätte nicht nur eine große Zahl von Garnzwirnerinnen aus der „Nahrung“ gebracht, sondern auch die Ausnahmestellung Kesingers als Verleger zwischen den Seidspinnerinnen und Seidweberinnen begründet. Besondere Färbetechnik begünstigte in einigen Fällen den Aufstieg in den Seiden- und Barchentverlag in Köln ebenso wie den einiger Stärkefabrikanten im Delfter Leinengewerbe nach der Mitte des 16. Jahrhunderts.<sup>29</sup> In besonderer Weise beeinflussten technische Bedingungen die Verlagsbildung im Messinggewerbe.

Zu III. Die Ausbildung der Form der dezentralisierten Manufaktur mit zentralen großtechnischen Einrichtungen und in Kleinwerkstätten arbeitenden Handwer-

<sup>24</sup> Für Nürnberg H. Aubin, Formen und Verbreitung des Verlagswesens in der Altnürnberger Wirtschaft, in: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Nürnbergs, Bd. II, Nürnberg 1967, S. 620–668.

<sup>25</sup> Vgl. demnächst M. Huiskes, Geschichte der Stadt Andernach im Mittelalter (500–1400), Phil. Diss. Bonn 1977 (Rheinisches Archiv).

<sup>26</sup> Irsigler, Die wirtschaftliche Stellung, S. 166 mit Anm. 250.

<sup>27</sup> Wensky, Die Stellung der Frau, Kap. III; Irsigler, Die wirtschaftliche Stellung, S. 33 ff.

<sup>28</sup> W. Endrei und W. v. Stromer, Textiltechnische und hydraulische Erfindungen und ihre Innovatoren in Mitteleuropa im 14./15. Jahrhundert. Walter Kesingers Seidenzwirnmühle in Köln 1412, in: Technikgeschichte 4/1974, S. 89–117.

<sup>29</sup> J. Strieder, Aus Antwerpener Notariatsarchiven. Quellen zur deutschen Wirtschaftsgeschichte des 16. Jahrhunderts, Berlin/Leipzig 1930, Nachdruck 1962, Nr. 358 (1547).

kern ergab sich im Messinggewerbe fast notwendig. Um den Kupferhof, d. h. eine Messingschmelze mit den erforderlichen Fach- und Hilfskräften, gruppierten sich in Köln z. Z. des Verlegers Thomas von Venroide in den 1460er Jahren 33 Heimarbeiter, die von drei Zwischenmeistern überwacht wurden; sie wohnten und arbeiteten auf der Maximinenstraße, Unter 16 Häusern und auf dem Berlich. Venroide dürfte jährlich Kupfer, Galmei und Blei im Wert von 10 000 Gulden verarbeitet haben. Die Abhängigkeit von einem einzigen Verleger und Zentralbetrieb, der 1464 wegen Umweltbelästigungen geschlossen wurde, ist ein Sonderfall. In Aachen und Stolberg<sup>30</sup> gab es zahlreiche, vermutlich kleinere Kupferhöfe. Der Nachfolgebetrieb in Köln, am Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts von den bedeutenden Kaufleuten Heinrich Struyss und seinem Schwiegersohn Hermann (II.) Rinck betrieben, verfügte offensichtlich auch über eine Kupfer- und Messingdrahtzieherei, was den Manufakturcharakter eindeutig verstärkte.<sup>31</sup> Elemente der dezentralisierten Manufaktur findet man im Prinzip auch im Tuchgewerbe, vor allem dann, wenn Weberei und Färberei zentralisiert, die übrigen Arbeitsschritte dezentralisiert durchgeführt wurden. Zu einem Meisterbetrieb sind insgesamt ca. 30 Hilfskräfte zu rechnen.

Das beste Beispiel für eine zentralisierte Manufaktur bietet in der zweiten Hälfte des 16. Jh. – allerdings außerhalb des zünftischen Bereichs – das Unternehmen des Dr. Johann Steffans, der auf dem rechten Rheinufer in Mülheim und Deutz eine Eisenhütte, einen Blechhammer und eine große Werkstatt unter der Leitung eines weiteren Akademikers, Dr. Gerhard Koch, betrieb und in großem Stil Plattenharnische herstellen ließ.<sup>32</sup>

Zu IV. Spätestens seit dem 14. Jh. im Textilgewerbe<sup>33</sup> und seit der zweite Hälfte des 15. Jh. im Leder-, Metall- und Buntmetallgewerbe bot das Verlagssystem, oft in Verbindung mit technischen und Geldinvestitionen, die beste Möglichkeit, die Produktivkraft des Umlandes, das kleinstädtische und ländliche Gewerbe in die Wirtschaft der großen Gewerbe- und Handelszentren einzubeziehen. Die von den großen Städten mit ihren nachfrageintensiven Verbrauchsmärkten und überregionalen Handelsbeziehungen ausgehenden Entwicklungsanstöße zur Rohstoff- und Halbfabrikaterzeugung bzw. zur Herstellung von Fertigprodukten führten zu einer

<sup>30</sup> H. Kellenbenz, Die Aachener Kupfermeister, in: Zs. d. Aachener Geschichtsvereins 80/1970, S. 99–125; H. Pohl, Kupfergewinnung und Kupferhandel im Aachen-Stolberger Raum von 1500 bis 1650, in: Schwerpunkte der Kupferproduktion und des Kupferhandels in Europa 1500–1650, hg. v. H. Kellenbenz, Köln/Wien 1977, S. 255 ff.

<sup>31</sup> Zu Venroide, Struyss und Rinck vgl. Irsigler, Die wirtschaftliche Stellung, S. 118–120; ders., Hansischer Kupferhandel im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in: Hans. Geschbl. 97/1979, S. 30 f.

<sup>32</sup> R. Dörner, Das Sarwörter- und das Schwertfegeamt in Köln von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1550, in: Jb. d. Köln. Geschichtsvereins 3/1916, S. 26 f.; Irsigler, Die wirtschaftliche Stellung, S. 166.

<sup>33</sup> Für Nordostfrankreich und Flandern gilt dies sicher schon im 13. Jh.



neuen Form der Arbeitsteilung zwischen Stadt und Umland und zur Festigung relativ genau umgrenzbarer Wirtschaftseinheiten<sup>34</sup> im Sinne H. Ammanns.<sup>35</sup>

In Nordfrankreich und Flandern, ebenso im oberitalienischen Tuchgewerbe ist die Arbeitsteilung zwischen ländlicher Spinnerei und städtischer Weberei seit dem 13. Jh. faßbar. Der Übergang der ländlichen Handwerker zur Weberei im Verlag kaufmännischer Unternehmer aus den Städten führte zu erheblichen Spannungen mit den zünftisch organisierten städtischen Webern, die sich bekanntlich schon am Ende des 13. Jh. in schweren Unruhen entluden.

In Köln bot zuerst 1230 die Bindung der Deutzer Tuchproduktion an die Qualitätskontrolle durch die Kölner Gewandschneider Ansatzpunkte zu ihrer Einbeziehung in das großstädtische Textilgewerbe. 1335 übernahm Münstereifel die Ordnung des Kölner Wollenamtes; spätestens 1370 reichte Kölner Tuchverlegerinteresse bis nach Düren und in die Eifeldörfer der Herrschaft Arenberg. Im 15. Jh. findet man in der Kölnischen Halle, also nicht im Verkaufshaus für fremdes Tuch, Erzeugnisse aus Herzogenbusch, Valkenburg, Erkelenz, Siegburg, Montabaur und Hachenburg.<sup>36</sup> Die Kontrolle der Kölner über die Burtscheider Tuchproduktion um 1450 läßt sich durchaus mit dem Einkaufsmonopol der Hansen für die Erzeugnisse von Poperinge und anderen flandrischen Städten vergleichen,<sup>37</sup> eine Vertragsform, die in die Nähe des Zunftkaufs<sup>38</sup> zu rücken ist.

Zunftkaufähnliche Formen erreichte auch die Abnahme der Herzogenbuscher Lederproduktion durch den Kölner Lederwirt um 1440/1450. Die Kölner Seidenweber verlegten auswärtige Seidspinnerinnen in Deutz und Wesseling; zu Beginn des 16. Jh. wurde diese Praxis verboten.<sup>39</sup> Die Kölner Eisenwirte besaßen Hütten- und Bergwerksanteile in der Eifel, im bergischen und Sauerland. Echte Zunftkäufe waren die Stahllieferungsverträge der Kölner Stahlverlagskonsortien Rinck-Schirll-Blitterswich-Westerburg-Stralen seit 1463, Gebr. Greveroide seit 1489 mit der Stahlgilde von Breckerfeld, bzw. der Gesellschaft Westerburg-Stralen 1490 mit den Stahlschmieden von Radevormwald.<sup>40</sup> Gleiches gilt für die Verträge der Kölner „Drahtherren“ mit den Drahtherstellern von Altena, Iserlohn und Lüdenscheid.<sup>41</sup> In Breckerfeld, Altena, Siegen und ansatzweise auch beim Herzogenbuscher Löhergewerbe beobachtet man auch die Ausbildung von Formen des Lokalverlags, also

<sup>34</sup> F. Irsigler, Stadt und Umland im Spätmittelalter: Zur zentralitätsbefördernden Kraft von Fernhandel und Exportgewerbe, in: Zentralität als Problem der mittelalterlichen Stadtgeschichtsforschung. hg. v. E. Meynen, Köln/Wien 1979, S. 1-14.

<sup>35</sup> Ammann, Die wirtschaftliche Stellung der Reichsstadt Nürnberg, S. 194 ff.

<sup>36</sup> Irsigler, Die wirtschaftliche Stellung, S. 44 ff.

<sup>37</sup> H. van Werveke, Die Stellung des hansischen Kaufmanns dem flandrischen Tuchproduzenten gegenüber, in: Beiträge zur Wirtschafts- und Stadtgeschichte. Festschr. f. Hektor Ammann, Wiesbaden 1965, S. 296-304, wieder abgedruckt in: H. v. Werveke, Miscellanea Mediaevalia, Gent 1968, S. 123-130.

<sup>38</sup> Vgl. grundsätzlich G. Aubin und A. Kuntze, Leinenerzeugung und Leinenabsatz im östlichen Mitteldeutschland zur Zeit der Zunftkäufe, Stuttgart 1940.

<sup>39</sup> Wensky, Die Stellung der Frau, Kap. V, 5 c und d (Transfixbrief des Seidamtes von 1506).

<sup>40</sup> Irsigler, Die wirtschaftliche Stellung, S. 188-191.

<sup>41</sup> Ebenda, S. 197-199.

eine Hierarchie der Verlagsbeziehungen, deren Durchbrechung einem Altenaer Drahtverlagskonsortium nur für wenige Jahre gelang.<sup>42</sup>

In vielen Bereichen des städtischen Gewerbes wurden seit dem ausgehenden 15. Jh. nur noch Halbfabrikate verarbeitet bzw. veredelt. Erst mit dieser Form der Arbeitsteilung konnte jene Massenproduktion an Gebrauchsgütern, vor allem im Metallgewerbe, herbeigeführt werden, die auf den gehobenen Bedarf breiter Bevölkerungsschichten zielte.

Die städtischen Kapitalinvestitionen im Umland, sei es in Form von Vorschußzahlungen auf künftige Lieferung oder von Aufbauleistungen für Hütten-, Blas- und Hammerwerke, Schleif- oder Poliermühlen, Schmelzöfen und Manufakturen, bezogen das Umland zunächst in den von der Stadt gesteuerten gewerblichen Produktionsprozeß ein, machten das Land von der Stadt abhängig. Im Laufe der Entwicklung – Ansätze werden schon im 15. Jh. deutlich – verstärkte sich dadurch die Wirtschaftskraft, die Eigenbedeutung des Landes gegenüber der Stadt auch auf dem Gewerbesektor so erheblich, daß sich die Gewichte zu Ungunsten der Stadt, vor allem der großen mittelalterlichen Stadt, verschoben und die Wirtschaftseinheit von Stadt und Umland zerbrach. Die sog. Protoindustrialisierung,<sup>43</sup> für die das städtische Kapital und Gewerbe vom 14. bis 16. Jh. die Voraussetzungen schuf, begann nicht in den großen Städten des Mittelalters, sondern in deren Umland, im ländlichen und klein- bis mittelstädtischen Bereich, der sich auch für merkantilistische Anstöße zur Produktionserweiterung wesentlich offener zeigte.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 198 f.

<sup>43</sup> Zum Konzept der Protoindustrialisierung vgl. P. Kriedte, H. Medick, J. Schlumbohm, *Industrialisierung vor der Industrialisierung: gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977.



## HELMUT BRÄUER

### Zu einigen Problemen der Finanzpolitik des Chemnitzer Rates im 15. und 16. Jahrhundert

Die regionale Wirtschafts- und Sozialgeschichtsforschung hat als bisheriges Arbeitsergebnis konstatieren können:

Chemnitz ist im 15. und 16. Jh. durch die textile Produktion, durch Seigerhütten und Kupferhämmer, den Fern- und Durchgangshandel, die Erfüllung von besonderen Versorgungsaufgaben für das obere Erzgebirge, die Beteiligung an einer Reihe von Bergbauvorhaben sowie durch wissenschaftliche Bindungen an Berg- und Hüttenwesen als eine Stadt ausgewiesen, deren Bürgerschaft an der Herausbildung und Formung frühkapitalistischen Produzierens Anteil gehabt hat, zugleich aber auch von den damit entwickelten neuen Prozessen und Tendenzen betroffen wurde.<sup>1</sup> Ein versteuerbares Bürgervermögen in Höhe von 209 000 fl. repräsentierte 1542 das ökonomische Gewicht der Stadt,<sup>2</sup> die um diese Zeit ca. 4500 Einwohner zählte.<sup>3</sup>

Die Frage, welche Rolle der Rat eines solchen ökonomisch nicht unbedeutenden Gemeinwesens in finanzpolitischer Hinsicht gespielt hat, ist folglich nicht abwegig und besitzt auch für die Untersuchung der Probleme der ursprünglichen Akkumulation ein bestimmtes Interesse. Dabei gilt es, den ökonomischen und sozialen Er-

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu vor allem A. Kunze, *Der Frühkapitalismus in Chemnitz, Karl-Marx-Stadt 1958* (= Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl-Marx-Stadt, H. 7). – Ders., *Die Entwicklung der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse in der ersten Hälfte des 16. Jh. unter besonderer Berücksichtigung der Einflüsse des oberdeutschen Handelskapitals*, in: *Beiträge*, H. 4, Karl-Marx-Stadt 1955, S. 19–47. – E. Wild, *Chemnitz und seine weitere Umgebung in der sächsischen Wirtschaftsgeschichte des 16. Jh. auf Grund der Geleitsrechnungen*, in: *ebenda*, S. 49–76. – K. Steinmüller, *Die Chemnitzer Familie Neefe und ihre Beziehungen zur Zwickauer Tuchmacherei*, in: *ebenda*, S. 77–112. – R. Strauß, *Dr. Georgius Agricola in Chemnitz, Karl-Marx-Stadt 1955* (= *Beiträge*, H. 5). – A. Kunze, *Vom Frühkapitalismus zur industriellen Revolution*, in: *Beiträge*, H. 13, Karl-Marx-Stadt 1965, S. 7–51. – H. Bräuer, *Zu den innerstädtischen Auseinandersetzungen in Chemnitz und ihren sozialökonomischen Grundlagen an der Wende vom 14. zum 15. Jh.*, in: *Beiträge*, H. 21, Karl-Marx-Stadt 1976, S. 53–74. – Ders., *Die Stadtbevölkerung von Chemnitz zwischen 1450 und 1600. Untersuchungen zu ihrer Struktur*, Karl-Marx-Stadt 1978.

<sup>2</sup> StadtA Karl-Marx-Stadt, VII IV 200 b, Türkensteuerregister 1542, Bl. 132.

<sup>3</sup> H. Bräuer, *Stadtbevölkerung*, S. 14–20. – Zwickau versteuerte 1542 bei etwas mehr als 7.000 Einwohnern rund 310.000 fl.; vgl. StadtA Zwickau, A×A II 16 nr. 11, Bl. 45 f., 97 f., 114 f. und 188 ff.

scheinungen und Aspekten die nötige Beachtung zu schenken,<sup>4</sup> aber auch zu berücksichtigen, daß sich gerade häufig an der Finanzpolitik des Rates innerstädtische Auseinandersetzungen entzündeten.<sup>5</sup>

In Chemnitz begann die Ausprägung einer differenzierten städtischen Kämmererpraxis relativ spät, ja sie vollzog sich im eigentlichen Sinne erst nach 1500 in sichtbarer Formen.<sup>6</sup> Die damit verbundenen Schwierigkeiten bei der wissenschaftlichen Bewertung, Klassifizierung und Interpretation des vorliegenden Angebots an Informationen haben sicher dazu beigetragen, dieses Forschungsproblem immer wieder zurückzustellen.<sup>7</sup> Auch an dieser Stelle werden nur einige erste Ergebnisse vorgetragen werden können.

Dem Rat oblag die organisatorisch-technische Realisierung des die Stadt betreffenden Teiles der landesherrlichen Steuerpolitik. Beden, Ungelder, Landsteuern, Trank-, Schock- und Türkensteuern waren einzunehmen, aufzurechnen und zu expedieren,<sup>8</sup> und oft genug beklagte sich der Herzog bzw. die landesherrliche Behörde über Säumigkeit bei der Zahlung oder zu niedrige Einschätzung des bürgerlichen Vermögens.<sup>9</sup>

<sup>4</sup> Vgl. dazu beispielsweise die anregende Arbeit von H. Böcker, Wirtschaftsstruktur und soziale Verhältnisse in Haldensleben von ca. 1255 bis 1486, in: Magdeburger Beiträge zur Stadtgeschichte, H. 2, Magdeburg 1978, S. 22–66. – Die besondere Berücksichtigung bestimmter, bisher vernachlässigter Seiten dieser Problematik durch die Forschung in der BRD verdeutlichen u. a. J. Ellermeier, Stade 1300–1399. Liegenschaften und Renten in Stadt und Land, Stade 1975. – K.-J. Lorenzen-Schmidt, Umfang und Dynamik des Hamburger Rentenmarktes zwischen 1471 und 1570, in: Zs. des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. 65, 1979, S. 21–52.

<sup>5</sup> Beispiele bei M. Steinmetz, Deutschland von 1476 bis 1648, 2., überarb. und erw. Aufl., Berlin 1978, S. 60–66 (= Lehrbuch der deutschen Geschichte/Beiträge/, Bd. 3). – K. Czok, Die Stadt. Ihre Stellung in der deutschen Geschichte, Leipzig–Jena–Berlin 1969, S. 39 ff. – W. Loose, Meißner Ratswirtschaft vom 16. bis 18. Jh., in: Mitt. des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen, Meißen 1890, S. 512–560. – Daß diese Problematik auch im 18. Jh. noch aktuell war, demonstriert H. Schultz, Soziale und politische Auseinandersetzungen in Rostock im 18. Jh., Weimar 1974, S. 58–65 (= Abh. zur Handels- und Sozialgeschichte, Bd. 13).

<sup>6</sup> H. Bräuer, Stadtschreiber Benedictus von Born. Bemerkungen zur Chemnitzer Verwaltungsgeschichte im 16. Jh., in: Sächs. Hbll. 1978, H. 6, S. 267–274. Aus der ersten Hälfte des 15. Jh. existiert als eigenständiges Produkt der Kämmerei lediglich ein Einnahmehandbuch, das die Jahre 1426 bis 1438 umfaßt (StadtA Karl-Marx-Stadt, III II 53 a I); erst gegen Ende des 15. Jh. setzt ein spezifiziertes Rechnungswesen in Ansätzen ein (III II 53 a IV, Schult-Buch 1488–1585; III II 42 a, Geschoßbuch 1495–1504; III II 53 ab, Amtleuterechnung 1497 bis 1547). Gegen Mitte des 16. Jh. nimmt die Trennung von Ausgaben und Einnahmen klare Konturen an; nunmehr wird Schritt für Schritt die wochenweise durch die sachgruppierte Abrechnung ersetzt (III II 53 a I, Bd. 2, Einnahmen 1506–1540; III II 53 a II, Bd. 1, Ausgaben 1531–1544).

<sup>7</sup> Nur im Rahmen seiner Darstellung Die Chemnitzer Umwelt des Dr. Georgius Agricola nach den Quellen des Stadtarchivs Karl-Marx-Stadt, in: Beiträge, H. 6, 1955, gibt P. Happach einen knappen Überblick über einige äußere Erscheinungen des Finanzwesens der Stadt. – P. Thilo, Kommunale Verfassung und Verwaltung der Stadt Chemnitz im Mittelalter, in: Wiss. Beilage zum Jahresbericht des Realgymnasiums in Chemnitz, Chemnitz 1913, S. 36–48, beschränkt sich im wesentlichen auf die erste Hälfte des 15. Jh. und wertet vorrangig das o. g. Einnahmehandbuch und einige Urkunden aus.

<sup>8</sup> StadtA, VII IV 2, Vol. I, Bl. 2, 4, 6. – P. Happach, Chemnitzer Umwelt, S. 35 f. – P. Thilo, S. 45 f.

<sup>9</sup> StadtA, III VIIe 2, Bl. 136; VII IV 2, Vol. I, Bl. 1, 7 f.



Die Einnahmen des Rates setzten sich im wesentlichen aus dem Geschoß, den Bürgerrechtsgebühren, den Abgaben für die Nutzung kommunaler Gerechtigkeiten, Einrichtungen und Besitzungen, den Zinsen, Gerichtsgefällen und Bußgeldern zusammen,<sup>10</sup> wobei vielfach die Restanten den Haushalt beträchtlich belasteten.<sup>11</sup> Von den eingegangenen Beträgen mußte der gesamte stadtwirtschaftliche und verwaltungsbedingte Aufwand bestritten werden.

Kauf und Verkauf von Häusern, Scheunen, Teichen, Wiesen, Äckern, Freiräumen sowie von Konsumgütern nahmen einen beträchtlichen Umfang an, setzten teilweise recht erhebliche Summen frei, über die der Rat zeitweilig verfügen konnte, verschlangen diese Beiträge aber auch rasch wieder.<sup>12</sup> Insbesondere mit Immobilien vermochte man interessante Geschäfte zu machen. So ließ beispielsweise schon im 15. Jh. der Rat die von den Grimmaer Augustiner-Eremiten erworbene Chemnitzer Terminei an Chemnitzer Bürger übergehen.<sup>13</sup> Im Zusammenhang mit der Durchsetzung der Reformation wurde aus der „Eptey“ – einem Vier-Häuser-Lehen des Benediktinerabtes inmitten der Stadt –<sup>14</sup> durch den Kauf der Objekte für 400 fl.<sup>15</sup> „Die eptey des Rats“.<sup>16</sup> Auch verschiedene Altarlehen fanden den Weg in bürgerliche Hand,<sup>17</sup> während die Terminei der Freiburger Mönche in der ersten Hälfte des 16. Jh. vom Rat kommunalen Zwecken zur Verfügung gestellt und dort die städtische Mädchenschule untergebracht wurde.<sup>18</sup>

Eine Reihe von Bürgern, aber auch umwohnende Adlige hinterlegten unterschiedlich hohe Beträge beim Rat bzw. beim Bürgermeister. Nach den bisherigen Feststellungen handelte es sich hier um unverzinsliche Depositen.<sup>19</sup> Unter ihnen nahmen die im Erbteilungsgang anfallenden Mündelgelder hinsichtlich ihrer Häufigkeit und der Höhe ihrer Beträge eine besondere Stellung ein.

Da der Rat in Vormundschaftsfragen maßgeblichen Einfluß ausüben konnte, war das zugleich die politisch-juristische Basis für eine weitgehende zeitweilige

<sup>10</sup> P. Thilo, S. 36–43.

<sup>11</sup> Das Geschoß war wohl mit Abstand die bedeutendste regelmäßige Einnahme des Rates, doch zwang die hohe Anzahl von Zahlungsrückständen (1541 blieben 75 Hausbesitzer innerhalb der Mauern das Geschoß schuldig; vgl. StadtA, III II 42c, Geschoßbuch 1541–1550, Bl. 1 ff.) zu Neuregelungen, die um die Mitte des 16. Jh. eingeführt wurden (StadtA, III VIIb 4, Bl. 1 f.).

<sup>12</sup> StadtA, III VIIb 2, Bl. 2, 4, 6b, 42, 48 ff., 64, 106, 108; III II 53a I, Bd. 3, Bl. 27b; III VIIb 3, Bl. 48b ff., 85 ff., 91b; III II 53a IV, Bl. 67b, 68.

<sup>13</sup> Urkundenbuch der Stadt Chemnitz und ihrer Klöster, hrsg. von H. Ermisch, Leipzig 1879, Nr. 281 (= Codex diplomaticus Saxoniae regiae, II, Bd. 6). – M. Weigel, Vergleichende Übersicht der Häuser und ihrer Besitzer innerhalb des Mauerrings von Chemnitz in den Jahren 1466 bis 1557, in: Beiträge, H. 12, 1965, S. 112 f. – StadtA, III VIIb 3, Bl. 85 ff.

<sup>14</sup> Urkundenbuch, Nr. 490.

<sup>15</sup> Ebenda, Nr. 491.

<sup>16</sup> StadtA, III II 42c, Bl. 162.

<sup>17</sup> M. Weigel, S. 118 f.

<sup>18</sup> Ebenda, S. 124 f.

<sup>19</sup> Als Beispiel: 150 fl. rh. hat Michel Schultes „vff das rath hauß geantwort dem rath zcu getrawer hant“. Wenn es die Erben fordern, soll man ihnen oder der Schulzen das Geld wiedergeben. „Sulche 150 fl. rh. hat Sigmunt han vnd caspar peyer in voller gewalt“ (1488); vgl. StadtA, III VIIb 2, Bl. 5. Daneben: III VIIb 3, Bl. 5, 11, 42, 55b, 89 f. u. ö.; III II 53a IV, Bl. 3.

Verfügungsgewalt über jene deponierten Geldmittel. Teilweise nahmen die Vormundschaftsträger die Gelegenheit zu solchen Geld- bzw. Ware-Geld-Geschäften wahr, vielfach operierte aber auch der Rat selbst mit jenen finanziellen Mitteln.<sup>20</sup> 1530 ließ sich außerdem Bürgermeister Hans Kinder vierzig Gulden präsentieren, damit er seinem Mündel „frey essen vnd trincken geben“ konnte.<sup>21</sup>

Daß die bürgerschaftlichen Depositen vom Rat bzw. den mit seiner Zustimmung eingesetzten vormundschaftlichen Vertretern in vollem Umfang in die Zirkulation eingebracht wurden, erhellt der Erbfall eines Sohnes des 1511 verstorbenen Webers Hans Schumann.<sup>22</sup> Als nämlich 1512 Steffen Schumann mit Zustimmung seiner Vormünder von dem auf dem Rathause deponierten Erbe „1 silbern schogk“ ausgezahlt haben wollte, hat der Rat „solch gelt . . . von der Gemeine gelde (nehmen müssen), ymbe deßwellen, das man nichts In der vnmundigen kynder lade funden . . .“<sup>23</sup> Erleichtert wurden derartige Unternehmungen freilich auch durch die Finanzverwaltungspraxis, erfolgte doch erst in den dreißiger Jahren des 16. Jh. eine straffere Kontrolle der Ein- und Ausgänge jener Gelder,<sup>24</sup> während bis dahin die Summen lediglich „vermoge des zedels“ in der Lade aufgefunden oder deren Verbleib ausgemacht werden konnte.<sup>25</sup>

Als nicht unbeträchtlich müssen die finanziellen Mittel bezeichnet werden, die kirchlich-religiösen Zwecken zuflossen. Die Abrechnung der jährlichen Einnahmen und Ausgaben erfolgte durch die Kirchväter vor dem Rat;<sup>26</sup> diese Praxis wurde auch nach der Einführung der Reformation fortgesetzt. Der Rat hatte so einen jeweils aktuellen Überblick über die Vermögenslage und vermochte finanzregulierend einzugreifen. In bürgerlicher Hand wurden verliehene Gelder vorwiegend in die Zirkulationssphäre einbezogen.<sup>27</sup> Wahrscheinlich nahm gegen Ende des 15. Jh. der Geschäftsbetrieb stark zu, so daß 1494 der Rat mit dem Pfarrer, den Altaristen und Lekturisten die materiellen Verhältnisse zu ordnen suchte,<sup>28</sup> aber nicht zu akzeptablen Ergebnissen gelangte. 1497 beschloß er dann, „das man furderhyn

<sup>20</sup> StadtA, III VIIb 2, Bl. 1b, 5b, 67, 78, 133; III VIIb 3, Bl. 6, 27b, 38 f., 53b f., 71 u. ö. Als Beispiel: StadtA, III VIIb 3, Bl. 27–27b: „Jeronimus Schutzen Burgermeyster belangend. Zw wissen, das vff heut actum der Erbar vnd namhaftige Jeronimus Schutz, Burgermeyster, vor vns bekannt, das im vnser Radsfreundt er Simon Rudell, als vormunde Michel Richters, eines vnmundigen knaben, von desselbigen knaben hinderlegten gelde 200 fl. an 175 fl. groschen zu seinem nutz guttwillig habe vorgestrackt vnd geligen vnd er empfangen. Dorumb er Im alle seine gutter zu rechten waren verpfandt, vorschrieben . . .“ Rückzahlung: Nach einem Jahr 100 fl. und 10 fl. Zins, nach einem weiteren Jahr 100 fl. mit 5 fl. Zins. – 2. Febr. 1537. Tilgungsvermerk (1543).

<sup>21</sup> StadtA, III VIIb 2, Bl. 101.

<sup>22</sup> StadtA, III VIIb 2, Bl. 61b. Das beim Rat hinterlegte väterliche Erbgut umfaßte 6 fl. in bar, 1  $\text{Bo}$  für 8 Stücke Garn und 4 Zaspeln, 37 gr. für eine Leinwand und 2 gr. für ein Sipmas Korn sowie 20 Ellen Bleichgut, ein Viertelkännchen, einen Nößel, eine Schüssel und einen kleinen Becher.

<sup>23</sup> Ebenda.

<sup>24</sup> H. Bräuer, Stadtschreiber Born, S. 270.

<sup>25</sup> StadtA, III V I, Bl. 2b; III VIIb 2, Bl. 5b, 100.

<sup>26</sup> StadtA, III VIIb 2, Bl. 1, 4b, 20, 20b, 21, 21b, 22, 22b, 23b (Abrechnungen für die Jahre von 1487 bis 1490).

<sup>27</sup> STA Dresden, Loc. 9831, Geschoß- und Memorialbuch der Stadt Chemnitz, 1466, Bl. 38.

<sup>28</sup> StadtA, III VIIb 2, Bl. 129b.



nyemandis eylicherley geldt von gottishewsern vnd Stifften leyhen sall zuvorzynsen, dan des dinges wil sich zu vil machen vnd würd zukunfftig gros vnradt da von entstehn“.<sup>29</sup>

Unmittelbar nach 1539 – dem Zeitpunkt der Einführung der Reformation im albertinischen Sachsen – spielten die Vermögen der Kirchen, Spitäler und Kästen nur eine beschränkte Rolle für die Schaffung von disponiblen Kapital. Zum Beispiel liefen 1566 für 56 Bürger der Stadt sowie für den Rat Hauptsummen in einer Gesamthöhe von 1654 fl., also 29 fl. pro Darlehensnehmer.<sup>30</sup> Wenn man die Entwicklung der von den einzelnen kirchlich-caritativen Einrichtungen ausgeliehenen Hauptsummen betrachtet, so zeigen die relativ kleinen Zuwachsraten gleichfalls, daß von dieser Seite zunächst nur partielle Anstöße für den Prozeß der ursprünglichen Akkumulation ausgegangen sein konnten. Bedeutungslos waren indessen diese Finanzquellen auf keinen Fall, aber der Grad ihres Einflusses wuchs erst im letzten Drittel des 16. Jh. an.<sup>31</sup>

Über den realen Umfang der Anleihen, die beim Rat aufgenommen wurden, vermag man aus den sporadischen Überlieferungen keine klaren Vorstellungen zu gewinnen; ebenso ungewiß ist in der Regel auch der Verwendungszweck der Darlehen in der Hand der Bürger. Wenige Anhaltspunkte aus dem Bereich der „Gemeyne(n) Schult“ offenbart eine Analyse der Eintragungen der Schuldner in den Jahren 1495 und 1496.

Danach wurden 45,9% der Darlehen ohne Nennung des Anlage- bzw. Verwendungszweckes, 21,6% für die Anlage in Verlagsgeschäften mit Wein, Korn, Hafer, Tuch, Salpeter, Ziegel, Kalk und Vieh und 17,5% für die Anlage in fremder Währung aufgenommen. Die verbleibenden 15% entfielen auf Nutzung städtischer Einrichtungen, Hauskauf, Zinsschuld, Gehaltsvorschuß und Ziehgeld.<sup>32</sup> Natürlich stand

<sup>29</sup> Ebenda, Bl. 128.

<sup>30</sup> StadtA, IV IX 1aa, Bl. 1–39. Daneben waren Gelder bei 152 Bürgern in Liegenschaften gebunden, für die dem Gemeinen Kasten ca. 390 fl. an Zinsen zuflossen.

<sup>31</sup> StadtA, III II 53a IV, Bl. 8–116b. Aus den dortigen Angaben wurde die folgende Übersicht über die Entwicklung der verzinsbar ausgeliehenen Hauptsummen (in fl.) gefertigt.

	1550	1555	1560	1562	1565	1570
Gemeiner Kasten	394	816	902	927	943	1586
St. Jacobi		25		108	605	717
St. Johannis	65	402	474	497	605	654
Hospital St. Georg			a)	922	1017	1637
Unterer Convent				197	197	197
Siechhof				2534	b)	c)
Franzosenhaus						166
Armer Kasten						266

a) „allerley hauptsumma“ – Bl. 28.

b) Keine gesonderte Angabe der Hauptsumme – Bl. 39.

c) Der gesamte Vorrat beträgt nur noch 164 fl. 23 gr 1 d – Bl. 53b.

<sup>32</sup> StadtA, III II 53 a, IV, Bl. 70–77 b.

die „Gemeyne Schult“ nicht im Zentrum städtischer Finanzpolitik; die Darlehen überschritten auch die Einhundert-Gulden-Grenze nicht, doch zeichnet sich die Tendenz ab, daß der Rat auf diese Weise verlagsgeschäftliche Bestrebungen ebenso unterstützte, wie er durch die Gewährung von lubischen Schillingen, böhmischen Pfennigen, „göttingern“, „mölhewsern“, „märkischen“ und anderem „frende(n) gelt“<sup>33</sup> – beispielsweise für Mattes Arnold, Simon Straube, Mattes Jahn und Nickel Engelmann – die fernhändlerische Betätigung der Bürger förderte.

Das Hauptaugenmerk des Rates innerhalb der städtischen Finanzpolitik galt ohne Zweifel dem Kreditbetrieb. Als Geschäftspartner traten dabei die Landesherren, umwohnende Adlige und Bürger aus Chemnitz, Annaberg, Freiberg, Geyer, Leipzig und Zwickau, aber auch klösterliche und kirchliche Einrichtungen der Stadt und der Umgebung hervor. Bei ihnen nahm der Rat Kredite auf,<sup>34</sup> zugleich gewährte er ihnen Darlehen.<sup>35</sup> Das Verhältnis von Kreditnahme und -vergabe ist nicht annähernd exakt zu bestimmen, da die Quellenlage ein lückenloses Verfolgen der Geschäfte verhindert und außerdem die Laufzeit der Darlehen nur in Einzelfällen übersehen werden kann.

Mit 22 100 fl. aufgenommenen Geldern in der zweiten Hälfte des 16. Jh. scheint aber zumindest hier für den Rat eine passive Bilanz zu konstatieren zu sein, denn die Kämmererechnungen weisen zwischen 1571 und 1578 nur jährlich konstante Werte von ca. 7 900 fl. aus, von denen die Stadt Zinsen erhielt.<sup>36</sup> Bei einem versteuerbaren Kommunevermögen von 10 000 fl. im Jahre 1542<sup>37</sup> war der Rat freilich eine beträchtliche Zeit kreditfähig. Er unterstrich das mit seinen Bürgerschaften<sup>38</sup> – u. a. zusammen mit Leipzig und Zwickau für eine landesherrliche Schuld in Höhe von 23 000 fl.<sup>39</sup>

Betrachten wir die zeitliche Verteilung der Geldgeschäfte des Rates zwischen 1400 und 1600, so ist zu beobachten, daß auf die ersten fünf Jahrzehnte des 15. Jh. ca. 11% und auf die beiden Hälften des 16. Jh. jeweils ca. 22% entfallen. Mit 45% ragt die zweite Hälfte des 15. Jh. auffallend hervor. Sicher ist das eine Äußerung des hohen Bedarfs an Geldkapital, zugleich aber auch jener Bestrebungen gewesen, bestimmte Summen sicher anzulegen. Hier offenbart sich der Charakter des Rates als „Kreditinstitut“. Dennoch muß eine Besonderheit städtischer Finanzpolitik beachtet werden, die jenen Gepflogenheiten angemessen war und überdies erklärt,

<sup>33</sup> Ebenda, Bl. 72 b, 73, 75 b, 76 b.

<sup>34</sup> Urkundenbuch, Nr. 80 d, 87 a, 99, 100, 101, 135, 140/141, 155, 156, 164, 165, 166, 171, 180, 195, 260, 270, 272, 274, 290, 294; StadtA, Urkundenrepertorium, Nr. 43 c, 44 c, 59, 62, 63, 80 b, 81, 87 b, 96, 103, 111, 111 b, 115 b, 130, 130 b, 130 c–130 f, 131 b–131 d, 132 b–132 e, 135 b–135 c; III VIII b 2, Bl. 5 b, 51, 51 b, 54; III Ia 84 b, Bl. 1, 4 f., 7, 9 ff., 18, 19, 29 f., 33, 42, 44.

<sup>35</sup> Urkundenbuch, Nr. 98, 107, 149, 154, 226, 229, 269, 292, 470, 490, 491; StadtA, Urk.-Rep., Nr. 82, 101, 108, 116, 116 a; III VII b 2, Bl. 4, 6–8, 26–31, 52, 56, 56 b; III Ia 84 b, Bl. 2.

<sup>36</sup> StadtA, III II 53 a, I, Bd. 5, Bl. 1 (1571): 8340 fl.; Bl. 38 (1573): 7990 fl.; Bl. 91 (1576): 7304 fl.; Bl. 127 (1578): 7838 fl.

<sup>37</sup> StadtA, VII IV 200 b, Türkensteuerregister 1542, Bl. 132.

<sup>38</sup> Urkundenbuch, Nr. 247–253; StadtA, III Ia 84 b, Bl. 24–26.

<sup>39</sup> Urkundenbuch, Nr. 225.



weshalb es nicht zu einer „Übersättigung“ der städtischen Finanzen kam. Mehrere Summen, die der Rat als Darlehen aufbrachte, flossen ohne nennenswerte Verzögerung in die landesherrlichen Kassen, wofür die Stadt meist ausdrücklich das Recht erhielt, die anfallenden Zinsen über die Jahrrente zu verrechnen, d. h. den Gläubiger zunächst aus dem Stadtsäckel abzufinden und die Auslagen von jenen Renten abzusetzen, die jährlich an den Landesherrn zu zahlen waren.<sup>40</sup> In ähnlicher Weise funktionierte dieser Mechanismus auch gegenüber den Bürgern. Eine beträchtliche Anzahl von Ratskrediten wurde in voller Höhe oder teilweise von Bürgern übernommen,<sup>41</sup> aber es wird noch zu zeigen sein, daß zwischen diesen beiden Fällen nur eine formale Übereinstimmung bestand, denn diese bürgerlichen Kreditnehmer zählten zu jenen Familien, die das frühkapitalistische Wirtschaftsleben in Chemnitz mitgestaltet haben, während die vom Hof in Anspruch genommenen Gelder über andere, meist nichtkapitalistische Kanäle abflossen und so progressiven wirtschaftlichen Bestrebungen entzogen waren.

Diffizile Detailuntersuchungen wären zur Beantwortung der Frage notwendig, wo die Grenze zwischen dem reinen Rentenkauf alten Stils und „modernerer“ Formen der Aufnahme von Krediten zu frühkapitalistischen Anlagezwecken verläuft. Mit Sicherheit kann man lediglich feststellen, daß unter den Finanzgeschäften der ersten Hälfte des 15. Jh. der Rentenkauf dominierte, zumal als hauptsächlicher Partner des Rates hierbei die klösterlich-kirchlichen Einrichtungen hervorragten. Dennoch erwies sich die 1423 vollzogene Erwerbung der Gerichtsbarkeit durch die Stadt für 2 256 fl., die an die Landesherrn zu zahlen waren,<sup>42</sup> als eine weitsichtige Maßnahme zum politisch-juristischen Ausbau des bürgerlichen Gemeinwesens.

In völlig anderem, direkt-ökonomischen Zusammenhang steht der Kauf der Landesbleiche für 1 000 fl. im Jahre 1478,<sup>43</sup> denn nach anfänglichem Rückgang nahm der Bleichbetrieb bis zur Mitte des 16. Jh. wieder einen spürbaren Aufschwung, vergrößerten sich die Bleichpläne und Auflagequoten und brachten dem Rat, der die Oberaufsicht führte, beispielsweise um die Mitte des 16. Jh. einen durchschnittlichen Jahresgewinn von 428 fl., denen ca. 19 fl. an Ausgaben gegenüberstanden.<sup>44</sup>

In den „Studien über den erzgebirgischen Silberbergbau“ hat A. Laube auf die Kollektivbeteiligung einiger Städte am Bergbau hingewiesen.<sup>45</sup> Mit Bezugnahme auf W. Bogsch<sup>46</sup> wird dem Chemnitzer Rat seit 1537 eine Teilnahme am Marien-

<sup>40</sup> StadtA, III VII b 2, Bl. 51; III Ia 84 b, Bl. 2, 7, 9–16, 29 f., 44, 51.

<sup>41</sup> StadtA, III VII b 2, Bl. 4, 5 b, 8, 51 b, 54; III Ia 84 b, Bl. 4, 5, 10–16, 18.

<sup>42</sup> Urkundenbuch, Nr. 98.

<sup>43</sup> Urkundenbuch, Nr. 269. – A. Kunze, Frühkapitalismus, S. 17.

<sup>44</sup> Vgl. A. Kunze, Frühkapitalismus, S. 24–38. Die Berechnungen nach den Angaben S. 29 f.

<sup>45</sup> A. Laube, Studien über den erzgebirgischen Silberbergbau von 1470 bis 1546, seine Geschichte, seine Produktionsverhältnisse, seine Bedeutung für die gesellschaftlichen Veränderungen und Klassenkämpfe in Sachsen am Beginn der Übergangsperiode vom Feudalismus zum Kapitalismus, Berlin 1974, S. 125 f. (= Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte, Bd. 22).

<sup>46</sup> W. Bogsch, Der Marienberger Bergbau in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, Schwarzenberg 1933, S. 98.

berger Bergbau bescheinigt; außerdem gilt eine Beziehung nach Schneeberg als wahrscheinlich.<sup>47</sup>

Nach neuerlichen Recherchen läßt sich aber der Rat als Kuxbesitzer schon 1519 nachweisen.<sup>48</sup> 1531 verrechnete er die Zubeße für vier Kuxe in Annaberg, vier Kuxe in Geyer und (möglicherweise) zwei Kuxe in Freiberg;<sup>49</sup> 1532 kamen 8 Kuxe „in der neuen hoffnung vnd 8 k(uxe) in der Neuen funtgrube im Buchholz“ in die Rechnung.<sup>50</sup> 1537 ist der Rat auch im Joachimsthaler Bergbau nachweisbar.<sup>51</sup> Das unterstreicht, daß das Betätigungsfeld des Chemnitzer Rates im Bergbau wesentlich weiter und umfangreicher war als bislang angenommen. Im Widerspruch dazu steht freilich die spärliche Anzahl von Informationen über die eingebrachten Gewinne. Nur die zwei Freiburger Anteile am Brantstollen kann man unter den Einnahmen verzeichnet finden. Die von dort bezogenen Gewinne belaufen sich von 1541 bis 1545 auf 885 fl., d. h. auf 4,6% der in den Kämmerreirechnungen aufgeführten kommunalen Gesamteinnahmen.<sup>52</sup>

Die finanzpolitischen Maßnahmen des Rates dienten in erster Linie der ökonomischen Stabilisierung der bürgerlichen Oberschicht und des reicheren mittleren Bürgertums. Auf den unterschiedlichsten Ebenen der Finanzwirtschaft erwies sich so der Rat als Machtorgan dieser sozialen Kräfte in der Stadt.<sup>53</sup> Das widerspiegelt sich auch in der Art und Weise der Beteiligung der Bürgerschaft an der Rechnungslegung des Rates.

Wurden bereits in der ersten Hälfte des 15. Jh. Teilsommen der kommunalen Rechnung den Gemeindevertretern nicht offenbart,<sup>54</sup> so beschloß der Rat 1548, „das man Itzo vff das kunfftige absitzen des Radts die Rechnung nicht der gemein,

<sup>47</sup> A. Laube, Studien, S. 125.

<sup>48</sup> StadtA, III VIII 2, Bl. 71.

<sup>49</sup> StadtA, III II 53 a II, Bd. 1, Bl. 15 b, 20 b/21.

<sup>50</sup> Ebenda, Bl. 42 b, auch Bl. 45, 47.

<sup>51</sup> Ebenda, Bl. 148 b: „18 bo 26 gr 9 d zu bus vff der gemein Bercktheyll ein gantz Jar, Reminiscere, trinitatis, Crucis vnd Lucie, im 37ten im thall, Santt Annaberg, Marienberg, Freyberg vnd vff Geyer.“ Ebenda, Bl. 263 (1543): 4 Kuxe im „furstentollen sampt sein massen an Puttersperge vff S. Marienberg“.

<sup>52</sup> StadtA, III II 53 a I, Bd. 3, Bl. 1–43 (1541–1545). Als Vergleichsbeispiele seien hier genannt:

Einnahmen von der Bleiche	2.074 fl.	10,9%
Einnahmen von den Ständen auf dem Markt	171 fl.	0,8%
Einnahmen vom Verkauf von Ziegeln und Kalk	2.127 fl.	11,1%
Gesamteinnahmen	19.025 fl.	

<sup>53</sup> H. Bräuer, Stadtbevölkerung, S. 59.

<sup>54</sup> StadtA, III II 53 a I, Bl. 16: „dy selbigen hundirt ß vnd 12 ß an wyne daz dorffen sy nicht berichten der gemeyne“ (1428); Bl. 61: „... 36 ß an bereitem gelde vnd gulde vnde an wyne, daz sal her berechnen mit synem kumpan den alden in der irsten rechnunge vnd der gemeyne nicht offenbar“ (1435); Bl. 73: Nickel Römer hat an Bürgermeister Andres Freiburger 3 bo 40 gr Baroffen und 13 bo an Wein übergeben. „... daz sal her berechnen der gemeyne 3 ß in der ersten rechnunge vnde nicht me vnd dy 13 schog uffinbar den kumpan in der irste rechnunge vnd nicht uffinbar der gemeyne“ (1436).



sonder diselbige ein Rath dem andern thun . . . soll, . . . noch dem es vorhin fast ein blinde Rechnung gewest, dy man der gemein gethan“.<sup>55</sup>

Es lassen sich aber auch innerhalb des Rates stark divergierende Interessen beobachten, die es unter Kontrolle zu bringen galt, wofür der folgende Eintrag in das Ratsprotokoll als Beleg gelten mag: „Item Beschlossen, das kein her des Radts ane befedel des Regirenden burgermeisters vber das gelt im gewelbe gehen soll, noch sich darzu dringen, vnd der Burgermeister soll es allewege drey personen befelen, dy mit eyinander gehen sollen vnd nicht weniger“ (1548).<sup>56</sup>

Die Förderung frühkapitalistischer Wirtschaftsbestrebungen aber ist unverkennbar. Am Beispiel des Ulrich Schütz tritt das besonders augenfällig hervor. Mit der Übernahme der Seigerhütte des Nickel Thiele durch Ulrich Schütz erfolgte auch die Errichtung eines Kupferhammers (1488).<sup>57</sup> Daneben kaufte er die Pfortenmühle (1478) sowie die Stangenmühle (1486) und ließ 1479 die Walkmühle errichten.<sup>58</sup> Baumaßnahmen im Bereich der Wasserführung und die Vorhaben zum Bau von Färbehäusern<sup>59</sup> fielen zusammen mit den Interessen Schützes im Bergbau und Metallhandel des letzten Drittels des 15. Jh.<sup>60</sup>

Daß zu all dem disponibles Kapital erforderlich war, bedarf kaum weiterer Erörterungen. Dem Ratsmitglied, Bürgermeister Ulrich Schütz, erwachsen hier keine sonderlichen Schwierigkeiten, so daß er 1488 1000 fl.,<sup>61</sup> im gleichen Jahre weitere 1000 fl., herkommend vom Stift zu Meißen, sowie 1489 in zwei Posten 980 fl. Kredit beim Rat aufnehmen konnte.<sup>62</sup> 1493 gewährte man ihm wiederum ein Darlehen in Höhe von 1000 fl.<sup>63</sup> Ohne jene nicht unerhebliche Unterstützung wäre der wirtschaftliche Bewegungsradius der Schütze geringer und ihr Anteil an der Entwicklung frühkapitalistischer Betriebsformen kleiner gewesen, denn es fällt auf, daß es sich vorwiegend um Kredite für die Erweiterung der materiell-technischen Basis ihrer Unternehmungen gehandelt hat.

Aus der Finanzpolitik des Rates ist aber auch ein Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Gesamtentwicklung und den ökonomischen Profیلänderungen in der Stadt ersichtlich, denn bis zu den dreißiger Jahren des 16. Jh. suchte und fand der Rat vorwiegend seine finanziellen Partnerschaften im Bereich des Bergbaus, der

<sup>55</sup> StadtA, III VIIb 4, Bl. 2.

<sup>56</sup> Ebenda, Bl. 2 b.

<sup>57</sup> StadtA, Urk.-Rep., Nr. 80 c.

<sup>58</sup> Urkundenbuch, Nr. 75 b, 273. StadtA, Urk.-Rep., Nr. 72 d.

<sup>59</sup> Urkundenbuch, Nr. 77, 437.

<sup>60</sup> A. Laube, Studien, S. 147 ff.

<sup>61</sup> StadtA, III VIIb 2, Bl. 51 b: 1488 hat Bürgermeister Mattes Arnold, derzeit Geleitmann, mit Willen und Wissen des Rates bei Nickel Friedrich, Amtmann zu Geyer, 1.000 fl. rh. zu 50 fl. rh. jährliche Zinsen aufgenommen. . . . had vlrich schutze durch bete des rathis dy weile zcu vorzcinsen vff sich genommen . . . .“ Späterer Zusatz: „sal vorzcinsen vlrich schutz der hat sulch gelt Innen.“

<sup>62</sup> Ebenda, Bl. 57 f.

<sup>63</sup> Ebenda, Bl. 60: „Zcu wissen vlrich Schutz had Innen Tausent floren Reynisch, had ym Ein Rath zcu vorzcinsen uberantwort, sal geben dar von, die weyl er die Innen had, des Jares funffzicig gulden vnd die uff zcwn tagzzeit Eynem Rathe an allen vorzcog urbar zcu Reichen, so ein Rat dy tausent fl haben wil, das sulchs schutze 1/2 Jahr zuvor kunden“ (1493).

Metallproduktion und des Metallhandels; danach rückten die textile Produktion und der Tuch- und Leinwandhandel stärker in den Vordergrund, wie das durch die Geldgeschäfte mit der Familie Neefe und der Annaberger Verlegerin Barbara Uttmann hier nur angedeutet werden kann.<sup>64</sup> Die direkte Beziehung zwischen Wirtschaftsentwicklung und Finanzgeschäft als spezifischer Form der Machtausübung durch den städtischen Rat ist indessen nicht zu übersehen.

<sup>64</sup> StadtA, Urk.-Rep., Nr. 130, 131 b, 132 d; III Ia 84 b, Bl. 40.



SANDOR GYIMESI

## Außenhandel und Reichtumsansammlung im Ungarn des 16. Jahrhunderts

Bekanntlich hat der Handel im Prozeß der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals eine wichtige Rolle gespielt. Diese Akkumulation ist größtenteils im Fernhandel erfolgt. Deshalb kann der Außenhandel der einzelnen Länder wertvolle Angaben zur Klärung dieser Problematik liefern. Für die Handelsbeziehungen des ostmitteleuropäischen Raumes mit dem Westen waren im 16. Jh. zwei tiefgreifende Veränderungen charakteristisch: der beachtliche Wertzuwachs dieses Warenumsatzes einerseits und ein zunehmender Ausfuhrüberschuß im Verhältnis zur Einfuhr andererseits. Diese beiden Vorgänge lassen sich trotz mangelnder Angaben auch in Ungarn verfolgen. Man kann den Wert des ungarischen Außenhandels in den letzten Jahrzehnten des 15. Jh. auf 1,3–1,4 Millionen Forint schätzen. Etwas mehr als 50% dieses Wertes werden sich im westeuropäischen Außenhandel im weiteren Sinne realisiert haben. Auf der Grundlage des Zollverzeichnisses der Jahre 1574–1576 dürfte allein der Wert des westorientierten Außenhandels etwa 4,5–5,5 Millionen Forint betragen haben. Diese Zahl wird in der Zeit von 1587–1589, die als der Höhepunkt angesehen werden kann, jährlich 6–7 Millionen Forint betragen haben. Allerdings muß dann auch der erhöhte Transit mit berücksichtigt werden.<sup>1</sup>

Infolge verschiedener Unsicherheitsfaktoren, vor allem der Preiserhöhungen, die auf die Preisrevolution zurückzuführen sind, kann zur Zeit nicht genau gesagt werden, welche effektive Zunahme der Warenquantität parallel zu diesem Wertanstieg eingetreten war. Wenn das Ausmaß der Zunahme auch unbekannt ist, so zeichnet sich doch die Tendenz des Anstieges deutlich ab. Sie kann bei bestimmten Handelsgeschäften wie beispielsweise dem Viehhandel nachgewiesen werden. Hinsichtlich der Kapitalanhäufung ist für uns übrigens die Zunahme des Warenwertes wichtiger als die Warenquantität.

Im Hinblick auf die Handelsbilanz rechnen die Wissenschaftler im westorientier-

---

<sup>1</sup> Vgl. V. Zimányi, *Konjunktura és depresszió a XVI–XVIII. századi Magyarországon az ártörténet és a harmincadbevételek alapján*, Agrártörténeti Szemle, 1974, S. 181 u. 186; ders., *Magyarország az európai gazdaságban 1600–1650*, Budapest 1976, S. 71 F.; H. Prickler, *Das Volumen des westlichen ungarischen Außenhandels vom 16. Jahrhundert bis 1700*, in: *Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Türkenkriege*, hrsg. v. O. Pickl, Graz 1971, S. 135 R.; O. Paulinyi, *Ipar, kereskedelem*, Budapest o. J., Bd. 2, S. 170–171.

Die hier genannten Ziffern sind natürlich sehr bescheiden im Vergleich zu Holland, waren aber für Ungarn nicht unbedeutend.

ten Außenhandel der zweiten Hälfte des 15. Jh. mit einem starken Defizit. Die Summe dürfte etwa 100 000–200 000 Gulden betragen haben, die in Geldform aus dem Lande floß.<sup>2</sup> Am Ende des 15. Jh. scheint der Passivstand zurückgegangen zu sein. Seit den zwanziger Jahren des 16. Jh. kann sogar schon von einem geringen Aktivstand die Rede sein. Es stellt sich aus den Dreißigstzollverzeichnissen des Jahres 1542 einwandfrei heraus – allerdings sind diese Verzeichnisse nur bei einem Teil der Zollstellen erhalten geblieben –, daß die Ausfuhr die Einfuhr im Wert um etwa das Zweifache überstieg. Diese Tendenz nahm zu.<sup>3</sup> Im Durchschnitt der Jahre 1575–1578 kann das Verhältnis der Ausfuhr zur Einfuhr auf 4 : 1 gesetzt werden, selbst wenn der Transitverkehr abgerechnet wird.<sup>4</sup>

Das bedeutet aber – wie im Falle des damaligen Polen und Rußland –, daß durch den westorientierten Außenhandel Edelmetall in großen Mengen ins Land strömte. Es hat die Lage nur noch weiter kompliziert, daß Ungarn selbst über einen beachtlichen Goldbergbau und eine eigene Goldmünzprägung verfügte und der Goldstrom aus dem Lande nach dem Westen nicht aufhörte.<sup>5</sup> In erster Linie floß Silber nach Ungarn hinein, oft gegen ungarisches Gold. Es fragt sich, wo sich dieses Plus niederschlagen konnte, in wessen Händen es sich angehäuften und welchen Zwecken es gedient hat.

Vor allem muß man zum Anderthalbmillionen-Plus der Handelsbilanz den Gewinn unserer Kaufleute hinzurechnen, der sich durch den Warenverschleiß im Ausland realisiert hatte. Das Verhältnis der ungarischen bzw. ausländischen Kaufleute, die sich an der Abwicklung des Handels beteiligt haben, ist seit 1542 bekannt: 68% bzw. 32% an der Einfuhr, 77% bzw. 23% an der Ausfuhr.<sup>6</sup>

Die Größe der Poftrate des Handels im damaligen Ungarn ist nicht bekannt. Allerdings erwächst ein bestimmter Anhaltspunkt daraus, daß man bei Leihgeschäften der Kaufleute von Ofen (Buda) in der zweiten Hälfte des 15. Jh. einen Zinssfuß von 10% findet. Dieser Zinssatz fällt in der ersten Hälfte des 16. Jh. auf 5% zurück.<sup>7</sup> Wenn dies teilweise auch dem zunehmenden Kapitalangebot zuzuschreiben ist, so deutet das doch auf einen mäßigen Handelsgewinn hin. Der Gewinn der großen deutschen Handelshäuser hat zu dieser Zeit wohl kaum 30% überstiegen und ist im Falle ausschließlicher Warengeschäfte im allgemeinen unter 20% geblieben.<sup>8</sup> Auf dieser Grundlage sind wir der Ansicht, daß man auch im Falle des ungarischen Außenhandels einen Gewinn von 10–20% annehmen kann. So kann der ausländische Gewinn der ungarischen Kaufleute auf 250 000–500 000 Forint und der Gewinn aus dem gesamten Handelsverkehr auf 350 000–700 000 Forint geschätzt werden.

<sup>2</sup> E. Fügedi, *Magyarország külkereskedelme a XVI. század elején*, Agrártörténeti Szemle, 1969, S. 5.

<sup>3</sup> G. Ember, *Magyarország XVI. századi külkereskedelmének történetéhez a XVI. században*, Századok, 1961, S. 11–15.

<sup>4</sup> H. Prickler, S. 137–139.

<sup>5</sup> O. Paulinyi, S. 172.

<sup>6</sup> G. Ember, S. 6. Man kann freilich nicht feststellen, in welchem Maße diese Kaufleute das Geld ihrer ausländischen Auftraggeber angelegt haben.

<sup>7</sup> A. Kubinyi, *A XV–XVI. századi magyarországi városi fejlődés kérdéséhez*, Századok, 1965, S. 519.

<sup>8</sup> Vgl. R. Ehrenberg, *Das Zeitalter der Fugger*, Jena 1896, Bd. 1, S. 388–390.



Nach großen Schätzungen kann als Aktivstand der Handelsbilanz und unter Berücksichtigung der Außenhandelsgewinne in der zweiten Hälfte des 16. Jh. im Durchschnitt jährlich mit einem Plus von 1,8–2 Millionen Forint gerechnet werden. Davon floß ein Viertel bis ein Drittel in die Hände der Kaufleute, etwa 200 000 Forint aus dem Dreißigstzoll und ca. 1,1–1,2 Millionen fielen den Ländereien zu, die sich auf die Warenproduktion eingestellt hatten. Mit Rücksicht darauf, daß unsere Ausfuhr überwiegend aus Schlachtrindern bestand – etwa 90% der Ausfuhr<sup>9</sup> – fiel dieser Gewinn vor allem den Viehwirtschaften zu. Mehr als die Hälfte des Gewinns war in die Landesteile unter türkischer Herrschaft geflossen.

Die Beteiligung des Großgrundbesitzes am Gewinn der Viehzucht sowie der Ausfuhr von Schlachttieren war verhältnismäßig gering, denn die Mehrheit der zur Ausfuhr gezüchteten Schlachttiere wurde von den Bauernwirtschaften gestellt, in erster Linie aber von den Weiden der Marktflecken her, die die landwirtschaftliche Warenproduktion immer mehr auf ihrer Feldmark konzentrierten.<sup>10</sup> Die unmittelbare Beteiligung der Großgrundbesitzer am Viehhandel ist zahlenmäßig aus dem Jahre 1542 bekannt. Sie beträgt etwa 12%.<sup>11</sup> Es gibt aber auch Fälle, wo die Adligen als regelrechte Partner der städtischen Kaufleute auftraten. Und schließlich haben die steigenden Frondienste der Leibeigenen in indirekter Weise dazu beigetragen, daß ein Teil des aus dem Außenhandel herrührenden Überschusses dem Großgrundbesitz zufiel.

Bekanntlich hat das Plus an Edelmetall, das durch den Aktivstand der Handelsbilanz nach Ungarn strömte, keinen wirtschaftlichen Aufschwung im Lande bewirkt.<sup>12</sup> Anfang des 16. Jh., als der Aktivstand der Handelsbilanz noch gering war, die türkischen Eroberungen und das System des Spätfudalismus aber noch keine besonderen Auswirkungen zeitigten, findet man Beispiele dafür, daß die Kaufleute einen Teil ihres Vermögens in Bierbrauereien, in Filzmühlen usw. anlegten.<sup>13</sup> Zum Ausbau der Meiereien waren gewisse Investitionen ebenfalls notwendig. Auch den bezahlten Arbeitskräften fällt in der Produktion des Großgrundbesitzes eine Rolle zu, die die Bedeutung der Lohnarbeit im 17. Jh. sogar wesentlich übersteigt. Trotzdem haben diese Erscheinungen nur einen kleinen Teil der Kapitalansammlungen betroffen. Von der Mitte des 16. Jh. an machte sich diesbezüglich eine fallende Tendenz bemerkbar.<sup>14</sup>

Ein Teil des angesammelten Vermögens wurde in Bauarbeiten angelegt. In der ersten Hälfte des 16. Jh. wird von bedeutenden Bauunternehmen des Städtebürgerturns berichtet. Damit hängt die Entfaltung der sogenannten „Zipser Renaissance“ in den nördlichen Gebieten Ungarns, die von den Türken verschont geblieben waren,

<sup>9</sup> G. Ember, S. 7 ff.; H. Prickler, S. 137–139.

<sup>10</sup> J. N. Kiss, 16. századi dézsmajegyzék, Budapest 1960, S. 1059.

<sup>11</sup> G. Ember, S. 6.

<sup>12</sup> P. Z. Pach, Nyugat-európai és magyarországi agrárfejlődés a XV–XVII. században, Budapest 1913, S. 233–248.

<sup>13</sup> A. Kubinyi, S. 519.

<sup>14</sup> P. Z. Pach, S. 233–248.

zusammen.<sup>15</sup> Die Baulust des Hochadels kann ebenfalls mit zahlreichen Beispielen belegt werden. Es muß aber zugleich auch gesagt werden, daß Prunk und Behaglichkeit in der zweiten Hälfte des 16. Jh. durch den Bau der Festungen immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurden.<sup>16</sup>

Auch die Konsumtionsstruktur hatte sich verändert. Wenn von der Erhöhung des Wohlstandes insgesamt auch keine Rede sein kann, so deutet diese Entwicklung jedoch darauf hin, daß – die warenproduzierenden Schichten des Bauerntums inbegriffen – das ansteigende Niveau der Konsumtion und der Lebensweise dominierte. Besonders viel Edelmetall wurde für luxuriöse Bekleidungsstücke und Schmuckstücke des Adels sowie für die Herstellung der Silberbestecke aufgewandt. Im Besitz von Kristóf Báthori befanden sich z. B. am Ende des 16. Jh. 2,5 Wiener Zentner, im Nachlaß von Georg Thurzó im Jahre 1612 mehr als 11 Zentner Silberzeug.<sup>17</sup>

Sicherlich wurde der Aktivstand in der Handelsbilanz in bestimmten Grenzen durch den nicht westorientierten Handel reduziert. Seine Ausmaße sind nicht im vollen Umfang bekannt. Es wird aber vermutet, daß man im Ost- und vielleicht auch im Nordhandel mit einem gewissen Passivstand zu rechnen hat. Doch wiegt der Aktivsaldo im Außenhandel mit dem Westen diese Erscheinung auf.

Es muß angenommen werden, daß ein großer Teil des Überschusses, der in den Handelsbeziehungen zum Westen seinen Ursprung hatte, von den andauernden Türkenkriegen verbraucht wurde bzw. aus Ungarn ins Ausland strömte. Die Kosten, um die Verteidigungsanlagen an der türkischen Grenze zu erhalten, betragen jährlich 1,5–2 Millionen Forint. Auch die immer wieder geführten Feldzüge waren sehr kostspielig. Allein der Feldzug im Jahre 1541 hat 1,3 Millionen Forint gekostet. Es müssen ferner auch die Kriegsschäden, die Brände und Raubüberfälle usw. berücksichtigt werden.<sup>18</sup>

Die Kanäle sind aber nicht alle genügend bekannt, durch die das akkumulierte Vermögen zu Kriegszwecken gepumpt wurde. Soviel weiß man jedoch: Das Einkommen des Großgrundbesitzes wurde größtenteils zur Deckung der Kosten der wachsenden Hofhaltung, ferner zur Besoldung des Kriegsvolkes aufgewandt. Die Erforschung des staatlichen Steuersystems kann noch nicht als abgeschlossen angesehen werden. Man gewinnt aber den Eindruck, daß die Steuerlasten im 16. Jh. nicht ernsthaft gesteigert wurden. Doch müssen hier die Städte ausgenommen werden, die stärkeren Belastungen ausgesetzt waren. Schwieriger war die Lage in den Gebieten, die dem türkischen Steuersystem unterstanden, genau dort also, wo die meisten Schlachttiere zur Ausfuhr gezüchtet wurden und wohin durch die Schicht der berufsmäßigen Viehhändler der Marktstellen ein beachtlicher Teil des Handelsgewinns umgeleitet wurde. Die Steuerleistung an die Türken lastete schwer auf diesen Gebieten. Außerdem wurden die Steuern ständig erhöht. Umfassende Angaben stehen zwar darüber ebenfalls nicht zur Verfügung. Teilforschungen haben aber für die zweite Hälfte des

<sup>15</sup> J. Balogh, A késő-renaissance és a kora-barokk művészet, in: Magyar Művelődéstörténet, Budapest o. J., Bd. 3, S. 532.

<sup>16</sup> L. Gerevich, A magyarországi művészetek története, Budapest 1961, Bd. 1, S. 229 ff.

<sup>17</sup> G. Szekfü, Magyar történet, Budapest 1935, Bd. 3, S. 208.

<sup>18</sup> G. Szekfü, S. 154.



16. Jh. eine Erhöhung auf das Doppelte und oft noch mehr nachgewiesen.<sup>19</sup> Das hat selbst für die Marktflecken, die sich in einer verhältnismäßig besseren Lage befanden, drückende Lasten bedeutet. Debrecen hatte z. B. im Jahre 1589 2000 Tl. ans Fürstentum Siebenbürgen, 3000 Tl. ans Königreich Ungarn und 6000 Tl. ans Türkische Reich gezahlt. Wenn nun dazu die Gelder für die verschiedenen Geschenke, Tribute und Bestechungen hinzugerechnet werden, dürfte die tatsächlich bezahlte Steuer dieser Stadt jährlich etwa 20 000 Forint betragen haben.<sup>20</sup> Man möge aber folgendes bedenken: Laut Zollverzeichnis des Jahres 1542 ist die Beteiligung der Kaufleute von Debrecen am Warenumsatz rund 1%. Dabei handelt es sich um einen der bedeutendsten ungarischen Marktflecken, wo zugleich auch eine bedeutende Viehzucht gedieh. Nimmt man diesen Prozentsatz als Grundlage, kann man den Debrecener Teil des Handelsgewinns sowie des aus dem Außenhandel herrührenden Überschusses jährlich auf 18 000–20 000 Forint schätzen. Das war zur Deckung der erhöhten Steuerlasten gerade noch hinreichend. Aber zu einer bedeutenden inneren Akkumulation hat dieses Geld natürlich nicht ausgereicht. Es geht aber daraus auch hervor, daß die Existenz unserer Marktflecken in der Großen Tiefebene ohne den Einnahmeüberschuß des Handels gefährdet worden wäre. Wenn diese Marktflecken den Weg einer kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung auch nicht betreten konnten, ist es ihnen doch gelungen, das Leben ihrer Bevölkerung, deren Zahl durch die Aufnahme der flüchtenden Bevölkerung der zerstörten Dörfer erheblich angeschwollen war, zu erhalten. Darüber hinaus konnte eine verhältnismäßig stabile, angenehme, bürgerliche Lebensweise sowie eine Marktfleckenkultur mit protestantischer Färbung geschaffen werden. Aber die Voraussetzungen für den Kapitalismus konnten so nicht entstehen.

<sup>19</sup> K. Hegyi, *Egy világbirodalom végvidéken*, Budapest 1976, S. 106–107.

<sup>20</sup> J. Szűcs, *Szabad királyi Debrecen város története*, Debrecen 1870, Bd. 1, S. 200–201.

## HELGA SCHULTZ

### Handwerk, Verlag, Manufaktur in den deutschen Territorien während des 17. und 18. Jahrhunderts

In unserem Bild von der sozialökonomischen Entwicklung Deutschlands in den einhalb Jahrhunderten nach dem Dreißigjährigen Kriege überwiegen düstere Farben. Es ist vor allem geprägt durch die Refeudalisierung, die nach dem Scheitern der frühbürgerlichen Revolution die Bauern erneut in die Fesseln der Leibeigenschaft schlug, die das Zunftwesen konservierte und auch im verkrüppelten, kleinstaatlichen Absolutismus Ausdruck fand.<sup>1</sup> F. Engels kennzeichnete in seinen „Notizen über Deutschland“ die unter diesen Bedingungen äußerst langsame Erholung von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges treffend als ein „Wiederemporkriechen des Bürgertums“.<sup>2</sup> Deutschland erscheint während dieser Zeit in vielerlei Hinsicht als ein negatives Gegenstück zu England, dem einzigen Land, wo der Übergang von der feudalen zur kapitalistischen Produktionsweise klassische Gestalt hatte, wie K. Marx betonte.<sup>3</sup>

Die wirtschaftsgeschichtliche Forschung hat diese Grunderkenntnis immer wieder bestätigt, sie hat aber auch ein reiches Material angesammelt, das es erlaubt, die Dialektik von Fortschritt und Refeudalisierung neu zu durchdenken, den komplizierten Prozeß des Übergangs von feudalen zu kapitalistischen Produktionsverhältnissen, den die marxistische Historiographie der DDR übereinstimmend als Charakteristikum auch der deutschen Entwicklung in dieser Epoche versteht, genauer zu erfassen.<sup>4</sup> Solche Überlegungen werden auch angeregt durch ein kürzlich in der BRD erschienenen Buch zur „Industrialisierung vor der Industrialisierung“, in dem teilweise unter Verwendung der Methodik des historischen Materialismus ein gesamt-europäisches Modell des Übergangs zur kapitalistischen Produktionsweise erarbeitet wurde. Die Unterschiede zwischen der englischen und der deutschen Entwicklung erscheinen dabei weitgehend eingeebnet.<sup>5</sup>

<sup>1</sup> J. Kuczynski, Allgemeine Wirtschaftsgeschichte von der Urzeit bis zur sozialistischen Gesellschaft, Berlin 1951, S. 199–213; H. Mottek, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Französischen Revolution, Berlin 1976, S. 252–311; G. Heitz, Volksmassen und Fortschritt in der Epoche des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus, in: ZfG, 1977/10, S. 1168–1177.

<sup>2</sup> F. Engels, Notizen über Deutschland, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 18, S. 591.

<sup>3</sup> K. Marx, Das Kapital, Bd. 1, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 23, S. 743.

<sup>4</sup> Grundriß der deutschen Geschichte von den Anfängen der Geschichte des deutschen Volkes bis zur Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1979, S. 173, 174.

<sup>5</sup> P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm, Industrialisierung vor der Industrialisierung, Göttingen 1977;



Ausgangspunkt dieser Überlegungen sind Fragen, die sich auf dem gegenwärtigen Niveau unseres Wissens stellen und die zugleich die Richtung notwendiger Forschungen andeuten können: Ein erster Komplex betrifft das Ausmaß der Wirtschaftsentwicklung. In welchem Umfang entwickelten sich kapitalistische Elemente? Ist ein Gegeneinander der Entwicklung im Agrarsektor (dominierende Refeudalisierung) und im Gewerbesektor (spürbare Kapitalismusgenese) festzustellen? Dabei muß das Problem der regionalen Differenzierung und ihrer Bedingungen eine Rolle spielen. – Ein zweiter Komplex betrifft die Erscheinungsformen der „ursprünglichen Akkumulation des Kapitals“. Kann man in den deutschen Territorien im 17. und 18. Jh. diesen Prozeß überhaupt beobachten? Oder war infolge der „zweiten Leibeigenschaft“ die Herausbildung des doppelt freien Lohnarbeiters erst mit den kapitalistischen Agrarreformen in erheblichem Umfang möglich? Mußten nicht feudalistische Subventionen und Privilegierungen die eigentlichen Formen der ursprünglichen Kapitalakkumulation ersetzen, wie sie in England gegeben waren? – Ein weiteres Problem ist die Rolle der einfachen Warenproduktion während dieser Zeit. War das Zunft Handwerk in erster Linie ein retardierendes Element der Wirtschaftsentwicklung, gingen von den Zünften bedeutsame Hemmnisse der Kapitalismusgenese aus? Im folgenden sollen einige Antworten versucht werden, die angesichts der Komplexität des Gegenstandes und bei dem gegenwärtigen Stand unserer Forschung notwendig thesenhaft bleiben.

Der Wiederaufbau nach dem Dreißigjährigen Krieg stellte im Gewerbesektor offenbar nicht nur den Vorkriegsstand notdürftig wieder her, sondern er stand auch im Zeichen des Aufstiegs neuer Wirtschaftszentren, einer vertieften regionalen und gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Ausgedehnte Gewerbelandschaften entstanden, häufig im Anschluß an traditionelle städtische Wirtschaftszentren. Nach Umfang und Produktionsleistung nahm das schlesisch-oberlausitzisch-böhmische Leinengebiet die erste Stelle ein. Hier stellten ländliche Weber die unterschiedlichsten Sorten von feiner Schleierleinwand bis zu lederdicken Damasten her, die in großen Mengen auf überseeische Märkte exportiert wurden. Englische und auch immer noch oberdeutsche Handelshäuser hatten dieses Geschäft in der Hand.<sup>6</sup>

Daneben blühte das westfälische Leinenrevier um Herford und Bielefeld auf.<sup>7</sup> Auch dieses Leinen, vom groben Löwend bis zur feinen, nach holländischen Verfahren gebleichten Ware ging überwiegend nach England, Holland, Spanien und Por-

dazu Rez.: H. Schultz, „Protoindustrialisierung“ in der Manufakturperiode, in: Jb. Wirtsch. gesch., 1979/IV, S. 187–195.

<sup>6</sup> G. Aubin/A. Kunze, Leinenerzeugung und Leinenabsatz im östlichen Mitteldeutschland zur Zeit der Zunftkäufe, Stuttgart 1940; A. Kunze, Der Weg zur kapitalistischen Produktionsweise in der Oberlausitzer Leinenweberei im ausgehenden 17. und zu Beginn des 18. Jhs., in: E. W. v. Tschirnhaus und die Frühaufklärung in Mittel- und Osteuropa, Berlin 1960, S. 208–213; J. Purš, Struktur und Dynamik der industriellen Entwicklung Böhmens im letzten Viertel des 18. Jhs., in Jb. Wirtsch. gesch., 1965/I, S. 160–196; 1965/II, S. 103–125.

<sup>7</sup> R. Reese, Die historische Entwicklung der Bielefelder Leinenindustrie, in: Hansische Geschichtsbll., 1895, Leipzig 1896, S. 79–104; W. Dietz, Die Wuppertaler Garnnahrung. Geschichte der Industrie und des Handels von Elberfeld und Barmen 1400–1800, Neustadt/Aisch 1957.

tugal und von dort ebenfalls auf die Kolonialmärkte. Auf die Leggen von Osnabrück, Münster und Warendorf kam aber nicht nur westfälisches Leinen, sondern auch das hessische Schocktuch, das vor allem in den niederhessischen Ämtern zwischen Werra und Fulda gewebt wurde. Das Grobleinen konnte zwar mit den appreciierten bielefeldischen und schlesischen Geweben in der Qualität nicht konkurrieren, aber es hatte im 18. Jh. doch Chancen im überseeischen Export, wo es in Nordamerika als „Hessian“, in Südamerika als „Caserillos“ bekannt war.<sup>8</sup> Für die Bekleidung der Sklaven war das grobe, graue Leinen offenbar gerade recht.

Nach der Leinenproduktion, die durch eine beträchtliche Garnausfuhr ergänzt wurde, war die Verfertigung leichter Wollstoffe der nächstwichtige Gewerbezweig. Die Rasch- und Zeugweberei verdrängte die Produktion schwerer, gewalkter Tuche für überregionale Märkte weitgehend. In Anknüpfung an die traditionelle Aachener Tuchproduktion entstand am Niederrhein mit dem Zentrum Monschau ein ausgedehntes ländliches Feintuchgewerbe.<sup>9</sup> Ein anderes Zentrum etablierte sich mit der Calwer Zeughandlungskompanie im württembergischen Schwarzwald.<sup>10</sup> Als ganz neuer Gewerbezweig breitete sich die Raschmacherei in den Ämtern um Kassel und im Obereichsfeld aus.<sup>11</sup> Gleichzeitig blühte auch die vogtländische Tuchweberei. In Reichenbach und in seinem weiten Umland saßen die zahlreichen Tuchmacher, die in den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg mit ihren Waren durch Oberdeutschland zogen und dort als „Meißner“ die gefürchteten Konkurrenten der einheimischen Wollweber waren. Die oberdeutschen Städte klagten sogar auf dem Reichstag gegen den Hausierhandel der „Meißner“ und versuchten vergeblich, ihn durch gemeinschaftliche Verbote wenigstens außerhalb der Jahrmärkte zu verhindern.<sup>12</sup>

Neben diesen beiden dominierenden Textilgewerbezweigen wurde auch die Kleinenisenproduktion zur Grundlage von Exportgewerbelandschaften. Beispiele sind das bergische Schmiedegewerbe, dessen Tradition ins Mittelalter zurückreichte, und die Kleinenisenherstellung im hessisch-thüringischen Grenzgebiet um Schmalkalden, wo nach dem Dreißigjährigen Krieg in den Walddörfern viele „Kleinf Feuerarbeiter“ für Schmalkaldener Kaufleute zu schmieden begannen.<sup>13</sup> Aus diesem Gebiet warb der

<sup>8</sup> O. Dascher, *Das Textilgewerbe in Hessen-Kassel vom 16. bis 19. Jh.*, Marburg 1968 (Quellen und Darstellung zur hessischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 1).

<sup>9</sup> M. Barkhausen, *Staatliche Wirtschaftslenkung und freies Unternehmertum im westdeutschen und im nord- und südniederländischen Raum bei der Entstehung der neuzeitlichen Industrie im 18. Jahrhundert*, in: *Vierteljahresschr. Soz. Wirtsch. gesch.*, 45. Bd./1958, S. 168–241; H. Kirsch, *Das Erbe des Mittelalters, ein Hemmnis wirtschaftlicher Entwicklung. Aachens Tuchgewerbe vor 1790*, in: *Rhein. Vierteljahresbl.*, 30. Jg./1956.

<sup>10</sup> W. Troeltsch, *Die Calwer Zeughandlungskompanie und ihre Arbeiter. Studien zur Gewerbe- und Sozialgeschichte Altwürtembergs*, Jena 1897.

<sup>11</sup> H. Godehardt, *Die Entwicklung des Wollzeuggewerbes auf dem Eichsfeld bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*, in: *Eichsfelder Heimathefte*, 18. Jg./1978/1,4.

<sup>12</sup> M. H. Pönicke, *Die Geschichte der Tuchmacherei und verwandter Gewerbe in Reichenbach/Vogtl. vom 17. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts*, Phil. Diss. Leipzig, Plauen 1929.

<sup>13</sup> E. Scheuner, *Die Wirtschaftspolitik der Nassauer im Siegerland vom 16. bis 18. Jh.*, Diss. Münster, Münster 1926; H. Lohse, *600 Jahre Schmalkaldener Eisengewinnung und Eisenverarbeitung vom 14. bis 20. Jh.*, Meiningen 1965.



preußische Staat übrigens später die Arbeiter für die Messer- und Stahlwarenmanufaktur in Eberswalde ab.<sup>14</sup>

Diese Exportgewerbelandschaften scheinen mir aber nicht in erster Linie deshalb von Bedeutung für unser wirtschaftshistorisches Verständnis jener Zeit, weil sie das vom Krieg verwüstete, politisch zerrissene Deutschland wenigstens mit einigen Fäden wieder an die stürmische Entwicklung des Weltmarktes knüpften, sondern sie scheinen mir höchst beachtenswert wegen der Verflechtung mit der sozialökonomischen Entwicklung ihrer Umwelt. Drei Aspekte möchte ich herausheben:

1. Das Exportgewerbe, das sich in den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Krieg entfaltete, basierte auf einer Entwicklung der agrarischen und gewerblichen Produktivkräfte.
2. Dieses Exportgewerbe induzierte räumlich begrenzte sozialökonomische Veränderungen in Richtung auf eine Auflockerung und schließlich Auflösung feudaler Produktionsverhältnisse.
3. Die Entwicklung von Exportgewerbelandschaften geschah in schroffer, unmittelbarer Entgegensetzung zur Refeudalisierung.

Zum ersten Aspekt. Exportgewerbelandschaften bildeten sich dort, wo das Städtetnetz dicht und die Bevölkerungskonzentration relativ hoch war. Eine verhältnismäßig hohe Produktivität der Landwirtschaft erscheint somit als unerläßliche Vorbedingung, intensive Nahmarktbeziehungen und die Erschließung durch den Fernhandel desgleichen. Keineswegs sollte man die Entstehung von Exportgewerbe aus Mangelsituationen erklären, wie das in der Literatur häufig geschah, indem Überbevölkerung, unfruchtbare Böden, Verarmung der Landbevölkerung infolge von Kriegen, Zunahme der Landarmut durch Besitzzersplitterung infolge Realteilung oder durch Anerbenrecht oder durch Bauernlegen als auslösendes Moment angeführt wurden. Dies alles können nur sekundäre Faktoren sein. Die Freisetzung eines beträchtlichen Teils der Landbevölkerung von der bäuerlichen Arbeit und die Existenz einer wachsenden Menschenzahl auf gleicher Fläche sind erst einmal Ausdruck der Entwicklung der Produktivkräfte.

Im einzelnen geringfügige, im Effekt aber bedeutsame Fortschritte in der Agrikultur, wie sie U. Bentzien gerade für den südwestdeutschen, niederrheinischen und mitteldeutschen Raum aufzeigte,<sup>15</sup> bewirkten offenbar eine Loslösung großer Teile der Landbevölkerung vom Boden sozusagen auf „demographischem Wege“, die Entstehung einer starken Landarmut.<sup>16</sup> In den Gebieten mit grundherrschaftlicher Agrarstruktur machten diese Teile der Dorfbevölkerung am Ende der Übergangs-

<sup>14</sup> J. Winkler, Gründung und Entwicklung der Messer- und Stahlwarenmanufaktur Neustadt-Eberswalde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Frankfurter Beiträge zur Geschichte, 6/7, Frankfurt/O. 1979, S. 15–24.

<sup>15</sup> U. Bentzien, Fortschritte und Fortschrittsträger der deutschen Landwirtschaft im Spätfeudalismus, in: Jb. Volkskde. Kulturgesch. Bd. 21/1978, S. 130–144.

<sup>16</sup> H. Harnisch, Bevölkerung und Wirtschaft. Über die Zusammenhänge zwischen sozialökonomischer Struktur und demographischer Entwicklung im Spätfeudalismus, in: Jb. Wirtsch. gesch., 1975/II, S. 57–88.

epoche das Drei- bis Vierfache der Bauernzahl aus, in den ostelbischen Gebieten, mit Ausnahme Mecklenburgs und Schwedisch-Vorpommerns, bedeutend weniger. Die starke Landarmut in Mecklenburg und Schwedisch-Vorpommern resultierte aber nicht aus der Entwicklung der Produktivkräfte, sondern aus der Refeudalisierung und hatte daher auch gänzlich andere Wirkungen auf die sozialökonomischen Prozesse.<sup>17</sup> J. Thirsk, die eine dichte, für nichtagrarische Arbeit verfügbare Bevölkerung als wesentliche Voraussetzung des englischen Exportgewerbes sah, arbeitete für England eine enge Beziehung zwischen Weidewirtschaft, Realteilung und Bevölkerungsdichte heraus.<sup>18</sup> Die Bedingungen, die vor dem Eindringen kapitalistischer Produktionsformen zu Bevölkerungsverdichtung führten, bedürfen zweifellos noch eingehender Untersuchung.

Zum zweiten Aspekt. Fraglos bewirkte die Ausbreitung von Exportgewerbe in dem jeweiligen Gebiet sekundär wiederum eine erhebliche Bevölkerungsverdichtung. Das oberlausitzer Leinengebiet um Zittau wies mit über 100 Einwohnern pro Quadratkilometer wohl die stärkste Bevölkerungskonzentration des damaligen Deutschland auf.<sup>19</sup> Württemberg und Minden-Ravensberg waren mit über 70 Einwohnern pro Quadratkilometer ebenfalls weit mehr als durchschnittlich bevölkert, und in den obereichsfeldischen Dörfern ließ sich ein Anwachsen der Bewohner auf 800 bis 1000 verfolgen, seitdem sich dort die Zeugmacherei ausbreitete.<sup>20</sup>

Damit veränderte sich auch die alte Sozialstruktur des Dorfes. Im Eichsfeld lösten sich im Verlaufe des 18. Jhs. die feudalen Produktionsverhältnisse fast gänzlich auf. Die Frondienste waren schon am Beginn des 17. Jahrhunderts bis auf Überreste verschwunden, die Abgabenbelastung der Bauern wird von J. Hartmann als relativ günstig eingeschätzt, ihr Besitzrecht kam dem Eigentum nahe.<sup>21</sup> Die landarme und landlose Weber- und Spinnerbevölkerung war nur in sehr geringem Maße Rentenforderungen unterworfen. Veräußerlichkeit und Freiteilbarkeit der Bauerngüter bewirkten ebenso wie das rasche Anwachsen der Weberbevölkerung die Auflösung der Dorfgemeinden. Die Gemeindegerechtigkeiten „wurden von untrennbaren Pertinenzen der Ackergüter zu teilbaren Pertinenzen auch der Häuser und schließlich zu veräußerlichen Handels- und Tauschobjekten“.<sup>22</sup>

Ähnliche Wirkungen können wir sogar in gutsherrschaftlichen Gebieten beobach-

<sup>17</sup> G. Heitz, Die sozialökonomische Struktur im ritterschaftlichen Bereich Mecklenburgs zu Beginn des 18. Jahrhunderts, in: Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Berlin 1962, S. 1–80; J. Peters, Ostelbische Landarmut. Sozialökonomisches über landarme und landlose Agrarproduzenten im Spätfeudalismus, in: Jb. Wirtsch. gesch., 1967/III, S. 108–110.

<sup>18</sup> J. Thirsk, Industries in the Countryside, in: Essays in the Economic and Social History of Tudor and Stuart England, in: Honour of R. Tawney, Ed. by F. J. Fisher, Cambridge 1961, S. 70–76.

<sup>19</sup> K. Blaschke, Zur Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte der Oberlausitz, in: Oberlausitzer Forschungen. Beiträge zur Landesgeschichte, Leipzig 1961, S. 74, 75.

<sup>20</sup> W. Prochaska, Die Entwicklung des Textilgewerbes auf dem Eichsfelde, Sonderheft der Eichsfelder Heimathefte, Heiligenstadt 1963, S. 20.

<sup>21</sup> J. Hartmann, Die kurmainzischen Ämter des mittleren und oberen Eichsfeldes. Untersuchungen zur Verwaltung, Bevölkerungsentwicklung und Sozialstruktur eines geistlichen Fürstentums, Diss. Halle 1962 (MS), S. 203–216.

<sup>22</sup> Ebenda, S. 221.



ten, falls sich dort Exportgewerbe entwickelte. Die Gutsherren der Oberlausitz parzellierten häufig Vorwerke und gelegte Bauerngüter, um sie an Weber zu verkaufen oder in Erbpacht zu geben. Diese Verpachtung der Parzellen brachte oft das Doppelte des bisherigen landwirtschaftlichen Ertrages ein, wie A. Kunze berichtet.<sup>23</sup> Mit dem Rückgang der Eigenwirtschaften und dem Anwachsen der landarmen Bevölkerung wurde der Bedarf an Ackerfronen geringer, die Arbeitsrente der Weberbevölkerung trat im Verlaufe des 18. Jhs. ganz hinter die Geldrente zurück. Schließlich mußten die feudalen Bindungen für die Landweber in den Gesindeordnungen von 1689 und 1767 stark gelockert werden, die Grundherren hatten sich mit der Mobilität ihrer Untertanen über die Landesgrenzen hinweg abzufinden.<sup>24</sup> Darin zeigt sich die Unvereinbarkeit entwickelten ländlichen Gewerbes mit der spätfudalen Gutsherrschaft.

Somit wären wir beim dritten Aspekt. Man kann generell davon ausgehen, daß Exportgewerbegebiete nicht übereinstimmen mit den Gebieten, in denen die Arbeitsrente dominierte und die „zweite Leibeigenschaft“ ausgeprägt war. Die große Ausnahme, das schlesisch-oberlausitzisch-böhmische Leinenrevier, bestätigte diese Regel in mehrfacher Hinsicht. Einmal entwickelte sich das Exportgewerbe hier in den gebirgigen, für landwirtschaftliche Warenproduktion weniger geeigneten Gebieten, in denen gutsherrliche Eigenwirtschaften und Arbeitsrente eine geringere Rolle spielten. Diesen Zusammenhang arbeitete J. Purš für Böhmen heraus.<sup>25</sup> Zum andern löste die Entwicklung von Exportgewerbe die Gutsherrschaft in ihrer klassischen Gestalt auf, wirkte also der Refeudalisierung entgegen. Andererseits übte die – verglichen mit den westbischen Gewerberegionen – scharfe Form feudaler Herrschaft negativen Einfluß auf die Gewerbeentwicklung aus. Die Gutsherren beteiligten sich über Weberzins und Stuhlgeld erheblich an der Ausbeutung der gewerblichen Produzenten. Es kam zu einem Bündnis zwischen feudalen Obrigkeiten und dem großenteils ausländischen Handelskapital. H. Kisch machte dieses Bündnis dafür verantwortlich, daß in diesem Raum das Kapital nur wenig in die Produktion eindrang. Ein für den Weber extrem ungünstiges Produktionsverhältnis, das Kaufsystem, blieb bestehen und die industrielle Revolution konnte sich hier nur unter besonderen Schwierigkeiten durchsetzen.<sup>26</sup>

Fortschritte im Gewerbesektor liefen also nicht neben der Entwicklung im Agrarbereich her, sondern sie setzten sich in enger Beziehung und scharfer Konfrontation mit ihr durch. Die Gewerbeentwicklung entfaltete sich dort, wo die Refeudalisie-

<sup>23</sup> A. Kunze, Vom Bauerndorf zum Weberdorf. Zur sozialen und wirtschaftlichen Struktur der Waldhufendörfer der südlichen Oberlausitz im 16., 17. und 18. Jahrhundert, in: Oberlausitzer Forschungen, Leipzig 1961, S. 165–192.

<sup>24</sup> Ebenda, S. 188, 189.

<sup>25</sup> J. Purš, Struktur und Dynamik, T. 1, S. 121, 122.

<sup>26</sup> H. Kisch, Die Textilgewerbe in Schlesien und im Rheinland: eine vergleichende Studie zur Industrialisierung, in: P. Kriedte/H. Medick/J. Schlumbohm, Industrialisierung vor der Industrialisierung, S. 350–386; erster Druck: H. Kisch, The Textile Industries in Silesia and the Rhineland: A Comparative Study in Industrialization, in: The Journal of Economic History, 19. Bd./1959, New York, S. 514–564.

nung nur schwach ausgeprägt war und führte dann zu einer weiteren Auflockerung der feudalen Produktionsverhältnisse, oder sie setzte sich in einer räumlich begrenzten Zurückdrängung von Frondiensten und Leibeigenschaft durch und blieb mit den Malen der feudalen Ausbeutung behaftet.

Kehren wir zur ersten eingangs gestellten Frage zurück: Inwieweit entstanden in der Zeit zwischen Dreißigjährigem Krieg und Französischer Revolution in den deutschen Territorien kapitalistische Produktionsverhältnisse im Gewerbe?

Exportgewerbe ist prinzipiell mit Verhältnissen der einfachen Warenproduktion unvereinbar. Die Selbständigkeit der Produzenten, mag sie formal auch so lange aufrecht erhalten geblieben sein, wie das mit dem Kaufsystem im schlesischen Leinengewerbe der Fall war, wurde doch bald eine scheinbare, die Abhängigkeit vom Verleger-Kaufmann total. Es sollte deshalb überlegt werden, ob nicht das schlesische „Kaufsystem“ ebenso wie die Verhältnisse im westfälischen Leinengewerbe, die durch Leggeordnung und Monopol der einheimischen Kaufleute gekennzeichnet waren, im Kern als Verlagsverhältnisse anzusehen sind. Der Verlag, der ein Produktionsverhältnis des Übergangs von feudalen zu kapitalistischen Ausbeutungsformen war, trug unter anderem deshalb kapitalistische Züge, weil die Kaufleute sich keineswegs nur einen durch das Monopol erhöhten Handelsgewinn aneigneten, sondern über extrem niedrige Aufkaufpreise auch das Mehrprodukt der Weber und Spinner an sich brachten.

An der Wende vom 17. zum 18. Jh., als die Herausbildung von Gewerbelandschaften kulminierte, war der Verlag aber nicht mehr das dominierende Produktionsverhältnis im Exportgewerbe. Die Tendenz ging deutlich in Richtung auf die Herausbildung dezentralisierter Manufakturen. Dieser Begriff ist m. E. gegen den Verlag und gegen die zentralisierte Manufaktur eindeutig abgrenzbar, wenn man die Existenz zentralisierter Betriebsteile für Endfertigung und Spezialerzeugnisse zum Kriterium macht, denen eine überwiegende Zahl bloß verlegter oder anders vertraglich gebundener Produzenten zuarbeitete. Die zerstreute Manufaktur bildete in allen großen Produktionszweigen, die für den Massenbedarf arbeiteten, die herrschende Betriebsform. So war in der Monschauer Feintuchproduktion das Scheren und Färben ein zentralisierter Arbeitsgang, die Scherer waren doppelt freie Lohnarbeiter. Das Weben wurde jedoch von verlegten Webern der weiteren Umgebung verrichtet.<sup>27</sup> Diese Verbindung von zentralisierter Manufaktur und kleiner, zerstreuter Produktion war auch ein Charakteristikum der böhmischen Textilmanufaktur, wie A. Klíma am Beispiel der Potstejner Manufaktur vorführte.<sup>28</sup> Die Erzeugnisse der Landweber wurden auch hier von Angestellten der Manufaktur aufgekauft, wobei dörfliche Zwischenhändler vermittelten. Zur Verfertigung von Schleierleinen nach schlesischem Muster ließ der Unternehmer am Hauptort der Manufaktur noch Weberhäuschen bauen. Dieser relativ zentralisierte Bereich erzeugte aber nur einen Bruchteil der Produktion.

<sup>27</sup> M. Barkhausen, Staatliche Wirtschaftslenkung, S. 193.

<sup>28</sup> A. Klíma, Die Textilmanufaktur im Böhmen des 18. Jahrhunderts, in: *Historica*, 15. Bd., Praha 1967, S. 125, S. 160–164.



Seit den vierziger Jahren des 18. Jh. entstanden in größerem Umfang zentralisierte Manufakturbetriebe. Sie waren kaum auf Massenproduktion, sondern fast ausschließlich auf Luxus- und Spezialbedarf ausgerichtet. Aber diese Betriebe, in denen das kapitalistische Produktionsverhältnis am reifsten ausgebildet war, in denen die innerbetriebliche Arbeitsteilung zumindest die Möglichkeit einer gegenüber der einfachen Warenproduktion qualitativ gesteigerten Produktivität schuf, wo mit der Einführung einfacher Arbeitsmaschinen wie Bandmühlen, Hammerwerken und ähnlichem in Einzelfällen schon die reelle Subsumtion der Arbeit unter das Kapital begann anstelle der bloß formellen im Verlag,<sup>29</sup> diese zentralisierten Manufakturen errangen bis zum Ende der Übergangsepoche nicht die erste Stelle unter den kapitalistischen Betriebsformen.

H. Hoffmann fand in Preußen um das Jahr 1770 unter den 34 Unternehmen, die mehr als 100 Beschäftigte hatten, nur acht zentralisierte Betriebe, 19 Unternehmen waren zerstreute oder „gemischte“ Manufakturen. Verlagsunternehmen gab es nur in sieben Fällen, also ebenfalls relativ selten.<sup>30</sup> G. Slawinger schätzt, daß in Bayern die Produktion von Verlag und dezentralisierter Manufaktur wertmäßig das Zweibis Dreifache der Produktion zentralisierter Betriebe ausmachte.<sup>31</sup> Und O. Reuter verzeichnete in Ansbach-Bayreuth unter 300 Betrieben, die von den Zeitgenossen als Manufakturen bezeichnet wurden, nur 54 „echte“, d. h. zentralisierte Manufakturen.<sup>32</sup>

Das Übergewicht der zerstreuten Manufaktur hatte betriebsökonomische Gründe. Dies macht ein Anonymus augenfällig, der im Jahre 1796 ein Buch über „Die feine Tuchmanufaktur zu Eupen“ veröffentlichte, mit dem er ausdrücklich den rückständigen Gebieten Deutschlands ein Muster zur Beförderung ihrer Manufakturen geben wollte. Darin empfiehlt er dieses Erfolgsrezept: „In Eupen wird nicht ein Stück Tuch bey dem Fabrikant im Hause gewebt; und dieses erspart ihnen vieles und erleichtert ihr Geschäfte. Sie haben nicht nöthig, ein Kapital in große Gebäude und viele Werkzeuge zu stecken und solche zu erhalten, auch brauchen sie die Aufsicht über diese Leute nicht, die sie oft zu hintergehen wissen und solche mehr betrügen, als wenn man ihnen die Produkte in gewisser Ordnung anvertraut.“<sup>33</sup>

Die zerstreuten Manufakturen ermöglichten unvergleichlich höhere Gewinne als die zentralisierten Betriebe, weil der Unternehmer das Produktionspotential und die Arbeitserfahrungen der ehemaligen einfachen Warenproduzenten ausnutzte.

H. Godehardt errechnete, daß der eichsfeldische Unternehmer Degenhardt an jedem Stück Zeug eineinhalb bis zwei Reichstaler verdiente, das Dreis- bis Vierfache des Lohnes, den der Weber für das Stück erhielt.<sup>34</sup> Bei einem Stückpreis von

<sup>29</sup> K. Marx, *Das Kapital*, Bd. 1, in: *Marx/Engels, Werke*, Bd. 23, S. 533.

<sup>30</sup> H. Hoffmann, *Handwerk und Manufaktur in Preußen 1769*, Berlin 1969, S. 58.

<sup>31</sup> G. Slawinger, *Die Manufaktur in Kurbayern*, München 1966, S. 64.

<sup>32</sup> O. Reuter, *Die Manufaktur im fränkischen Raum*, Stuttgart 1961, S. 7.

<sup>33</sup> Zitiert nach: J. Kermann, *Die Manufaktur im Rheinland 1750—1833*, Bonn 1972, S. 137 (*Rheinisches Archiv*, Bd. 82).

<sup>34</sup> H. Godehardt, *Die Entwicklung des Wollzeuggewerbes*, S. 45.

fünf bis siebeneinhalb Reichstalern bedeutete dies einen Gewinn von 20% bis 40%. Nehmen wir einen durchschnittlichen Gewinn der Firma von 30% an, so haben sich deren Profite folgendermaßen entwickelt:<sup>35</sup>

1758:	4 500 Rtl.
1761:	12 000 Rtl.
1792:	270 000 Rtl.

Im Jahre 1670 soll der erste Degenhardt mit nur 120 Reichstalern väterlichem Erbteil das Geschäft begonnen haben.<sup>36</sup> Die Einnahmeregister der ravensbergischen Leggen weisen eine ähnlich steile Kurve auf. Die Ausfuhr und damit der Gewinn der Leinenhändler stiegen von 1669/75 bis 1744/55 auf das Fünfzehnfache.<sup>37</sup> – Im böhmischen Rumburg errichtete der Engländer Allason im Jahre 1713 eine dezentralisierte Manufaktur, in die er viele hundert Weber aus den Dörfern der weiteren Umgebung einbezog. In den elf Jahren, während derer er das Unternehmen betrieb, exportierte er Leinwand im Wert von 4,7 Mill. Gulden.<sup>38</sup> Ähnliche Profite wie in der eichsfeldischen Raschmacherei vorausgesetzt, hätte ihm dies jährlich etwa 130000 Gulden Reingewinn eingetragen.

Ausmaß und Umstände dieser Gewinnanhäufung betrachtend wird man feststellen können: Mit der Herausbildung und Ausweitung der dezentralisierten Manufakturen erfolgte eine „ursprüngliche Akkumulation“ von Kapital. Diese Unternehmer realisierten außerordentlich hohe Profite, indem sie einfache Warenproduzenten und bislang nicht kapitalistisch ausgebeutete Lohnarbeiter massenhaft in kapitalistische Ausbeutungsverhältnisse hineinzogen. Produktionsfeld und Produktionsumfang expandierten zugleich stark.

Dem gegenüber stand die staatliche Subventionierung, die bevorzugt den zentralisierten Betrieben zugute kam und, mit Engels gesagt, „lausig“ war, als Quelle der Kapitalakkumulation in den deutschen Territorien weit zurück. Die mangelnde Rentabilität und Kurzlebigkeit der meisten dieser Unternehmungen ist auffälliges Indiz dafür.<sup>39</sup>

Welche Rolle spielte nun das Handwerk, die einfache Warenproduktion in der Gewerbeentwicklung Deutschlands während der Übergangsepoche? Nach Untersuchungen von K. H. Kaufhold waren um 1800 in Preußen noch 72,3% aller hauptberuflichen gewerblichen Produzenten Handwerker.<sup>40</sup> In den östlichen Provinzen waren es sogar noch mehr als 90%, in den westlichen Provinzen schon weniger als die Hälfte. Nur dort, wo ein starkes Exportgewerbe vorhanden war, hatte also das Handwerk seine dominierende Stellung schon verloren.

<sup>35</sup> Ebenda, S. 45–49.

<sup>36</sup> Ebenda, S. 44.

<sup>37</sup> E. Schmitz, *Leinengewerbe und Leinenhandel in Nordwestdeutschland 1650–1850*, Köln 1967 (Schriften zur rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgeschichte, N. F., Bd. 15).

<sup>38</sup> A. Klíma, *Manufakturní období v Čechách*, Praha 1955, S. 495.

<sup>39</sup> Siehe O. Reuter, *Manufaktur im fränkischen Raum*, S. 104, 105; G. Slawinger, *Manufaktur in Kurbayern*, S. 16, S. 47–56.

<sup>40</sup> K.-H. Kaufhold, *Das Gewerbe in Preußen um 1800*, Göttingen 1978, S. 485–503 (Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 2).



Wie schon H. Hoffmann und I. Mittenzwei in ihren Thesen über die Rolle des Bürgertums in den deutschen Territorien vor einigen Jahren feststellten, wuchs die einfache Warenproduktion während der ganzen Übergangsepoche noch an.<sup>41</sup> Man kann präzisieren, daß dieses Wachstum vor allem in den Räumen ohne Gutsherrschaft auf dem Lande erfolgte. Hier erreichte die Handwerksbevölkerung in einigen Gebieten einen Anteil von 30% der Dorfbewohner. Dieses Landhandwerk wurde zu einer wichtigen sozialen Grundlage der zerstreuten Manufaktur. Solche enormen Unternehmerrgewinne, die ursprüngliche Kapitalakkumulation ermöglichten, waren an ein vorgefundenes gewerbliches Arbeitspotential gebunden. Das Weben erforderte beispielsweise umfangreichere Kenntnisse und eine höhere Geschicklichkeit als die Bedienung mancher modernen Maschine, wie M. Barkhausen für die Monchsauer Feintuchweberei hervorhebt.<sup>42</sup> Diese Fertigkeiten wuchsen in generationenlanger Erfahrung, Zeug-, Band-, Damast- oder Seidenweberei knüpften daher in der Regel an die traditionelle Grobleinenweberei an.<sup>43</sup> Ähnliche Bedeutung hatte die traditionelle einfache Warenproduktion für die Ausbreitung von Manufakturen im Metallgewerbe.<sup>44</sup>

Für die Entstehung kapitalistischer Produktionsverhältnisse im Gewerbe war nicht die Existenz zahlreicher mehr oder weniger freier Arbeitskräfte hinreichend, etwa eine zahlreiche Landarmut ohne Mobilitätsbeschränkungen oder viele unzüftige städtische Lohnarbeiter, sondern es war ein hohes Niveau der handwerklichen Produktion, das Vorhandensein zahlreicher gewerblich geschulter Arbeitskräfte notwendig. Das Handwerk war aus dieser Sicht durchaus ein Entwicklungsmoment in bezug auf die Herausbildung kapitalistischer Produktionsverhältnisse. In diesem Zusammenhang wäre die Rolle der Zünfte, die gerade in dieser Zeit starken Eingriffen und Veränderungen unterworfen war, genauer zu untersuchen und neu zu durchdenken. Keinesfalls sollten wir in ihnen ein Haupthemmnis der Durchsetzung des Kapitalismus sehen.

Eine Korrelationsmatrix, die auf der Grundlage der Daten von 14 preußischen Provinzen mit Ausnahme Schlesiens und Ansbach-Bayreuths für die Zeit um 1800 errechnet wurde,<sup>45</sup> gibt Auskunft über Strukturzusammenhänge zwischen ökonomischen Erscheinungen, die wir auch als Ausdruck von Entwicklungszusammenhängen werten dürfen. Die Korrelationskoeffizienten weisen aus, daß die Entwicklung kapitalistischer Elemente während der Übergangsepoche in diesem Raum tatsächlich

<sup>41</sup> H. Hoffmann/I. Mittenzwei, Die Stellung des Bürgertums in der deutschen Feudalgesellschaft von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis 1789, in: ZfG, 22 Jg./1974, S. 202.

<sup>42</sup> M. Barkhausen, Staatliche Wirtschaftslenkung, S. 236.

<sup>43</sup> A. Kunze, Vom Bauerndorf zum Weberdorf, S. 176; Ders., Der Weg zur kapitalistischen Produktionsweise, S. 208, 209; B. Schöne, Kultur und Lebensweise der westlausitzer Bandweber im Manufakturkapitalismus und in der Periode der industriellen Revolution, in: Abhandlungen und Berichte des staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden, Bd. 35, Berlin 1976, S. 95, 96; R. Reesc, Die historische Entwicklung der Bielefelder Leinenindustrie, S. 81–100.

<sup>44</sup> H. Lohse, 600 Jahre Schmalkaldener Eisengewinnung, S. 40, 41.

<sup>45</sup> Errechnet auf der Grundlage der Daten bei K.-H. Kaufhold, Das Gewerbe in Preußen, und L. Krug, Betrachtungen über den National-Reichthum des preußischen Staates und den Wohlstand seiner Bewohner, T. 1, 2, Berlin 1805.

mit dem Bevölkerungswachstum, mit dem Umfang der gewerblichen einfachen Warenproduktion und mit der sozialen Differenzierung auf dem Lande verknüpft war.

Tabelle  
Zusammenhang zwischen verschiedenen sozialökonomischen Faktoren in Preußen  
(mit Ausnahme Schlesiens und Ansbach-Bayreuths)  
um 1800, dargestellt durch Korrelationskoeffizienten

	Bevölkerungsdichte	Handwerkerdichte	Landhandwerkerdichte	Anteil Landarmut
Dichte der in der „Fabrikation“ Beschäftigten (Produzenten pro 1000 Einwohner)	0,614	0,376	0,485	0,507
Bevölkerungsdichte (Einwohner pro km <sup>2</sup> )	—	0,482	0,808	0,799
Handwerkerdichte Stadt und Land (Meister pro 1000 Einwohner)	—	—	0,508	0,681
Landhandwerkerdichte (Meister pro 1000 Einwohner)	—	—	—	0,877
Anteil Landarmut (Landarme pro 10 Bauern)	—	—	—	—

Zusammenfassend kann man feststellen: Auch in den deutschen Territorien setzten sich während des 17. und 18. Jhs. die grundlegenden Prozesse der Übergangsepoche durch, die zur „ursprünglichen Akkumulation“ des Kapitals und zur Ausbildung einer starken Schicht kapitalistisch ausgebeuteter gewerblicher Produzenten führten. Damit waren unerläßliche Voraussetzungen für die industrielle Revolution geschaffen, die in Relation zur kapitalistischen Bauernbefreiung des 19. Jhs. von uns bisher unterschätzt wurden. Andererseits setzten diese Prozesse sich nur gegen die Refeudalisierung durch, die in der Wirtschaftsentwicklung der ostelbischen Territorien die bestimmende Tendenz blieb, hier die Entwicklung kapitalistischer Elemente weitgehend verhinderte und insgesamt zu einer solchen Verzögerung und Einschränkung der Kapitalismusergenese führte, daß das Spätfeudale in der deutschen Wirtschaftsentwicklung bis zur Französischen Revolution überwog.



JÖRG-PETER FINDEISEN

Das Holland-Bild  
der schwedisch-pommerschen Wirtschaftstheoretiker  
in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Zu jener Zeit begann in England bereits der Prozeß der industriellen Revolution, hatte Holland seine vom Handelskapital geprägte Vormachtstellung schon seit langem eingebüßt. Doch bestimmten idealisierte Darstellungen der gesellschaftlichen Verhältnisse Hollands noch nach 1750 die Vorstellungen einer kleinen Gruppe schwedisch-pommerscher Reformideologen von einer wünschenswerten wirtschaftlichen Entwicklung in Schwedens deutscher Provinz.

Handelspolitische Kontakte der holländischen Handelskapitalisten zu den deutschen Ostseestädten bestanden auch nach 1669. So rissen auch bestimmte Verbindungen des Handelsbürgertums der inzwischen unter schwedischer Herrschaft stehenden vorpommerschen Ostseestädte zu ihren holländischen Handelspartnern nie völlig ab. Doch kann die Idealisierung Hollands durch die schwedisch-pommerschen Wirtschaftstheoretiker nicht mit deren traditioneller ideengeschichtlicher Verankerung in den Zeiten hansischer Verbindungen zum holländischen Staat des 15. bis 17. Jh. erklärt werden.

Diese Stralsunder und Greifswalder Handelsbürger, Regierungsbeamte und Gelehrte entlehnten häufig Vorstellungen Bechers, Hörnigks und anderer Holland-Kenner des 17. Jh. Hier wird deutlich, wie verwurzelt diese Schriftsteller in der progressiven Kameralistik des 17. Jh. waren. Doch wird die auffällige Popularisierung holländischer Verhältnisse der vergangenen zweihundert Jahre in der zweiten Hälfte des 18. Jh. dadurch auch nicht befriedigend bestimmt.

Nur die Berücksichtigung des gesellschaftlichen Entwicklungsniveaus dieses Territoriums im letzten Drittel des 18. Jh. öffnet hier Wege zum Verständnis einer solchen Haltung. K. Spading hat in seinem Vergleich Hollands mit der Hanse darauf verweisen können, daß die Ansätze einer kapitalistischen Entwicklung in den wendischen Städten nicht den holländischen Reifegrad erlangten. Zahlreiche, von ihm für die hansische Niedergangsperiode angeführte feudale Hemmnisse wirkten weiter fort.<sup>1</sup>

Verglichen mit England oder Frankreich und selbst mit Sachsen und Preußen verlief der Prozeß der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals hier weiterhin nur sehr langsam. Für diesen Raum stellt sich die Frage, welche Formen und Methoden zur Schaffung doppelt freier Lohnarbeiter, zur Akkumulation großer Geld-

<sup>1</sup> Siehe den Beitrag von K. Spading, in diesem Band der Hansischen Studien.

vermögen und der Organisation einer hochentwickelten, auf massenhaften Absatz gerichteten manufakturrellen Produktion sich dort nach 1750 nachweisen lassen.

Obgleich die Leibeigenschaft als außerökonomische Zwangsbindung des überwiegenden Teils der Landbevölkerung aufrecht erhalten wurde, dokumentieren die Statistiken bereits um 1790 einen relativen Rückgang der Landbevölkerung. Die Geburts- und Sterberegister wie auch die Bürgerbücher der Städte verdeutlichen, daß das gleichzeitige schnellere Wachstum der städtischen Einwohnerzahlen in enger Verbindung zur Fluktuation der ländlichen Bevölkerungsgruppen betrachtet werden muß. In den vorpommerschen Städten vollzog sich anlog zum Wachstum der Einwohnerzahlen auch ein verstärkter sozialer Differenzierungsprozeß. Die Mehrzahl der Zugewanderten mußte ihren Lebensunterhalt durch Lohnarbeit bestreiten. Bei gleichzeitigem Anwachsen der Stadtbevölkerung erfolgte in fast allen Städten ein bemerkenswerter Rückgang der Zahl kleiner selbständiger Warenproduzenten.<sup>2</sup>

Andererseits legte das reiche Handelsbürgertum der schwedisch-pommerschen Städte noch gegen Ende des 18. Jh. sein Kapital vor allem in den feudal betriebenen Gutswirtschaften an.<sup>3</sup> Dieses auch solcherart der Feudalklasse eng verbundene Handelskapital zeigte sich an einer Überwindung der feudalen Produktionsweise kaum interessiert. Nur sehr wenige kapitalkräftige Vertreter des Handelsbürgertums richteten Manufakturen ein. Doch nahm in den Jahren nach 1763 das Interesse der kapitalärmeren Gruppen des Handelsbürgertums an Manufakturgründungen zu. Sie verfügten nicht über das notwendige Kapital, um Getreide und andere Landesprodukte im erforderlichen Umfang aufzukaufen und auf traditionellen Wegen im Groß- und Seehandel Handelsprofit zu realisieren. Dagegen erleichterten ihnen solche manufakturfördernden Bestimmungen des Staates wie Freiheiten für Neuanbauende, Zollminderungen für Rohstoffe bzw. Fertigprodukte und Kredithilfen den Beginn als Manufakturunternehmer. Die ständigen, von einer langsam breiter wachsenden Schicht kleiner und mittlerer Handelsbürger getragenen Be-

<sup>2</sup> J.-P. Findeisen, Die progressive wirtschaftspolitische Reformpublizistik in Schwedisch-Pommern im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, *Masch. Ms.*, S. 24—29 u. 42—48.

<sup>3</sup> J. D. v. Reichenbach, *Patriotische Beyträge zur Kenntniß und Aufnahme des Schwedischen Pommerns*, Viertes Stück, Greifswald 1785, S. 188. Der Verfasser klagt hier, daß mangelnde „Gelegenheit, sich mit seinem Gelde hier, wie anderwärts, in Commerz zu rühren, und damit mehr zu erwerben, ... manche unserer besten Handelshäuser lange schon vermogt, ihre Capitalien in Landgüter zu stecken, und Kaufmannschaft als ein Nebenwerk zu treiben“. Die Durchsicht der Konkursmeldungen oder Sterbeannoncen bürgerlicher Pächter bzw. der Verkaufserklärungen adliger Güter oder bürgerlichen Allodialbesitzes auf Rügen und in der Nähe der Städte in den schwedisch-pommerschen Zeitungen während der Periode von 1740 bis 1806 verdeutlicht, daß Reichenbachs Darstellung keineswegs übertrieben ist. Auch besaßen die beiden Städte Stralsund und Greifswald mehr als 100 Dörfer bzw. Anteile. Noch 1795 glaubt der Greifswalder Prof. Georg Stumpf feststellen zu müssen, daß wegen zu hoher Risiken in der Manufakturentwicklung die kapitalkräftigen Pommeraner ihr Geld mit Recht in der Landwirtschaft anlegen. Siehe dazu: G. Stumpf, Sind in unserm Pommern Manufakturen und Fabriken möglich, in: *Greifswalder gemeinnütziges Wochenblatt für den Bürger und Landmann zu größerer Aufnahme der Landes-Oekonomie, Manufakturen, Fabriken und Handlung*, hrsg. von G. Stumpf, 1794—1795, Viertes Stück, Art. 2, S. 31.



mühungen belegen auch hier die Existenz eines manufakturkapitalistischen Stadiums. Allerdings zeigte sich, daß die Entwicklung von kapitalistisch produzierenden Betrieben nicht annähernd das Niveau einiger anderer deutscher Territorialstaaten östlich der Elbe erreichte.

Die in Schwedisch-Pommern in diesen Jahren verstärkten Bestrebungen zur Gründung von Manufakturen finden ihre ideelle Reflexion in den Argumentationen der dortigen Reformideologen für eine rasche Modernisierung des gesamten Wirtschaftslebens. Unter den Bedingungen der beschleunigten manufakturkapitalistischen Entwicklung in zahlreichen deutschen Staaten nach 1763 mußten auch Zeitgenossen die allgemeine Stagnation in Schwedisch-Pommern besonders deutlich empfinden.

Der bedeutendste Reformideologe Schwedisch-Pommerns, Johann David von Reichenbach, dürfte die industrielle Revolution in England in ihren ersten Auswirkungen registriert haben. Trotzdem orientierte er sich sowohl an Preußen als auch an der niederländischen Entwicklung des 16. und 17. Jh.

Als Mitglied der schwedisch-pommerschen Regierung zu Stralsund hat er zweifellos Kenntnis der ökonomischen Verhältnisse Frankreichs, Englands und der Niederlande am Vorabend der Französischen Revolution gewinnen können.

Offensichtlich glaubte er, den gesellschaftlichen Bedingungen seiner Heimat weitaus besser zu entsprechen, wenn er nicht das Modell des ökonomisch unvergleichlich höher entwickelten England propagierte. Eine Analyse seines Gesamtwerkes verdeutlicht das ebenso wie seine Anlehnung an die Schriften des Stralsunder Kaufmanns und zeitweilig erfolgreichen Wollmanufakturunternehmers Johann Nicolaus Hennings. Wie Reichenbach entnahm auch dieser viele seiner Beispiele der niederländischen Geschichte des Zeitraums vom 15. bis zum 17. Jh.

In den achtziger Jahren bringt auch der Greifswalder Verleger Anton Ferdinand Röse das bekannteste handelspolitische Standardwerk des 18. Jh., das „Handbuch der Kaufleute“ des Holländers Samuel Riccard, in einer Übersetzung des Greifswalder Historikers Thomas Heinrich Gadebusch heraus. Selbst noch in den 1795 publizierten Greifswalder Schriften des Kameralprofessors Georg Stumpf, der von Jena an die Ostsee übergesiedelt war, läßt sich die Absicht erkennen, u. a. holländische Erfahrungen einem breiten Leserkreis zu erschließen.

In der ersten Etappe der Manufakturperiode dominierten bekanntlich die niederländischen Handelskapitalisten. Schwedisch-Pommern hatte in Reichsbachs, Hennings', Gadebusch's und Stumpfs Tagen einen Entwicklungsstand erreicht, der weitaus mehr Gemeinsamkeiten mit jener vom niederländischen Handelskapital getragenen Periode aufwies als mit der von der englischen Handels- und Manufakturbourgeoisie bestimmten Gegenwart.<sup>4</sup> So konnten die schwedisch-pommerschen Reformideologen dort nur schwer für ihre Argumentation geeignete Beispiele finden.

<sup>4</sup> Ein solcher Vergleich ist natürlich nur in bezug auf die englische, noch deutlichere Unterschiede im Entwicklungsniveau dokumentierende Gesellschaft möglich. In der Realität trennte das schwedisch-pommersche Handelsbürgertum noch im letzten Drittel des 18. Jh. in der sozialökonomischen Entwicklung eine gesellschaftliche Epoche vom niederländischen des 17. Jh.

Es ging den Reformern um praktische Schritte zur Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ihres Landes. Erfolgversprechende Reformkonzeptionen konnten nur den jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklungsstand spiegeln. Jene Formen handelspolitischer Förderung durch den Staatsapparat, wie sie die niederländischen Handelskapitalisten sich zur Unterstützung auf dem Weltmarkt geschaffen hatten, entsprachen in ihren Aufgabenstellungen besser den Wünschen des schwedisch-pommerschen Handels- und Manufakturbürgertums nach einem entsprechenden staatlichen Rückhalt.

Da der Handel das Denken der meisten Stralsunder Besitzbürger auch noch gegen Ende des 18. Jh. bestimmte und fast alle dortigen Manufakturunternehmer auch Kaufleute waren, mußten folglich entsprechende Gedankengänge über Maßnahmen zur Förderung des einheimischen Handelsbürgertums breiten Raum in den Darstellungen der schwedisch-pommerschen Reformschriftsteller einnehmen.

So waren es insbesondere Vorstellungen zur „Aufhelfung der Handlung“,<sup>5</sup> die allen Äußerungen über die notwendige Verarbeitung der Landesrohstoffe durch schwedisch-pommersche Manufakturen zugrunde lagen. Der Gedanke wurde aus der merkantilistischen Doktrin entlehnt, daß sich nur im Außenhandel auf Kosten der fremden Handelspartner Gewinn erzielen lasse. Daher betonten sie, jeder ausländische Käufer halte die einheimischen Gewerbetreibenden und Kaufleute, Bauern und Schäfer in Arbeit und Lohn. Das durch eigene Produktion ersparte Geld bleibe im Lande, schlußfolgerten sie weiter. Es könnte zu Produktionserweiterungen, zur „künstlichen Veredlung der Rohprodukte“<sup>6</sup> genutzt werden. Je mehr Geld der Produktion zufließe, um so mehr Waren können hergestellt werden. Das rege die Handelstätigkeit an. Erweitertes Handelskapital aber wirke sich wieder auf die Erweiterung der gewerblichen und der Agrarproduktion aus. So wachse der Handelsgewinn weiter an, appellierte Hennings an die Kaufleute des Landes. Schließlich würde es auf dem Handelswege wieder zu Profit umgewandelt.

Vor allem der Verarbeitung der in größeren Quantitäten erzeugten Schafwolle galt das Hauptinteresse der schwedisch-pommerschen Reformideologen. Daher konnte der mit in den Niederlanden gefertigten „wollen Zeugen“<sup>7</sup> handelnde holländische Kaufmann der Periode der ursprünglichen Akkumulation das erstrebenswerte Ideal für diesen Raum werden. Zum anderen waren es vor allem holländische Handelskapitalisten, die im 17. Jh. in den schwedischen Bergbau investiert

<sup>5</sup> Vgl. dazu: Reichenbach, *Patriotische Beyträge*, Stück 1–8, Stralsund, Greifswald 1784–1787, wo sich dieser Gedanke als ein Leitmotiv durch alle Stücke verfolgen läßt. Siehe auch: J. N. Hennings, *Politische Gedanken über die Handlung*, in: Hennings: *Versuch in politischen Schriften über die Staatswirthschaft, die Handlung und die Manufacturen*, von einem Kaufmanne, Erster Theil, Rostock 1762, S. 99–128.

<sup>6</sup> Vgl. Reichenbach, *Patriotische Beyträge*, Drittes Stück, 1785, S. 1–2; Hennings: *Gedanken von der Staatswirthschaft überhaupt und in P. . . insbesondere*, in: Hennings, *Versuch*, Erster Theil, S. 12.

<sup>7</sup> Stadtarchiv Stralsund, Rep. 1, M 11,9. Hier konnte dieser Begriff einer Handschrift Hennings', *Etwanige Untersuchung und Befragung derr Ronneburger Manufacturiers Johan Heinrich Felsch et Johan Friedrich Heyner über der zu introducirenden Wollen Zeug Manufacturen*, entnommen werden.



hatten und nach wie vor im Wirtschaftsleben des „Mutterlandes“ der Provinz eine bedeutende Rolle spielten.<sup>8</sup>

So war es nur natürlich, daß Holland sich den schwedisch-pommerschen Reformern als das Exempel des allgemeinen wirtschaftlichen Wohlstandes anbot. Schon in seiner ersten theoretischen Darstellung führte Hennings aus, es sei „bewundernswürdig, daß da daß Land selbst, keine Wolle hat, auch keine Schiffs Materialien hervorbringt, es dennoch die schönen Tücher und Zeuge, und die besten Schiffe aufweisen kan . . .“<sup>9</sup>

In einer anderen, etwa ein Jahrzehnt später eingereichten Schrift findet sich dieser Gedanke wieder. Der junge Reichenbach unterbreitete dem Greifswalder Magistrat Vorstellungen zu einer Reform der Stadtverfassung. In dem Abschnitt „Pommerns Staats-Krankheit“ führt er aus, Holland müsse seine Rohstoffe teuer aus dem Ausland beziehen. So müsse „man also sagen . . . daß *Holland*, welches doch an Reichthum, Menge der Einwohner und überhaupt an irdischer Glückseligkeit uns ungemein weit übertrifft, in ansehung der Natur Begünstigungen, nicht nur nichts vor *Pommern* voraus, sondern *Pommern* noch vor jenes einen großen Vorzug habe“. Doch sei Pommern im „Gegenteil . . . nicht anders anzusehen, als ein Körper, der die Schwindsucht hat . . .“ und ohne wirksame „Arzeneien seinem Ende, allgemählig und unvermerckt immer näher kömt.“<sup>10</sup>

Ähnlich argumentierte Reichenbach auch später in seinen „Beyträgen“. Schon zur Hansezeit hätten die Holländer besonders aus Pommern große Summen Geldes gezogen. Daher gelte es von den Holländern zu lernen und die eigenen Rohstoffe verarbeitet außer Landes zu handeln, ist das Fazit seiner Ausführungen.<sup>11</sup> Flandern zeige, daß trotz schwerer kriegerischer Verwicklungen auf dieser Basis wirtschaftlicher Aufschwung möglich sei. Obgleich er „die Macht und das Uebergewicht der Engländer“ registrierte,<sup>12</sup> sah er in Flandern das „merckwürdigste und auffallendste Beyspiel“ wirtschaftlicher Prosperität, obwohl dieser „Erdstrich . . . 1580 bis 1748, also beynahe zwey Jahrhunderte, die Schaubühne der mehrsten und wütendsten Kriege unseres Welttheils war . . .“<sup>13</sup>

Eine Vermischung Flanderns mit den sonst Zeitgenossen als Holland bekannten Landstrichen erscheint ungewöhnlich. Reichenbach nutzte hier jedoch durch die Gleichsetzung der beiden benachbarten Landesteile des ehemaligen spanischen Weltreiches die sich bietenden Möglichkeiten einer zweckorientierten Argumentation in seiner Zeit. In der Aneinanderreihung einiger für seine Darstellung wichtiger flandrischer und holländischer historischer Ereignisse vernachlässigt er die Eigenentwicklung beider Provinzen. Für seine Behauptung eines allgemeinen ökonomischen Wachstums in den letzten beiden Jahrhunderten niederländischer Ge-

<sup>8</sup> Vgl. A. S. Kan, Geschichte der skandinavischen Länder (Dänemark, Norwegen und Schweden), Berlin 1978, S. 67–68.

<sup>9</sup> Stadtarchiv Stralsund, Rep. 1, M 11,9.

<sup>10</sup> Greifswalder Stadtarchiv, Rep. 5, Nr. 3988.

<sup>11</sup> Reichenbach, Patriotische Beyträge, Drittes Stück, S. 7, 9, 15.

<sup>12</sup> Ebenda, Zweytes Stück, 1784, S. 17.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 19.

schichte negierte er die Periode des flandrischen Niedergangs im Spätmittelalter. Offensichtlich glaubte er, bei seinen Lesern aufgrund der Kenntnis enger lokaler Verwandtschaft beider Territorien auch eine Vorstellung der Gemeinsamkeit Flanderns und der nördlichen Niederlande voraussetzen zu können.

Während jedoch Reichenbach und Stumpf ihre Abhandlungen in der Regel allgemeiner fassen, wird die Orientierung auf konkrete holländische Beispiele bei Hennings noch deutlicher. In seinen Schriften führte er einerseits zahlreiche holländische Erfahrungen aus der Periode der ursprünglichen Akkumulation an. Andererseits stellte er die Holländer als Pioniere des wirtschaftlichen Fortschritts in der ersten Hälfte des 18. Jh. dar.

Für den ersten Schwerpunkt seiner Argumentation wählte dieser Stralsunder Kaufmann und Unternehmer mehrere umfangreiche Beispielkomplexe. So behauptete er, Holland habe die Wollindustrie entwickelt und sei das entsprechende Fachkräfte-Reservoir der Hansestädte geworden.

In den vielen dem Merkantilismus entlehnten Theorien kommt bekanntlich der Gewinnung fremder Fachkräfte besondere Bedeutung bei der Entwicklung einer eigenständigen gewerblichen Warenproduktion zu. Für die auf eine manufaktuelle Zukunft orientierten schwedisch-pommerschen Kaufleute schien sich in der einheimischen Verarbeitung der Rohwolle eine wichtige Profitquelle zu erschließen. Daher suchten ihre progressivsten Vertreter diesen bisher wenig konkurrenzfähigen Zweig zu entwickeln. Neben der Forderung nach verbesserten Schafzuchtmethoden<sup>14</sup> stimmten sie deshalb vor allem für die Abwerbung erfahrener Spinner, Weber und Färber aus höher entwickelten Ländern. Hier glaubten sie, historische Parallelen im Verhältnis ihrer hansischen Vorfahren zu den damaligen holländischen Tuchproduzenten zu erkennen. „Unsere Schiffahrt nach Antwerpen verschaffte uns die ersten Wollweber“,<sup>15</sup> behauptete Hennings. Angeblich habe zur Zeit der holländischen „Einwanderung“ eine breite, exportintensive Tuchproduktion in den hansischen Städten existiert, die in Umfang und Qualität mit der westeuropäischen Manufakturproduktion des 18. Jh. vergleichbar sei. So suggerierte er seinen kapitalkräftigen Mitbürgern eine gewinnversprechende manufaktuelle Zukunft durch Eingliederung und Ausbeutung solcher Arbeitskräfte in die wenig Profit garantierende, konkurrenzanfällige Gegenwart der Stralsunder wollverarbeitenden Gewerbe. Wie Reichenbach wünschte er, die historischen Erfahrungen zu nutzen. Durch Gewährung von Sonderrechten und finanziellen Unterstützungen wollte Hennings möglichst viele erfahrene Spezialisten ins Land holen.

Der holländische Staat habe die manufaktuelle Entwicklung durch zahlreiche

<sup>14</sup> Hennings, Von Verbesserung hiesiger Wolle, in: *Beyträge zum Nutzen und Vergnügen. Für die Leser der Pommersch-Rügianischen Intelligenzen*, Erster Theil, Greifswald 1753, Nr. 8–12, S. 33–55. Bereits in dieser anonym publizierten Frühschrift entwickelt er Vorstellungen über Verbesserung der Schafzucht. Den gleichen Artikel publizierte er 1762 in: *Hennings, Versuch*, Erster Theil, S. 147–186. Auch Reichenbach, *Patriotische Beyträge*, Zweytes Stück, S. 94–100, greift diesen Gedanken auf.

<sup>15</sup> Hennings, *Vorschläge zur Aufhelfung der Tuchmacher*, in: *Hennings, Versuch*, Zweyter Theil, 1769, S. 149; siehe auch: Reichenbach, *Patriotische Beyträge*, Drittes Stück, S. 11.



Privilegien gefördert. Er sicherte den Absatz dieser Produktionsstätten, leitete Hennings einen weiteren Abschnitt seiner Entlehnungen niederländischer historischer Beispiele ein.

Es kann kaum überraschen, daß Hennings „Freiheiten“<sup>16</sup> für solche, die unzünftige Produktion gewohnten Manufakturisten fordert. Der Widerspruch zwischen feudalen Beschränkungen einer Massenproduktion und der erwünschten Steigerung der Produktion auf kapitalistischer Basis wurde auch von den schwedisch-pommerschen Manufakturunternehmern empfunden. Eine unzünftige Produktion konnte sich nur durch Privilegien und Schutzrechte gegen die starr an ihren Rechten festhaltenden Ämter behaupten. Das wurde auch von einigen Reformschriftstellern verstanden.

Hennings war mitten im Siebenjährigen Krieg, nach mehr als ein Jahrzehnt währenden schweren Auseinandersetzungen mit den wollverarbeitenden Zünften, ohne dauerhafte Unterstützung durch das Veränderungen ablehnende Patriziat, zur Schließung seiner Wollmanufaktur gezwungen worden.<sup>17</sup> So verstand er, daß unter den konkreten Stralsunder Bedingungen sich Manufakturen nur durch staatliche Hilfen in Form von Sonderrechten der Angriffe der traditionell orientierten Handwerker, Krämer und Kaufleute erwehren konnten. Ihn veranlaßten eigene Erfahrungen, seinen Mitbürgern Lehren aus der niederländischen Geschichte des frühen Kapitalismus zu einer Zeit darzustellen, als auch dort die feudalen Elemente noch stark waren. „Durch Freiheiten und leichte Zölle sind . . . die Handlung und Manufacturen zum Wachstume befördert worden; so brachte Baudewin der jüngere, Graf in Flandern, die Manufacturen und Handlung zur Blüthe, als er solche Freiheiten begabte . . .“<sup>18</sup> Insbesondere dachte Hennings an Zollerleichterungen für einheimische Kaufleute. In diesem Sinne formulierte er: „So machten es ehemals die Grafen von Holland, da sie die Güther der amsterdamer Bürger zollfrey zu Wasser und Lande, in und durch ihr Land gehen ließen.“<sup>19</sup>

Einen dritten Schwerpunkt seiner historischen Abhandlung widmete Hennings dem staatlich privilegierten Zwischenhandel. Dieser hätte das handelspolitische Übergewicht der holländischen Kaufleute gesichert, versuchte er an historischen Beispielen nachzuweisen.

Für die Merkantilisten erschloß der Zwischenhandel eine weitere wichtige Profitquelle. Hier war die Möglichkeit gegeben, ohne besondere Kapitalaufwendungen auf Kosten anderer Handelspartner erhebliche Gewinne zu erzielen. Doch konnte nur dann in erstrebenswertem Umfang Kapital akkumuliert werden, wenn der feudale Staat nicht durch hohe Abgaben den größten Teil des handelskapitalistischen Profits abschöpfte.

<sup>16</sup> Hennings, Vorschläge, S. 151; ders., Politische Anmerkungen von den Handelszöllen, in: Hennings, Versuch, Erster Theil, S. 75.

<sup>17</sup> In einem Bericht an die Achtmannskammer vom 21. April 1762 stellt Hennings dar, wie er im Januar 1759 unter finanziellen Verlusten zur Schließung der Manufaktur gezwungen wurde, in: Stadtarchiv Stralsund, Rep. 1, M 11,9.

<sup>18</sup> Hennings, Politische Anmerkungen, S. 75.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 86.

Deshalb trat Hennings in einem vierten Schwerpunkt seiner „politischen“ Schriften gegen willkürliche Steuererhebungen durch die fürstlichen Kammerorgane ein. Es sei die rücksichtslose feudalstaatliche Steuerpolitik gewesen, die Hollands Handel schwer geschädigt habe.

Daher glaubte er auch vor zu hohen Steuersätzen warnen zu müssen. Er hob hervor, daß niedrige Abgaben die Entwicklung des Handels fördern. „So machte es ehemals, der in Erweiterung der Handlung seine Wohlfahrt suchende holländische Staat, da er seinen Kaufleuten . . . eine freye Niederlage von fremden Waaren verliehe; wodurch dieselben in den Stand gesetzt wurden, die Waaren der Süd- und Westlichen Länder, den Nord- und Ostlichen, in eben der Wohlfeilkeit zu liefern, als sie solche selbst zu holen vermochten.“ Damit, so argumentierte er weiter, verdrängten sie die durch ihre Regenten weniger unterstützten Kaufleute. Sie führten ihrem Lande das Geld zu und waren „Herr der europäischen Handlung“.<sup>20</sup> Dabei waren die holländischen Kaufleute besonders begünstigt, weil sie ihr Handelskapital in mächtigen Handels-Compagnien vereinigten.<sup>21</sup> Gestützt auf handelspolitische Fördermaßnahmen hätten sie so besonders große Mengen billiger Rohstoffe der einheimischen Industrie ins Land bringen können.

Andererseits diente das holländische Beispiel Hennings dazu, gegenteilige Entscheidungen des feudalen Staates anzugreifen. So verwies er auf Gefahren für den Zwischenhandel, wenn kurzzeitiger fiskalischer Vorteile wegen die Zölle gesteigert werden. Sobald „aber der Staat diesen Handel mit Abgaben belegte, und die vormalige Wohlfeilkeit dadurch hinderte, so wurde der Fremde veranlasset, die Waaren aus der ersten Hand selbst zu holen, und dadurch gerieth Hollands ausländischer Handel im Verfall und Abnahme“.<sup>22</sup> Indem er am Beispiel der spanischen Gewaltherrschaft zu Beginn der niederländischen Revolution anführte: „so wurde Antwerpen seines großen Handels und schönen Manufacturen vom Herzog Alba, durch die hohen Auflagen beraubt“,<sup>23</sup> deutete er indirekt auch die möglichen bürgerlichen Reaktionen an.

Als Hennings diese Schrift veröffentlichte, bestimmten ernste Auseinandersetzungen zwischen dem Stralsunder Patriziat und einer breiten Oppositionsbewegung der Handwerker und plebejischen Schichten die öffentlichen Diskussionen. Die plötzliche Einführung erheblicher zusätzlicher Steuern hatte die Lage der Gewerbetreibenden, Schiffer und kleinen Handelsleute spürbar weiter verschlechtert.<sup>24</sup>

<sup>20</sup> Ebenda, S. 83–84.

<sup>21</sup> Hennings, Politische Gedanken, S. 126–127.

<sup>22</sup> Hennings, Politische Anmerkungen, S. 84.

<sup>23</sup> Ebenda, S. 75.

<sup>24</sup> Stadtarchiv Stralsund, Rep. 3, Nr. 4857 und Hs. 22. Siehe dazu auch: J. M. Gemeinhardt, Benachrichtigung an unsere verehrungswürdigen Mitbürger in Stralsund in Betreff des publicirten allerhöchsten Königlichen Patents vom 27sten May 1801, Stralsund 1804, S. 152, wo die Meinung der Bürgerdeputierten des 2. und 3. Standes in den Auseinandersetzungen um die Stadtverfassung der Jahre 1801 bis 1804 mit Hinweisen auf das „Blutbad“ von 1616 als Ausdruck der Unzufriedenheit der Stralsunder Bürger aktuelle Bezüge erhält. Gemeinhardt hatte schon in seiner 1802 publizierte Schrift: An meine achtbaren und verehrungswürdigen Mitbürger in Stralsund in Betreff des publi-



So war es durchaus nicht nötig, die revolutionären Ereignisse als besondere Folge der spanischen Unterdrückungsmethoden weiter zu beschreiben. Das historischen Vergleichen aufgeschlossene Leserpublikum, an das sich Hennings wandte, kannte selbstverständlich das weitere Geschehen in den Niederlanden.

Eine solche Alternative stand allerdings in Schwedisch-Pommern in keiner Weise zur Debatte. Zwar hat Hennings Zeitgenosse Reichenbach wenige Jahre später bereits die Notwendigkeit betont, durch kluge Reformen Revolutionen zu vermeiden. Doch hatte er gleichzeitig auf die traditionelle Ablehnung „auführerischer“ Handlungen durch Pommerns Bürger und Bauern verwiesen.<sup>25</sup> Auch wenn es sich hier um eine parteiliche Interpretation im Sinne der herrschenden Klasse handelt, kann doch mit Recht geschlußfolgert werden, daß ernstgemeinte „Drohungen“ in dieser Zeit von den bürgerlichen Reformschriftstellern in Schwedisch-Pommern auch nicht zu erwarten waren. Hennings dürfte wohl verstanden haben, daß revolutionäre Maßnahmen undenkbar waren unter den konkreten gesellschaftlichen Bedingungen seiner Heimat. Es fehlten jene Kräfte noch fast vollständig, die die niederländische Erhebung getragen hatten.

Daher beschränkte sich Hennings dann auch auf die Darstellung der zu erwartenden Reaktionen der durch Zollerschwernisse benachteiligten Handelspartner. Und auch hier entlehnte er sein Beispiel wieder der holländischen Geschichte. „So machten es im vorigen Jahrhunderte die Holländer, als der König von Pohlen einen neuen und großen Zoll aufs Getreide legte; sie holten ihr Getreide aus Archangelsk und setzten Pohlen, Liefland und Preußen dadurch in nicht geringen Schaden.“<sup>26</sup> Die an diesem Modell skizzierte Folge von Zollverschärfungen diente einerseits als Warnung für den feudalen Staatsapparat und war andererseits auch Betonung gemeinsamer Interessen von einheimischem Handelsbürgertum und herrschender Klasse.

Insbesondere kam es Hennings darauf an, von beiden Klassen getragene Maßnahmen zur Entwicklung der schwedisch-pommerschen Wirtschaft anzuregen. Er mußte die Repräsentanten des feudalabsolutistischen Machtapparates von der Notwendigkeit zahlreicher Reformen überzeugen. Gleichzeitig erwuchs jedoch auch die Aufgabe, dem eigenen Handelsbürgertum geeignete Lehren zur quantitativen und qualitativen Erweiterung der Produktion zu vermitteln. Dafür schien Hennings besonders die Darstellung zeitgenössischer holländischer Wirtschaftspolitik geeignet.

Daher vermittelte er neben den historischen Lehren auch Erfahrungen der Holländer, die den Zeitgenossen in Stralsund als wirtschaftspolitische Erfolge der niederländischen Handelskapitalisten im 18. Jh. galten und für Schwedisch-Pommern Beispielfunktionen übernehmen sollten.

---

cirten allerhöchsten Königlichen Patents vom Siebenundzwanzigsten May 1801, auf den Seiten 6, 8 und 35 auf das „Blutbad“ hingewiesen, in dem sich die allgemeine Unzufriedenheit entladen hätte.

<sup>25</sup> Im Greifswald-Stralsunder Jahrbuch, Bd. 13, wird ein Artikel des Autors zu Reformmotivationen bei Johann David von Reichenbach erscheinen. Hier wurde sowohl das Material der „Beyträge“ ausgewertet, als auch das Spätwerk Reichenbachs herangezogen.

<sup>26</sup> Hennings, Politische Anmerkungen, S. 77.

So berichtete er an zahlreichen Beispielen über spezielle holländische Produktionsverfahren. Die Übernahme dieser Techniken sollte dem zünftig gebundenen Gewerbe in Schwedisch-Pommern neue Wege zu einer allgemeinen Steigerung der Produktion weisen.

In den Augen der gebildeten Bürger Schwedisch-Pommerns bot sich Holland aufgrund seiner geographischen Lage am Meer, dem Mangel an Bodenschätzen und der traditionellen Orientierung auf die Produktion in jenen Gewerbezweigen, die auch in Vorpommern schon seit Jahrhunderten das Wirtschaftsleben bestimmten, zu Analogien für ihr Land an. Da die Kapitalkraft der holländischen Handelshäuser und die Güte seiner Manufakturprodukte im Vergleich zu den schwedisch-pommerschen nicht zu übersehen waren,<sup>27</sup> konnte Hennings bei der Popularisierung aktueller holländischer Erfahrungen mit Recht auf das Interesse sowohl vieler adliger Getreide- und Wollproduzenten als auch zahlreicher Kaufleute, Manufakturunternehmer und einzelner aufgeschlossener Gewerbetreibender hoffen.

Daher führte er einerseits holländische Erfolge bei der Gewinnung hochwertiger landwirtschaftlicher Erzeugnisse wie Färbekräuter, Leinölsaaten und der Ziegelherstellung in neuer Qualität an.<sup>28</sup> In diesem Zusammenhang erinnerte Hennings daran, daß die schwedisch-pommerschen Getreidehändler 1740 mit Holland besonders gute Geschäfte tätigen konnten.<sup>29</sup> In dieser Zeit umgingen trotz der Proteste der Seestädte viele adlige Gutsbesitzer das Getreidehandelsprivileg der Städte und profitierten direkt von den wachsenden Getreidepreisen auf westeuropäischen Märkten.

Daneben verwies er auf holländische Methoden der Leinwandbleiche, neuartige Verfahren der Tuchherstellung, der Produktion von Fischfanggeräten, des Fischfangs und der Struktur holländischer Handelsgesellschaften im 18. Jh.<sup>30</sup>

Holland als Ideal der produktiven Verwertung des Handelskapitals in der manufaktuellen Produktion bildete einen zweiten wesentlichen Punkt in Hennings Publizistik zeitgenössischer holländischer kapitalistischer Prinzipien.

Der Kapitalmangel stellte sich den Reformautoren als ein ernstes Problem bei der erstrebten Umgestaltung des schwedisch-pommerschen Wirtschaftslebens dar. So appellierten sie sowohl an die kapitalkräftigen städtischen Einrichtungen als auch an die vermögenden Kaufleute und Beamte, ihr Geld nicht vorrangig in der

<sup>27</sup> Reichenbach, *Patriotische Beyträge*, Viertes Stück, S. 191. Wenn G. Stumpf Holland ein blühendes Land nennt, entspricht er damit den Vorstellungen seiner Landsleute über die Niederlande gegen Ende des 18. Jh. Vgl. dazu: *Wochenblatt*, 11. Stück, S. 81.

<sup>28</sup> Hennings, *Gedanken von der Staatswirthschaft*, S. 14, 17, und 26. In einer anonymen Zuschrift zum *Wochenblatt*, 7. St., S. 35, behauptet ein Leser, die Holländer gewönnen durch den Krapphandel allein aus Deutschland mehr als 4,5 Mill. holländische Gulden im Jahr. Eine weitere anonyme Zuschrift im *Wochenblatt*, 26. St., S. 207, nennt Holland das Land, wo die Landwirtschaft „auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gestiegen“ ist.

<sup>29</sup> Hennings, *Von Erhaltung und Vermehrung des Geldes*, in: Hennings, *Versuch, Zweyter Theil*, S. 32. Auch G. Stumpf würdigt die Vorteile des Getreidehandels mit Holland. Allerdings bezeichnet er die niederländischen Kaufleute als die großen Gewinner der billigen Getreideausfuhr aus Pommern. Siehe dazu: *Wochenblatt*, 1. St., S. 2.

<sup>30</sup> Hennings, *Gedanken von der Staatswirthschaft*, S. 25, 40–43; Hennings, *Vorschläge*, S. 158.



Landwirtschaft oder in Häusererwerbungen anzulegen. Während Reichenbach diese Form der Verwertung des Kapitals durch seine Mitbürger erneut in allgemeinen Darstellungen verurteilte,<sup>31</sup> griff Hennings die Erscheinung mit folgenden Worten an: „Die in Ländereyen, Häusern und anderen unbeweglichen Gütern steckenden Capitale sind in Ansehung derer, die im Handel und bey den Gewerkern herumlaufen, nur todte Capitale zu nennen.“ Holland habe, so polemisierte er weiter, das Glück, nicht so viele Ländereien zu besitzen. Daher konzentriere es sein Kapital auf die Entwicklung von Handel und Manufakturen. „Und eben hiedurch ist es zu seiner itzigen Größe gelangt.“<sup>32</sup> So sei Holland das Land des Geldkapitals geworden und daher wären selbst die „Engländer . . . neidisch auf die Holländer.“<sup>33</sup>

Da er jedoch auch verstand, daß Appelle an die kapitalkräftigen Kaufleute, Schiffer und Beamte den Abfluß des Geldes in die feudal betriebene Landwirtschaft nicht hindern würden, suchte Hennings erneut am holländischen Modell Alternativen zu entwickeln. Als einen Weg, das Kapital auch in Schwedisch-Pommern profitträchtiger zu verwerten und es schnell zu vermehren, wertete er die Tätigkeit holländischer Versicherungen.<sup>34</sup> Damit knüpfte er durchaus an Traditionen der schwedisch-pommerschen Handelsbürger an. Einige von ihnen ließen seit langem häufig auch bei holländischen Privatgesellschaften ihre Frachten versichern. Es gelte zu lernen, wie die „jetzt an Fremden gehenden Prämien“ dem Lande selbst Möglichkeiten eröffnen, schnell das notwendige Kapital eigenem Wirtschaftswachstum zuzuführen. Deshalb entwickelte er detaillierte Vorstellung zur Gründung einer einheimischen „Assecuranzcompagnie“.<sup>35</sup>

Noch 1748 hatte Hennings die Möglichkeit angezweifelt, in Schwedisch-Pommern eine solche Versicherungsgesellschaft erfolgreich finanzieren zu können. Damals glaubte er noch, diese anfangs sehr aufwendige Einrichtung würde die Kapitalkraft der Kaufleute und Schiffer des Landes bei weitem überfordern.<sup>36</sup>

Eine weitere Ursache für das Fehlen verfügbarer Geldmittel wird in den zu hohen Zinssätzen gesehen. H. Langer hat bereits für das 17. Jh. festgestellt, daß das Wucherkapital eine ernsthafte zusätzliche Belastung der Stralsunder kleinen Warenproduzenten war.<sup>37</sup> Das blieb den Reformschriftstellern natürlich nicht verborgen. So suchten sie, den Gedanken einer notwendigen Geldzirkulation im Lande mit Nachdruck zu verbreiten. „Wo nun der Kauf- und Handwerksmann Gelder zu geringen Zinsen hat, da verkauft er seine Waaren wohlfeiler, als wo er hohe Zinsen

<sup>31</sup> Reichenbach, *Patriotische Beyträge*, Viertes Stück, S. 188.

<sup>32</sup> Hennings, *Gedanken von der Staatswirthschaft*, S. 5.

<sup>33</sup> Hennings, *Von Erhaltung*, S. 33.

<sup>34</sup> Hennings, *Gedanken von der Staatswirthschaft*, S. 49.

<sup>35</sup> Hennings, *Vorschläge zur Errichtung einer Assecuranzcompagnie in P. . .*, in: Hennings, *Versuch*, Erster Theil, S. 47–66.

<sup>36</sup> Stadtarchiv Stralsund, Rep. 13, Nr. 1918: Hennings, *Kauffmennische Untersuchung und Bedenken; über die, von Hr. Hoffrath von Boltensstern vermeinte dienliche Vorschläge, zu Verbeßerung der Pommerschen Nahrung und Handlung*.

<sup>37</sup> H. Langer, *Stralsund 1600–1630. Eine Hansestadt in der Krise und im europäischen Konflikt*, Weimar 1970, S. 264–265 (*Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte*, Bd. 9).

geben muß.“ Durch den Geldüberfluß werden alle angeregt, die Produktion zu steigern, und davon profitieren sowohl der Staat als auch die Kaufleute und Gewerbetreibenden. Das bekräftigte u. a. auch das holländische Beispiel, ist das Fazit der Argumentation Hennings gegen das Wucherkapital.<sup>38</sup>

Hier wird der Geldzuwachs bereits vom Standpunkt des sich verwertenden Kapitals gesehen. Kapital erzeugt neues Kapital. Das ist eine Erkenntnis des Stralsunder Kaufmanns und späteren Ratsmitgliedes. An die herrschende Klasse wandte er sich mit der Feststellung, Holland sei groß durch seine Handelsfreiheit.<sup>39</sup> Hier griff er auch wieder den bereits am historischen Beispiel dargestellten Gedanken auf, daß vor allem herabgesetzte Zölle für einheimische Kaufleute gesteigerte Handelstätigkeit ermöglichen.<sup>40</sup> Und so verwies er dann auch auf holländische Zollpraktiken im Gewürzhandel, „wovon sie das Monopolium haben . . . und dieselben mit hohen Abgaben belegen (können), sie lassen sie aber zollfrei aus- und eingehen; weil ihrem Staate an Beförderung der Aufnahme und Dauer des ostindischen Handels zu viel gelegen, als daß sie solchen durch Auflagen hindern und hemmen sollten“.<sup>41</sup> Dabei übersah Hennings jedoch, daß der holländische Staat das Machtorgan der holländischen Handelskapitalisten war. So wie die meisten seiner Zeitgenossen konnte er nicht verstehen, daß vom feudalistaatlichen Machtapparat trotz zeitweiliger Zugeständnisse eine solche prinzipielle, in erster Linie dem Handelskapital dienende Entscheidung nicht zu erwarten war.

Doch zeigte die Erfahrung der jungen Kapitalistenklasse in anderen, höher entwickelten deutschen Staaten, daß es möglich war, den Staat für bestimmte wirtschaftspolitische Förderungsmaßnahmen zu gewinnen. So galt es für die Merkantilisten als erwiesen, daß die zollfreie Einfuhr von Rohmaterialien ein geeignetes Element sei, die manufaktuelle Produktion von Fertigwaren für den Massenbedarf anzuregen. Daher hob auch Hennings hervor, daß Holland Rohmaterialien zollfrei ins Land lasse, damit seinen Manufakturen „Arbeit und Verdienst zugewandt wird“.<sup>42</sup>

Bekanntlich nutzten auch viele progressive Kameralisten den Verweis auf späteren finanziellen Gewinn in Form der Akzise und der Steuern durch eine begüterte Bevölkerung, um den jeweiligen Landesfürsten zur Herabsetzung der Zollgebühren für Rohmaterialien zu gewinnen. Solche Maßnahmen entsprachen den Gewinninteressen der besitzenden Klassen. Daher konnte Hennings auch hier auf Zustimmung bauen.

Das besondere Augenmerk der adligen wie auch der bürgerlichen Gutsbesitzer in Schwedisch-Pommern galt neben dem Getreidehandel dem gewinnbringenden Wollabsatz. Es hatte bereits im ersten Drittel des 18. Jh. vor allem von Seiten des

<sup>38</sup> Hennings, Politische Gedanken, S. 110.

<sup>39</sup> Hennings, Schreiben über die Austheilung der Nahrung und Bestimmung des Großhandels, in: Hennings, Versuch, Erster Theil, S. 136.

<sup>40</sup> Hennings, Politische Anmerkungen, S. 96.

<sup>41</sup> Ebenda, S. 78.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 82.



Adels Bestrebungen zur Gründung einer Wollmanufaktur auf korporativer Basis gegeben. Doch das Stralsunder Handelsbürgertum hatte diesem Versuch des Adels, die städtische Monopolstellung zu erschüttern, erfolgreich Widerstand geleistet.<sup>43</sup> Spätere Projekte sowohl adliger als auch kapitalkräftiger bürgerlicher Kreise, Wollmanufakturen einzurichten, unterstreichen jedoch das Interesse an der inländischen Verarbeitung dieses Landesprodukts. Auch dort mußten Wege gezeigt werden, entstehende einheimische Wollmanufakturen konkurrenzfähig aufzubauen. So verwies Hennings darauf, daß Holland spanische Rohwolle aufkaufe und die Fertigwaren mit großem Gewinn wieder verkaufe. Holland sei gegenwärtig auch ein erfolgreicher Leinwandproduzent.<sup>44</sup>

Aus eigener Erfahrung wußte er aber, daß zahlreiche Voraussetzungen gegeben sein mußten, um den schwedisch-pommerschen Manufakturen eine ähnliche gewinnträchtige Entwicklung zu garantieren. War es einerseits die Orientierung auf ausländische Fachkräfte, so ergänzte er seine Hinweise mit der Forderung nach eigenständiger „Qualifizierung“ notwendiger Manufakturarbeiter. Und auch hier galt ihm neben dem Hamburger vor allem das holländische Beispiel. So verwies er auf Amsterdam als eine Stätte, wo das Bettler- und Müßiggängerunwesen mit Erfolg durch Arbeitshäuser bekämpft wurde.<sup>45</sup>

Es ist hier nicht der Platz für weitere Bemerkungen über die Rolle der Zucht- und Arbeitshäuser bei der Eingliederung dieser Schichten in den kapitalistischen Arbeitsprozeß. So muß auch auf die Darstellung der Henningschen Vorschläge zur Einrichtung eines solchen Arbeitshauses verzichtet werden.

Es sollte verdeutlicht werden, daß die Publizierung des Holland-Modells bei den schwedisch-pommerschen Reformideologen aus dem Bestreben erwächst, das eigene Wirtschaftsleben durch solche, dem Merkantilismus entlehnten Prinzipien zu entwickeln. So steht vor allem in den Schriften Johann Nicolaus Hennings der aufstrebende holländische Handelskapitalist der Periode der klassischen ursprünglichen Akkumulation gleichsam als Ideal für den erwünschten Typ eines einheimischen Unternehmer-Kaufmanns.

Aber auch andere Reformschriftsteller Schwedisch-Pommerns nutzten Beispiele aus der holländischen Geschichte, um ihre Ausführungen zu Maßnahmen für eine beschleunigte manufakturkapitalistische Entwicklung des Landes überzeugend belegen zu können.

Insbesondere wurden holländischen Erfahrungen aus dem 15. bis 17. Jh. angeführt. Holland habe die moderne Wollindustrie und die notwendigen Fachkräfte entwickelt, war ein wesentliches Argument der Publizisten. Die Förderung der manufakturrellen Entwicklung durch zahlreiche Privilegien und die staatliche Sicherung des Absatzes wird als weitere Erklärung holländischer Erfolge genannt. Als eine andere wichtige Maßnahme werteten sie die durch den Staat geförderten hol-

<sup>43</sup> R. Kusch, Zur Entwicklung der manufakturrellen Produktion in Stralsund während der späten Schwedenzeit (1720–1815), Greifswald, Univ., 1976, Dipl.-Arb., Masch., S. 87–93.

<sup>44</sup> Hennings, Gedanken von der Staatswirthschaft, S. 23–24.

<sup>45</sup> Hennings, Entwurf von einem Landes-Werkhaus, in: Hennings, Versuch, Zweyter Theil, S. 112, 114, 122 und 132.

ländischen Handels-Compagnien, den abgabefreien Zwischenhandel und eine mäßige feudalstaatliche Steuerpolitik.

Daneben wurden aktuelle wirtschaftspolitische Erfolge der niederländischen Handelskapitalisten und Manufakturunternehmer publiziert. Spezielle, für die schwedisch-pommersche Gewerbeentwicklung wichtige Produktionsverfahren sind ebenso vorgestellt worden wie holländische zeitgenössische Maßnahmen zur Vermehrung des produktiven Kapitals.

Berücksichtigt man die zahllosen feudalen Hemmnisse in Schwedisch-Pommern in der zweiten Hälfte des 18. Jh., so wird die Bewunderung der Repräsentanten des zwar äußerst schwachen, jedoch auch nach effektiveren Profitmöglichkeiten suchenden dortigen Manufakturbürgertums für die holländischen Vorbilder verständlich.



